Zehn Jahre aus meinem Leben

— 1862 bis 1872 —

von

Prinzessin Felix zu Salm-Salm.

Mit dem Porträt der Verfasserin.

Dritter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1875.

Inhalt.

Drittes Buch.

In Europa.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Drittes Buch.

In Europa.

I.

Eine Reise von mehreren tausend englischen Meilen ist für eine junge einzelne Frau wahrlich keine kleine Aufgabe, besonders wenn sie wie ich mit einem Hund reist, den Niemand mehr als einen kleinen Hund anerkennen wollte, und der in der That gegen zwanzig Pfund wog und betrübend lange Beine hatte. Kleine Kinder sind auf der Reise eine große Last, allein sie werden doch überall wenigstens als ein nothwendiges Uebel angesehen, während ein Hund von Eisenbahn- und Postkondukteuren, ja selbst von Schiffskapitänen mit einem Eifer verfolgt wird, der nicht selten in Fanatismus ausartet. Ein Baby braucht man wenigstens nicht zu verstecken, und wenn auch Junggesellen entsetzt von einem Coupé zurückfahren, aus welchem ihnen die süße Stimme eines Kindes entgegenschallt, was für Damen eher die angenehme Seite der Kindertransportirung ist, so können doch Kondukteure nichts dagegen haben, während man einen Hund sorgfältig vor ihren spionirenden Luchsaugen verbergen muß,

und selbst gute Worte in Begleitung von noch überzeugenderem Silber manchmal wirkungslos sind. Wollte Jimmy seine Memoiren schreiben, so bin ich überzeugt, daß sie nicht nur vom ganzen Hundegeschlecht, sondern auch von allen Damen, die einen Schooßhund haben, mit Interesse gelesen werden würden.

Der Neujahrstag 1868 an Bord der Ville de Paris war ein sehr elender Tag, denn das Wetter war außerordentlich rauh und Jedermann war seekrank, ich selbst und Jimmy nicht ausgenommen.

Am 6. Januar kamen wir in Brest an, wo ich im Hotel Lamarque abstieg. Ich sandte sogleich telegraphische Depeschen an Felix und seinen Bruder und war sehr unangenehm durch die am nächsten Tage erhaltene Nachricht überrascht, daß mein Mann verhindert war, mich von Brest abzuholen, daß er mich jedoch in Paris erwarten werde.

Es war sehr natürlich, daß ich in schlechter Laune war, und diesem Umstande mag es zugeschrieben werden, daß der erste Eindruck, den Europa auf mich machte, nichts weniger als günstig war. Es erschien mir Alles außerordentlich klein im Vergleich mit Dem, was ich in Amerika verlassen hatte. Die Flüsse sahen aus wie Bäche, die Berge wie Maulwurfshügel und die Bäume wie Spielzeug.

Die Leute im Hotel waren indessen sehr freundlich und standen mir nach besten Kräften bei. Die Wirthin begleitete mich am nächsten Morgen nach dem Bahnhof, um bei der Hand zu sein, wenn ich etwa Schwierigkeiten mit Jimmy haben sollte, da es in Frankreich auf das Strengste verboten war, Hunde in die Coupés erster Klasse zu nehmen. Den edeln Hund der Schmach des Hundekastens zu unterwerfen, empörte mein Gefühl, und ihn von vornherein gegen eine solche entwürdigende Zumuthung zu schützen, hatte ich ihn mit Hülfe der Wirthin als Baby verkleidet, und da ein dicker Schleier seine liebe lange Schnauze verhüllte, so gelang es, die scharfäugigen Eisenbahnbeamten zu betrügen. Die verlassene junge Mutter erregte ihre Theilnahme und ich hatte die ganze Zeit ein Coupé für mich allein.

Am 9. Januar Morgens ein Uhr kam ich in Paris an, wo mein guter Mann mich am Bahnhof erwartete. In der Freude des Wiedersehens vergaß ich mich, und der Eisenbahn-Kondukteur entdeckte, daß mein Baby vier Füße hatte! Er schien außerordentlich beängstigt, aber ein goldener Napoleon beruhigte seine Angst und wir fuhren sehr glücklich davon.

Wir beabsichtigten, schon an dem Abend desselben Tages nach Schloß Anholt abzureisen, wo der regierende Prinz Salm-Salm, Felix's ältester Bruder, residirte, wur-

den indessen einen Tag länger festgehalten, da wir mancherlei Einkäufe zu machen hatten.

Paris gefiel mir sehr, obwohl es sich unter außerordentlich ungünstigen Umständen präsentirte, denn das Wetter war so schlecht als möglich.

Es ist begreiflich, daß ich auf der Reise nach Anholt etwas beklommen war. Obwohl Felix mir die Versicherung gegeben hatte, daß ich von seiner ganzen Familie auf das Freundlichste empfangen werden würde, so schien mir doch steifes, förmliches Wesen von Fürsten unzertrennlich, und ich fühlte mich unbehaglich.

Wir kamen am 11. Januar um zehn Uhr Morgens in Anholt an, und alle meine Besorgnisse schwanden augenblicklich, da der Bruder meines Mannes und seine zahlreiche Familie mich mit der wärmsten Herzlichkeit empfingen.

Prinz Alfred zu Salm=Salm, Herzog von Hoogstraaten, Wild= und Rheingraf u. s. w. u. s. w. — alle seine Titel können im gothaischen Kalender nachgesehen werden — war trotz all' dieser hochklingenden Titel ein sehr einfacher, anspruchsloser, guter und sehr höflicher Mann, der mich nicht als eine Fremde, sondern vom ersten Augenblick an als eine Schwester behandelte, so daß ich mich gleich zu Hause fühlte.

Seine Gemahlin, eine Prinzessin Croy, lebt zwar noch,

allein wohnt nicht im Schlosse. In Folge eines Kindbettes wurde sie unheilbar krank und ihr Aufenthalt in einer Krankenanstalt wurde nothwendig. Die Abwesenheit der Herrin des Hauses fiel indessen nicht auf, da vier Töchter im Schlosse lebten, von denen die älteste älter als ich war.

Schloß Anholt ist ein außerordentlich altes, weitläufiges und großartig aussehendes Gebäude, welches sich um einen Thurm gruppirt, der dort schon vor Christi Geburt von den Römern errichtet wurde. Das ganze Schloß ist, wie Amsterdam, auf Pfählen erbaut, die im Lauf der Zeit versteinerten. Der ganze Boden rings umher ist sumpfig, und man braucht nur einen Fuß tief zu graben, um Wasser zu finden.

Das Haus enthält sehr schöne Hallen, angefüllt mit Waffen und anderen Reliquien aus alten Zeiten, und über hundert Zimmer. Die Gemäldegalerie ist außerordentlich schön und sie enthält sehr werthvolle Originalgemälde von Correggio, Rubens und anderen alten Meistern.

Alles Dieß ist sehr schön und adelig, — allein dennoch entsprach es nicht den Vorstellungen, die ich mir von einem fürstlichen Palast gemacht hatte. Gewöhnt an die luxuriösen Häuser der reichen Leute in Nordamerika, erschien mir Alles in dem westphälischen Schlosse gewöhn=

lich und gewissermaßen uncivilisirt. Ich erstaunte über die nackten Treppen und Fußböden der Zimmer, wo nur hin und wieder kleine Teppiche den Fußboden von dunklem Eichenholz bedeckten, der durch Bohnen so glatt gemacht war, daß ich Mühe hatte, auf demselben zu gehen, und beim Eintritt in mein Schlafzimmer wirklich hinfiel.

In Amerika gibt es keine solche feudalen Schlösser, und da man dort auch keine feudalen Ideen kennen lernt, so sah ich diese feudale Einfachheit nicht mit demselben zufriedenen Stolz an, wie die Mitglieder der Familie. Moderne elegante Wohnungen kann sich indessen jeder reiche Käsekrämer verschaffen, während solche großartige Hallen, massive Treppen u. s. w. nur in den Sitzen altadeliger Familien zu finden sind.

Wenn ich mich in Bezug auf Schloß Anholt etwas getäuscht fand, so war dieß in Bezug auf die Menschen, die es bewohnten, noch mehr der Fall, nur im entgegengesetzten Sinne. Meine Befürchtungen waren durchaus überflüssig gewesen, denn Alle bemühten sich, es mir behaglich zu machen. Prinz Alfred, wenn auch regierender Fürst, Herzog u. s. w., wich in seinem Benehmen von keinem andern wohlerzogenen Gentleman ab, und seine Töchter waren ganz natürliche, liebe, gutherzige Mädchen, ohne dummen Stolz oder mit irgend welchen anderen thörichten Einbildungen behaftet.

Der Haushalt des Prinzen wurde in einem Styl geführt, wie es zu seiner Stellung paßte; Alles war auf's Beste geordnet und angenehm. Da das Wetter nicht günstig war, so waren wir meistens auf das Schloß beschränkt, wo wir die Zeit mit häuslichen Beschäftigungen und Unterhaltungen zubrachten. Mein Schwager lehrte mich Billard spielen und seine Töchter spinnen, was mir viel Vergnügen machte.

Wenn es das Wetter erlaubte, so ritten oder fuhren wir spazieren, denn der Fürst hielt vierundzwanzig schöne Pferde in Ställen, wie ich sie selbst in England nicht so zweckmäßig und elegant gesehen habe; oder wir machten Spaziergänge nach irgend einer Farm, wo wir Kaffee tranken. Felix und sein Bruder gingen auf die Hasenjagd, und ich begleitete sie hin und wieder mit meinem Gewehr und hatte manchmal ganz gute Erfolge. Mit einem Wort, wir führten ein ruhiges Landleben, welches mir sehr wohl gefiel nach all' den aufregenden Szenen, die ich durchgemacht hatte, wovon indessen wenig Interessantes erzählt werden könnte, ohne in Details einzugehen.

Die Zukunft meines Mannes beschäftigte Fürst Alfred sehr. Obwohl Felix bis an sein Ende im Schloß Anholt hätte bleiben können, so hätte solch' müßiges und abhängiges Leben weder ihm noch mir behagt, und es war sein

größter Wunsch, wieder in die Armee zu treten. Er hatte früher sowohl in der österreichischen als in der preußischen Armee gedient, und es war in Betracht zu ziehen, wo er die besten Chancen haben würde. Seine Neigungen zogen ihn durchaus nach Preußen; da er jedoch einst diese Armee als noch sehr junger Offizier verlassen hatte, so war es ziemlich zweifelhaft, ob er in der preußischen Armee eine Stellung finden würde, wie er sie in seinem vorgerückten Alter annehmen konnte und nachdem er Stellen von einiger Wichtigkeit bekleidet hatte. In Oesterreich schienen seine Chancen besser; er war der Chef des Haushaltes von Kaiser Maximilian gewesen, war von ihm besonders ausgezeichnet worden und sein Gefährte im Gefängniß gewesen. Ueberdieß hatte der Kaiser seiner in seinem Testamente gedacht und auf andere Weise sein Vertrauen und seine Liebe zu meinem Manne ausgedrückt. Es war daher vernünftigerweise zu erwarten, daß er von dem kaiserlichen Bruder seines Freundes und Kaisers günstig empfangen werden würde.

Es waren indessen noch andere Hindernisse im Wege, welche nicht so leicht hinwegzuräumen waren und die nicht nur gefahrbringend, sondern mit Umständen von ganz besonders unangenehmem Charakter verbunden waren.

Ich erwähnte früher, welche Gründe meinen Mann bewogen, Europa zu verlassen, — seine Schulden. Diese

waren noch unbezahlt und von seinen Gläubigern keineswegs vergessen. Obwohl diese Leute beinahe jede Hoffnung aufgegeben hatten, etwas zu erhalten, als mein Mann nach Amerika ging, so wurde dieselbe doch wieder angeregt durch seine Rückkehr, welche sie durch die Zeitungen erfuhren, zugleich mit der Nachricht, daß Kaiser Maximilian ihm testamentarisch ein Legat vermacht habe, worauf die Gläubiger spekulirten.

So lange mein Mann noch in Mexiko war, würde es leicht gewesen sein, mit ihnen ein Arrangement zu treffen, allein seine Rückkehr machte ein solches weit schwieriger. Einige dieser Leute wandten sich an den Fürsten Alfred; allein wenn derselbe auch geneigt war, viel für seinen Bruder zu thun, so konnte er doch nicht daran denken, die übertriebenen Forderungen dieser Leute zu befriedigen, da er nicht nur selbst eine zahlreiche Familie hatte, sondern auch außerdem sehr gut die Entstehungsgeschichte dieser Schulden kannte und wußte, wie schamlos Wucherer und Halsabschneider den Leichtsinn und die Verschwendungssucht seines jungen Bruders benutzt hatten.

Ehe man zu einer Entscheidung in dieser ernsthaften Angelegenheit kommen und Schritte in dieser Richtung thun konnte, war es nothwendig, sich über die Chancen zu versichern, welche mein Mann in Bezug auf eine künftige Laufbahn hatte. Es wurde daher zwischen Fürst

Alfred und Felix ausgemacht, daß der Letztere nach Wien reisen solle. Mein Mann wollte allein dorthin gehen und mich in Anholt zurücklassen, allein damit war ich nicht einverstanden. Ich hatte dem verstorbenen Kaiser versprochen, seine Mutter, Erzherzogin Sophie, zu besuchen, und war begierig, mein Versprechen zu erfüllen. Der Widerspruch meines Mannes wurde durch Fürst Alfred überwunden, und wir Beide reisten am 14. Februar nach Wien ab.

Das Wetter war sehr schön geworden und die Reise machte mir viel Vergnügen, denn ich sah zum ersten Mal den Rhein und seine schönen Ufer. Westphalen ist nicht gerade der schönste Theil von Deutschland; aber nun führte uns unser Weg durch Gegenden, welche mir weit besser gefielen und mich mit dem Vaterlande meines Mannes, meiner künftigen Heimat, aussöhnten.

In Wien stiegen wir in einem in einer engen Straße gelegenen, aber sehr guten alten Hotel, „Erzherzog Karl", ab. Mir gefiel Wien außerordentlich, denn es ist eine schöne Stadt mit reizender Umgegend.

Am nächsten Tage speiste mit uns ein Neffe meines Mannes, Prinz Alfred. Er war damals österreichischer Offizier. Ein anderer Sohn des Bruders meines Mannes diente in der preußischen Armee. Ich bemerkte schon früher, daß die Sympathieen des hohen katholischen west=

phälischen Adels stets zwischen Oesterreich und Preußen getheilt waren und daß er seine Söhne bald in diese, bald in jene Armee schickte.

Als unsere Ankunft in Wien bekannt wurde, erhielten wir viele Besuche, besonders von früheren Bekannten aus Mexiko. Dr. Basch und Oberst von Kodolitsch kamen und ebenso Admiral Tegetthoff.

Am 18. hatte mein Mann eine Audienz bei dem Kaiser von Oesterreich, von welcher er ziemlich unbefriedigt zurückkam, da er wohl einen gnädigern Empfang erwarten durfte. Die Zurückhaltung des Kaisers war jedoch leicht erklärlich. Nach der Katastrophe in Mexiko kamen eine Menge Leute in Wien an, die alle Maximilian gedient hatten und von dessen Bruder glänzend belohnt zu werden hofften. Der Kaiser wurde sehr belästigt und hatte sich gegen die zahlreichen Bittsteller durch kühles Benehmen zu wehren. Dieß mag zur Erklärung dienen, warum mein Mann Ursache hatte, von seinem Empfang wenig befriedigt zu sein, da seine Ausnahmsstellung bei Maximilian ihn zu der Erwartung berechtigte, daß dessen Bruder mit ihm eine Ausnahme machte.

Orden sind an Höfen ziemlich wohlfeil und werden oft in sehr ungeeigneter Weise verliehen, wie es sicher der Fall war in Bezug auf Baron Lago, über den sich Maximilian so unzweideutig ausgesprochen hatte. Gütig

und nachgebend, wie der Kaiser war, hatte er sich bewegen lassen, diesem wichtigthuenden Diplomaten ein schriftliches Zeugniß seines Wohlverhaltens zu geben, welches der Baron, sobald es nur irgend ging, in Wien produzirte und in Folge dessen er einen Orden erwischte, auf den ich an seiner Stelle nie ohne Erröthen würde blicken können. Von diesem edeln Baron erhielt der Kaiser wahrscheinlich Bericht über meinen Mann, denn ein Brief, welchen Maximilian dem Gesandten gegeben hatte, ihn in Wien vorzuzeigen, um den Kaiser von dem vertrauten Verhältniß in Kenntniß zu setzen, in welchem er zu meinem Manne stand, — war von dem Baron vernichtet worden, aus Furcht, daß derselbe bei ihm gefunden werden und seinen kostbaren Hals in Gefahr bringen möchte. So kam es, daß der Freund Maximilian's von dessen Bruder nicht einmal ein solches Zeichen der Anerkennung erhielt, wie es sogar einem Baron Lago zu Theil wurde! Er fühlte sich dadurch schmerzlich berührt und gekränkt, und als am nächsten Tage durch einen Adjutanten ihm eine unbedeutende Geldsumme oder ein Jahrgehalt angeboten wurde, lehnte er ab, da er sich durch ein solches Anerbieten gedemüthigt fühlte, was indessen ganz gewiß nicht in der Absicht des Kaisers lag.

Die Anwesenheit meines Mannes in Wien blieb von seinen Gläubigern nicht unbeachtet, und am 22. Februar

ließen ihn dieselben arretiren. Er wurde indessen freigelassen, als er dem Beamten zweitausendfünfhundert Dollars zahlte; allein um eine Wiederholung solches Vorfalles zu vermeiden, nahm er das Anerbieten eines klügern oder mehr spekulativen Gläubigers, ihn in seinem Hause zu verbergen, an. Da er sich aber auch hier nicht sicher fühlte, so hielt er es doch für rathsam, Wien zu verlassen.

Ich hatte Erzherzogin Sophie um eine Audienz gebeten und mußte schon bleiben. Da die Kaiserin nicht in Wien anwesend war, so konnte ich weder ihr noch dem Kaiser vorgestellt werden. Es ist auch möglich, daß der Letztere mich nicht empfangen haben würde, wie es mit Frau von Miramon der Fall war, obgleich sie einen eigenhändigen Brief Maximilian's hatte, in welchem derselbe sie und ihre Familie seinem Bruder empfahl. Sie blieb sechs Wochen im Hotel, vergeblich auf Bewilligung einer Audienz wartend, und hatte endlich abzureisen, ohne den Kaiser gesprochen zu haben. Ich erklärte bereits die anscheinende Härte dieses gütigen Fürsten. Die Ansprüche, die an ihn von Leuten gemacht wurden, welche seinem Bruder gedient hatten, wurden in der That überwältigend, und wenn er erst anfing, sie zu befriedigen, so war gar kein Ende abzusehen. Als die Angelegenheiten mehr geordnet waren und man im Stande war, die Vermögens-

verhältnisse seines Bruders zu übersehen, vergaß der Kaiser Frau von Miramon nicht und sorgte für sie in sehr edler, freigebiger Weise.

Erzherzogin Sophie empfing mich am 27. Februar. Sie war sehr gütig, weinte viel und dankte mir sehr für das, was ich für ihren geliebten Sohn gethan hatte. Sie sagte, sie sei sehr dagegen gewesen, daß derselbe sich mit solchen Barbaren einließe, und ich müßte ihr Alles mittheilen, was der arme Maximilian gesprochen, wie er ausgesehen habe u. s. w. Sie war in der That außerordentlich gerührt.

Ihre Dankbarkeit beschränkte sich nicht nur auf Worte, denn bald darauf wurde mir von Seiten Seiner Majestät des Kaisers eine jährliche Pension von zwölfhundert Dollars angeboten, die ich mit Dank annahm. Und etwa vierzehn Tage nach meinem Besuch sandte mir die Erzherzogin durch die Gräfin von Fürstenberg ein prächtiges Armband mit dem Porträt des Kaisers Maximilian als Andenken.

Ich verließ Wien am 28. Februar und traf meinen Mann in München an der Eisenbahnstation. Wir besuchten dort eine Tante von Felix, eine Gräfin von Salm-Hoogstraaten, deren Gemahl nicht zu Hause, sondern in Bonn bei einem seiner Brüder war. Wir brachten einen Tag mit der Gräfin und ihrer Tochter zu, die reizende,

liebenswürdige Damen waren, und reisten am 2. März früh Morgens ab. Als wir um halb zehn Uhr Abends in Bonn ankamen, fanden wir in der Station die Grafen Albrecht und Hermann von Salm-Hoogstraaten, welcher Letztere in Bonn ein Haus hat. Wir blieben einen Tag in dieser sehr hübschen Stadt.

Am Nachmittag erhielten wir einen Besuch von dem ältesten Sohn des Fürsten Alfred, Leopold, Erbprinz des Hauses Salm-Salm, den ich hier zum ersten Mal sah, da er nicht im Schloß Anholt wohnte, sondern in Godesberg die Wasserkur brauchte. Diese wichtige Person sagte nicht viel, allein starrte mir schweigend den ganzen Nachmittag in's Gesicht.

Wir kehrten ziemlich traurig und niedergeschlagen nach Anholt zurück, denn unsere Zukunft sah sehr dunkel aus. Ehe mein Mann sich nicht mit seinen lamentirenden Gläubigern arrangirt hatte, konnte er nicht daran denken, in die Armee zu treten. Dieses Arrangement wurde aber täglich schwieriger, denn seit die Gläubiger gewahr wurden, daß man begierig war, es zu machen, und daß der regierende Fürst sich der Sache annahm, überstiegen ihre Forderungen alle vernünftigen Grenzen. Unter solchen Umständen war es uns unmöglich, in Deutschland zu bleiben, und wir dachten ernstlich daran, es

wieder zu verlassen, allein wohin wir gehen sollten, wußten wir nicht.

Obwohl mein Schwager und seine Familie alles Mögliche thaten, uns den Aufenthalt angenehm zu machen, konnten wir doch unsere traurigen Gedanken nicht los werden. Wir tappten im Dunkeln umher und konnten lange zu keinem Entschluß kommen.

Das Leben in Anholt ging unterdessen in seiner ruhigen Weise fort und wurde nur durch gelegentliche Besuche von Verwandten unterbrochen, die uns oder die wir besuchten. So besuchten wir die Wittwe des Prinzen Emil Salm-Salm, eines Bruders von Fürst Alfred und Felix, die in Cleve wohnte, wo ihre beiden Söhne auf dem Gymnasium waren. Sie heißt Minna. Sie ist eine ziemlich starke und sehr fromme Dame. Felix mochte sie sehr gern und sie schrieb mir, als ich noch in Amerika war, einen so salbungsvollen, frommen Brief, daß ich förmlich Angst vor ihr bekam. Sie ist sicherlich eine Heilige, und wenn sie vor mir sterben sollte, will ich nicht verfehlen, meinen Einfluß bei dem heiligen Kollegium — unter dem ich später einige Freunde erwarb — geltend zu machen, damit sie kanonisirt wird.

Die Zeit verging, ohne daß in Bezug auf uns etwas Entscheidendes geschah. Alfred gab die Versuche nicht auf, mit meines Mannes Gläubigern zu Ende zu kommen,

und um dieß besser zu erreichen, wurde es für zweckmäßig gehalten, daß wir für einige Zeit Deutschland verlassen sollten.

Während unseres Aufenthaltes in Mexiko hatten wir stets eine lebhafte Korrespondenz mit Corvins unterhalten. Dem Obersten, der eine Stelle im Schatzamt der Vereinigten Staaten hatte, wurden die „Greenbacks" und „Seventhirties" langweilig und er ging 1867 als Spezial-Korrespondent der New-Yorker Times mit seiner Frau nach Berlin. Wir hatten miteinander verabredet, uns irgendwo in der Schweiz zu treffen, wo wir den Sommer zubringen wollten.

Als wir fast zur Abreise fertig waren, wurde mein Schwager, Fürst Alfred, sehr ernstlich krank und die ganze Familie war in der größten Bestürzung. Jedermann liebte Fürst Alfred, denn er ist ein sehr freundlicher, gütiger Mann und Vater, und sein Tod würde nicht nur von allen seinen Kindern tief empfunden worden sein, weil sie ihn liebten und hochachteten, sondern auch weil dadurch eine große Veränderung eingetreten wäre. Starb er, so würde der oben erwähnte Erbprinz Leopold Haupt der Familie, und er ist seinem Vater so unähnlich als nur möglich. Für uns wäre eine solche Veränderung eine große Kalamität gewesen, denn kein älterer Bruder konnte gegen den jüngern liebevoller sein, als Alfred es

gegen Felix war. Die berühmtesten Aerzte aus Bonn wurden sogleich geholt, allein sie stimmten Alle darin überein, daß Fürst Alfred sehr gefährlich krank und wenig Hoffnung für seine Genesung da sei.

Alle Glieder der Familie und auch der Herzog von Croy kamen in Anholt an, und Freitag den 3. April empfing Fürst Alfred die letzten Sakramente. Von da an jedoch besserte sich sein Zustand allmälig. Ende April war er gänzlich außer Gefahr und wir reisten Dinstag den 5. Mai nach der Schweiz ab.

Wir nahmen in Köln das Dampfboot und machten von unserem Wege einen Abstecher nach dem alten Ahnenschloß der Salms, der frühern Residenz der Rheingrafen, dem Rheingrafenstein, welches nun eine Ruine ist und noch der Familie gehört. Da mein Mann gute Gründe hatte, nicht erkannt zu werden, so hatten wir beschlossen, auf dieser Reise seinen Prinzentitel in den Koffer zu packen und unter dem Namen von Stein zu reisen.

Wir gingen über Basel nach Konstanz und von dort mit dem Dampfboot nach Rorschach im Kanton St. Gallen, wo wir am 9. Mai ankamen und Corvins fanden, die bereits zwei Tage früher eingetroffen waren.

Rorschach ist ein dicht am See gelegenes großes Dorf, welches überall in Amerika eine Stadt genannt werden würde. Es liegt Friedrichshafen in Württemberg gerade

gegenüber, am Fuße eines gegen eine halbe Meile langen Hügels, welcher vom See aus allmälig bis zu zweitausend Fuß Höhe hinansteigt. Ich war nicht in der Gemüthsstimmung, irgend etwas zu genießen, und das war wahrscheinlich der Grund, weßhalb mir der Ort nicht gefiel, von dem Corvins entzückt waren. Wir stiegen in dem hart am See gelegenen Hotel garni ab, vor welchem die Eisenbahn dicht vorüber fährt. Da mir die Wohnung durchaus nicht zusagte, so sahen wir uns nach einer andern um und fuhren in einem Boot nach Arbon, welches auf einem Landvorsprunge liegt. Aus dem Garten des Wirthshauses hatten wir eine wunderschöne Aussicht auf den Säntis und seine Gletscher; da aber das Gasthaus für unsern Geschmack etwas zu ländlich war, so wollten wir nicht hinziehen.

Salm und Corvin, die auf Entdeckungen ausgingen, fanden ein kleines altes Schloß etwa eine Viertelstunde von Rorschach, welches auf dem Abhange des erwähnten Hügels etwa zweihundert Fuß über dem See liegt. Es heißt Schloß Wiggen und gehört einem frühern Landammann von St. Gallen, dem Regierungsrath Hoffmann von Leuchtenstern, der es mehrere Jahre bewohnt hatte, aber, seit er ein Wittwer geworden, nach St. Gallen gezogen war. Da wir hörten, daß das Schloß vollkommen im Stande und möblirt war, so wünschten wir es zu

miethen und gingen nach St. Gallen, um mit dem Eigenthümer zu reden, der nichts dagegen hatte, und wir mietheten es.

Salm und ich bewohnten ein sehr großes Eckzimmer mit daranstoßendem Schlafzimmer. Aus den Fenstern hatten wir eine wundervolle Aussicht über den Bodensee und seine Ufer. Corvins wohnten in dem gegenüberliegenden Eckzimmer, getrennt von dem unsrigen durch einen Vorplatz mit einem großen Fenster, in welchem sich die alten Wappen früherer Bewohner befanden. Während unsere Zimmer modernisirt waren, hatte man das, welches unsere Freunde bewohnten, in seinem ursprünglichen Zustande gelassen. Die Wände waren bunt und merkwürdig bemalt und mit vielen ebenso bemalten Schränken versehen, zu denen wunderbare pistolenartige Schlüssel mit verwickelten Bärten gehörten. Die Möbel bestanden aus einem etwa zweihundert Jahre alten Eichentisch, geradlehnigen Stühlen, einem engen Bett in einer kleinen Nische und einem andern, sehr breiten, frei im Zimmer stehenden.

Der merkwürdigste Gegenstand in jenem Zimmer war indessen der Ofen; es war der größte und respektabelste Zimmerofen, den ich in meinem Leben gesehen habe, und er ist werth, beschrieben zu werden.

Auf vier soliden, etwa zwei Fuß hohen, eisernen

Füßen ruhte eine mehr als drei Zoll dicke viereckige Steinplatte von sechs Fuß Länge und dreieinhalb Breite, und auf ihr stand ein mehrere Fuß hoher, von grün glasirten, verzierten Kacheln erbauter Kasten, in welchem ein ganzes Fuder Holz Platz hatte. Auf diesem vier=eckigen Unterbau ruhte, erbaut von demselben Material, ein runder Thurm, der beinahe an die Decke reichte und in dessen Krone in Farben die Wappen der Schlabberitz angebracht waren, die hier gehaust hatten. Der seltsamste und phantasiereichste Theil dieses Ofens war indessen der Raum zwischen ihm und der Zwischenwand, die das Zimmer vom Vorplatz trennte. Einige Stufen von grünglasirten Kacheln führten zu einem Großvatersitz von demselben Material. Es erforderte keine große Einbildungskraft, sich hier in dem Sitz irgend einen graubärtigen Ritter mit einem mächtigen Humpen zur Seite vorzustellen, oder eine ehrwürdige Großmutter mit einem faltigen, auf un=geheurer Halskrause ruhenden Gesicht.

Alte Gemälde, Porträts und andere, von mehr oder weniger Kunstwerth, in verblichenen Gold= oder wurm=stichigen schwarzen Rahmen, die alle etwas schimmelig aussahen, schmückten die Zimmer und Hallen, in welchen schön geschnitzte ungeheure Schränke von schwarzem Nuß=holz standen, mit Schlössern und Schlüsseln, die von Tubal Kain herzustammen schienen.

Der zwischen unserm und Corvin's Zimmer liegende Vorplatz war durch eine eisenbeschlagene Thür geschlossen, die auf eine steinerne Wendeltreppe führte, welche sich einen runden Thurm hinaufwand, auf dessen Spitze sich ein kleines Gemach befand, aus dessen Fenstern man eine Aussicht nach allen Richtungen hin hatte.

In den Thurm gelangte man durch eine kleine, feste Thür aus einer großen Halle ebener Erde, von welcher man in den Hof kam, der durch ein Oekonomiegebäude und Kuhställe geschlossen wurde. An der entgegengesetzten Seite, eingeschlossen durch eine Mauer, von welcher man die Thürmchen entfernt hatte, befand sich ein Garten mit Fruchtbäumen, Blumenbeeten und Gemüsen, der von dem Paar in Ordnung gehalten wurde, welches die Aufsicht über das Schlößchen führte und in einer Art von Entresol hübsch wohnte.

Pfirsich- und Birnbäume und Schlingpflanzen bedeckten die äußeren Mauern des Schlosses, welches auf einer kleinen Höhe stand, deren Abhang eine mit Obstbäumen besetzte schöne Wiese war.

Obwohl ich damals mit Allem unzufrieden war, weil voller Sorgen, so muß ich doch nun anerkennen, daß dieß Schloß Wiggen ein reizendes Fleckchen ist. Aus den hinteren Zimmern hatte man die Aussicht auf den langgestreckten rorschacher Berg, dessen nach dem See abfal-

lender Abhang eine kleine Welt für sich ist. Nähert man sich Rorschach von der Seeseite, so stellt sich dieser Abhang ziemlich unbedeutend dar; allein wenn man näher kommt und die hohen, dahinter liegenden Gebirge verschwinden, sieht er schon interessanter aus; allein um all' seine Schönheiten kennen zu lernen, muß man längere Zeit dort gewesen sein und ihn durchstreift haben. Er ist wirklich, wie bemerkt, eine kleine Welt für sich selbst. Es sind dort Dörfer und Farmen, tiefe Schluchten mit Felsen und darüber stürzenden Bächen, schöne Wälder und herrliche Wiesen mit Blumen bedeckt wie ein Garten, und überall plätschern und murmeln krystallhelle Quellen.

Näher dem Gipfel des Höhenrückens beginnen Nadelwaldungen. Der Weg zu ihnen hinauf ist ziemlich lang und beschwerlich, allein es ist der Mühe werth, ihn zu machen, denn hinter ihnen vom Kamme des Berges hat man eine entzückende Aussicht auf die Gruppe des Säntis, der so nahe erscheint, daß man jede kleine Felsenspalte erkennen kann.

Von dem andern Ende des Kammes ist die Aussicht fast noch schöner, denn vor uns liegt das Rheinthal, die Berge bei Ragatz und Chur und die tyroler Alpen.

Die Schönheit der Lage von Rorschach, obwohl sie Besuchern auf den ersten Anblick nicht so auffällt, ist von Kennern vollkommen gewürdigt worden. Die verwittwete,

seitdem gestorbene Königin von Württemberg hatte zwischen Rorschach und Bad Horn einen schönen Landsitz, wo sie stets den Sommer zubrachte. An dem entgegengesetzten Ende, mehr in der Nähe des Einflusses des Rheins in den See, steht Schloß Wartegg, die Residenz des Herzogs von Parma. Auf derselben Linie, allein auf der Höhe des Hügels, sieht man das stattliche alte Schloß Wartamsee, welches von einem Engländer restaurirt worden ist, der aber sein Geld am grünen Tisch in Baden-Baden verspielte und das schöne Schloß verkaufen mußte, welches seitdem mehrmals seine Besitzer gewechselt hat. Nicht weit von Rorschach, im Rheinthal, ist die Weinburg, ein Landsitz, welcher dem Fürsten von Hohenzollern gehört.

Rorschach steht dicht am See, dehnt sich aber immer mehr den Berg hinauf aus. Es war einst ein blühender Handelsplatz, und viele reiche Kaufleute, die nach Italien handelten, wohnten darin. Manche alte Häuser, besonders in der Hauptstraße, mit merkwürdig ausgehauenen, verzierten Balkonen und Fenstern, zeugen von ihrem Geschmack und Reichthum. Es ist immer noch ein wichtiger Platz und einer der Hauptkornmärkte der Schweiz. Dicht am See, am Hafen, steht ein geräumiges altes Kornhaus.

Im Sommer ist Rorschach sehr lebhaft, denn eine ungeheure Menge von Fremden passiren hindurch, die, entweder von Lindau oder Friedrichshafen kommend, auf

ihrem Wege in die innere Schweiz sind. Dampfer gehen und kommen stets, und die Pfeife der Lokomotive ist fortwährend gehört, und alle Schiffe und Züge sind gedrängt voll, beladen mit Reisenden aus allen Theilen der Erde oder mit Gesellschaften, Schulen, Gesangvereinen u. s. w., die Vergnügungsreisen machen. Die meisten dieser Reisenden passiren freilich nur durch, aber sehr viele halten es der Mühe werth, ein paar Tage in Rorschach zu bleiben, und in den verschiedenen recht guten Hotels des Ortes ist stets Gesellschaft zu finden, die sich täglich durch frische Gesichter erneut.

Da es uns unbequem war, jeden Tag zum Essen nach Rorschach zu gehen, obwohl die Entfernung von Wiggen in einer Stadt für unbedeutend gehalten werden würde, so fingen wir eine Haushaltung im Schlosse an. Freilich war der Kochapparat früherer Jahrhunderte sehr ungenügend; allein wir waren sämmtlich an das Lagerleben gewöhnt und fanden es nicht schwierig, kleine Unvollkommenheiten und einfache Tafel zu ertragen.

Ein Spaziergang von einigen Minuten brachte uns an den See, wo wir uns mit dem Gärtner bekannt machten, welcher die Aufsicht über eine große Villa hatte, die einem Herrn aus Stuttgart gehörte, und so erlangten wir die Erlaubniß, das Badehaus zu benützen, was eine große Annehmlichkeit war. Ein Bad im Bodensee

ist wirklich ein Genuß. Obwohl größer als alle deutschen und schweizer Seen, ist er doch nur ein Teich im Vergleich mit unseren amerikanischen Seen. Bei schönem Wetter kann man jedes Haus in Friedrichshafen, auf dem württembergischen Ufer, erkennen, obwohl der Dampfer anderthalb Stunden zur Ueberfahrt braucht. Der See ist aber schön, und man wird es nicht müde, auf seine stets wechselnde Oberfläche zu blicken. Bald ist der See blau wie ein italienischer See und in der nächsten Viertelstunde ist er grün, seine gewöhnliche Farbe, in allen Schattirungen, vom brennendsten Smaragdgrün bis zum schwärzesten Flaschengrün. Ein Landschaftsmaler könnte nirgends einen günstigern Platz finden, um Wasser- und Luftstudien zu machen, als dort von dem Fenster unseres hellen und freundlichen Zimmers.

So klein mir auch der See vorkam, so kann er doch in stürmischem Wetter ein ganz schreckliches Aussehen annehmen und wie das Meer branden. Schiffer sagen, daß der See gefährlich sei, und Unglücksfälle sind nicht selten. Vor einigen Jahren ging einer der größten Dampfer dicht vor dem Hafen von Rorschach zu Grunde.

Es ist deutlich zu erkennen, wo der Rhein einfließt, und der Lauf des Stromes ist noch weit in den See hinein zu verfolgen. Die Stelle, wo der Rhein einfließt, ist gewissermaßen berüchtigt wegen eines Strudels, der

unerfahrenen Schiffern sehr gefährlich ist. Eines Morgens ging Salm fischen, allein, in einem kleinen Boot, mit einem Stück Brod und seiner Jagdflasche in der Tasche.

Da ich wußte, daß er ein sehr eifriger Fischer war, so wunderte ich mich nicht, als er nicht zum Mittagessen nach Hause kam; allein als er spät Nachmittags noch nicht zurückgekehrt war und unsere Gläser vergebens nach einer Spur von ihm auf dem See suchten, fingen wir an unruhig zu werden und fürchteten ein Unglück, obwohl das Wetter herrlich und der See glatt wie ein Spiegel war. Endlich erlöste er uns aus unserer Angst durch seine Ankunft; allein er war gänzlich erschöpft und in einem traurigen Zustande. Sein Gesicht war ganz roth gebrannt und die inneren Handflächen waren abgeschält. — Da die Stelle, wo der Rhein in den See fließt, ein besonders guter Platz für Lachsforellen ist, so wagte sich Salm dorthin; da er aber nicht genugsam mit der Gefahr jener Lokalität bekannt war, so gerieth er, ehe er es sich versah, in den berüchtigten Strudel, der ihn mehrere Stunden festhielt, da keine Hülfe nahe war.

Der See ist noch immer wegen seiner Fische berühmt, obwohl die vielen Dampfschiffe der Fischerei großen Schaden zugefügt haben. Vor einigen Jahren fing ein berühmter Fischer aus Bad Horn an einem Morgen acht-

hundert Centner Fische, eine kaum glaubliche Thatsache, welche indessen durch viele Zeugen bestätigt wurde. Salm und Corvin engagirten den glücklichen Mann, sie in seine Kunst einzuweihen, und sie zogen häufig zum Fischfang aus, meistens, was die Engländer Trolling nennen, nach Hechten oder Lachsforellen, doch ohne sonderlichen Erfolg. Einmal hatte Salm einen Fisch an der Schnur; sein Rad drehte sich mit wunderbarer Schnelligkeit und er wurde ganz aufgeregt, da alle Anzeichen verriethen, daß ein ungeheurer Salm sich gefangen habe. Anstatt nun dem Fisch Leine und Zeit zu lassen, sich abzumatten, zog Salm mit aller Kraft seines Armes, und das leicht vorherzusehende Resultat war, daß er beinahe das Boot umstürzte, indem er tüchtig auf den Rücken fiel und der Fisch mit sechs Haken im Maul davon ging. Salm wurde nicht wenig geneckt wegen dieses unhöflichen Benehmens eines Cousins gegen den Rheingrafen.

Ich begnügte mich mit Angeln am Ufer. Obwohl ich nicht eben furchtsam bin, kann ich doch das Wasser nicht leiden, denn wenn ich es nur sehe, denke ich schaudernd an Seekrankheit.

Wir machten natürlich viele Ausflüge in die Berge, und wenn sie auch mitunter anstrengend waren, so waren sie doch hübsch. Wir besuchten hin und wieder das schöne Dorf Heiden, welches etwa fünf Viertelmeilen von

Wiggen über die andere Seite des rorschacher Berges hinaus ganz reizend liegt. Viele Leute halten sich dort den Sommer über auf, und der Platz ist besonders berühmt, weil der berühmte Augenarzt Professor Gräfe jährlich von Berlin dorthin kam, und Leute aus allen Welttheilen hinströmten, ihn zu konsultiren.

Wir besuchten auch manchmal Schloß Rorschach, die verfallene Residenz der alten Herren von Rorschach und später eines regierenden Abts von St. Gallen, der darin eine Belagerung aushielt und dort starb. Es liegt einige hundert Fuß über dem Dorf und gehört nun einem Mann, der überall in der Welt gewesen ist, wie ein italienischer Räuber aussieht und über dessen Thun und Treiben im alten Schloß wunderliche Gerüchte zirkuliren. Er hält eine Art von Restauration, und viele Leute gehen dorthin, um den recht guten Wein zu trinken und hauptsächlich die reizende Aussicht von dort zu genießen.

Fast täglich jedoch besuchten wir einen dicht bei Schloß Wartegg gelegenen Platz, wo wir stets gern hingingen. Das unscheinbare, an den Hügel gebaute Haus heißt „Im Wieden“ und gehört einem Manne mit dem eigenthümlichen Namen Raggebas, dessen Familie den Grund und Boden ringsum seit Jahrhunderten besessen hatte.

Wer den Ort nicht kannte, trat mit Widerstreben zunächst in ein Zimmer, wo Arbeitsleute aus dem benach-

barten Steinbruche scheußlichen Tabak rauchten, scheußlichen Käse aßen und eine scheußliche Flüssigkeit tranken, welche Saft genannt wird und eine Art von schlechten und geringen Birnen gemachter Cider ist, von dem der ganze Schoppen etwa drei Pfennige kostet.

Aus diesem Zimmer kommt man in ein zweites, wo Leute einer besser gekleideten Klasse, und darunter auch Dienstleute des Herzogs von Parma, bei ihrem Kaffee oder Wein saßen. Endlich gelangt man in das größte, dritte Zimmer, welches für diejenigen Gäste bestimmt ist, die sich zu den höheren Klassen zählen. Alle diese Räume sind außerordentlich rein und angenehm.

Der Eigenthümer dieser Besitzung, obwohl ein wohlhabender Mann, trachtet niemals darnach, etwas Anderes zu sein als ein freier Bauer, wie seine Vorfahren. Er trägt stets seine Blouse und benagelte Schuhe und besucht mit seiner Hucke voll Milch auf dem Rücken seine Kunden, während seine Frau und Magd im Hause walten und zugleich die Gäste bedienen.

Frau Raggebas wurde unsere große Freundin, wie sie das auch von der verstorbenen Herzogin von Parma gewesen war, die nicht selten zu ihr kam, um mit ihr zu plaudern. Sie war eine angenehme, höfliche und anständige Bauersfrau von mittleren Jahren, die ihr Haus in der allersorgfältigsten Ordnung hielt. Alles, was man

dort bekam, war vortrefflich und lächerlich billig. Wenn wir dort eine Gesellschaft von sechs, acht Personen hinkamen und alle Herrlichkeiten, die zu haben waren, genossen hatten, wie vortrefflichen Kaffee, ausgezeichneten Rahm, Kuchen, Honig, guten tyroler Wein, — so gelang es uns doch kaum jemals, eine Rechnung auf mehr als fünf Franken anzuschwellen, und wenn wir bezahlten, nöthigte Frau Raggebas uns noch stets eine Menge Kirschen oder anderes Obst auf, wobei sie gutmüthig lächelnd in ihrem schweizer Dialekt sagte: „Koscht nix.“

Sie hatte ein Dienstmädchen, die auch eine Merkwürdigkeit war, die Tochter eines reichen Farmers, die vorzog, in Dienst zu gehen, weil sie sich mit ihrer Stiefmutter nicht vertrug. Sie war ein großes, sauber aussehendes Mädchen, mit einem offenen, wenn auch nicht besonders hübschen Gesicht, vor welchem die Männer, die das Haus frequentirten, großen Respekt hatten, da sie sehr stark war. Diese körperliche Stärke zeigte sie einst in sehr spaßhafter Weise. Ein kleiner Fremder mit einem großen, schön gebürsteten Cylinderhut hatte es sich einfallen lassen, ihr in etwas bäurischer Weise den Hof machen zu wollen. Zuerst sah sie auf den kleinen Mann mit lachendem Erstaunen; als derselbe aber mit seinen Zärtlichkeiten lästig wurde, faßte sie ihn kaltblütig mit beiden Händen um die Taille, hob ihn wie ein Kind hoch

empor und rannte seinen kostbaren Cylinder gegen die niedrige Stubendecke, daß er ihm gleich bis über die Nase fuhr, setzte den verblüfften kleinen Courmacher an die Erde und lief lächelnd davon.

Bei schlechtem Wetter beschäftigten wir uns zu Hause. Frau von Corvin malte in Aquarell und ich lernte Deutsch, wozu ich mir einen Schulmeister aus Rorschach engagirt hatte. Corvin hatte im Schloß eine alte Bibliothek entdeckt, die manche literarische Kuriosität enthielt, in welche er sich mit dem Eifer eines Antiquars vertiefte, während Salm sein Tagebuch von Mexiko in Ordnung brachte, aus dem die zwei Bände entstanden, welche er unter dem Titel „Queretaro" englisch und deutsch herausgegeben hat und in denen auch ein Theil meines Tagebuches enthalten ist.

Es fehlte uns auch nicht an Besuchen, denn unter den vielen Menschen, die durch Rorschach reisten oder sich dort ein paar Tage aufhielten, waren nicht selten alte Bekannte. Unter Anderen kam dorthin ein alter Kamerad Salm's, der mit ihm in der österreichischen Armee gedient hatte, Baron H., mit seiner hübschen, koketten Frau, der Tochter des triester Bankiers M., und ein österreichischer Oberst Lange von Bregenz besuchte uns ebenfalls. Dasselbe that hin und wieder Baron von A., ein eifriger Welfe, der seinem abgesetzten

Könige treu blieb und mit seiner hübschen Tochter in der Welt umherirrte.

Partieen nach Bregenz, Ragatz, Heiden und St. Gallen unterbrachen hin und wieder unser einförmiges, aber angenehmes Leben, welches mich ganz zufrieden gestellt haben würde, wenn nicht der ungeordnete Zustand der Angelegenheit meines Mannes mir Sorge gemacht und alle Freude verbittert hätte. Felix ging von Rorschach nach München und Wien, um endlich zu irgend einem Arrangement zu kommen, aber ohne Erfolg zu haben, und vom Schloß Anholt erhielten wir auch keine tröstlichen Nachrichten.

In den ersten Tagen des August beschloß Frau von Corvin, einen Jugendfreund, den berühmten Gelehrten Professor Eduard Desor, zu besuchen, der in der Nähe von Neufchatel wohnte, und lud mich ein, sie zu begleiten. Die Schweiz ist nicht Mexiko, und ich brauche daher nicht zu beschreiben, was ich unterwegs sah. Obwohl das Wetter uns nicht besonders begünstigte, so war ich doch entzückt von dem, was ich sah.

An einer Station über Neufchatel hinaus, ich glaube Noiraigre, wartete die Equipage des Professors auf uns; er selbst ließ sich entschuldigen, da er nicht ganz wohl war. Der Weg nach seinem Landhaus war steil und beschwerlich, denn Combe-Varin, so heißt der Ort, liegt

fünftausend Fuß über dem Meeresspiegel. Es war früher ein Jagdhaus einer adeligen Familie, die mit Herrn Desor verwandt ist, und war von dem Professor in ein comfortables schweizer Wohnhaus verwandelt worden.

Des Professors Namen ist in der gelehrten Welt wohl bekannt. Er war lange in Amerika und arbeitete gemeinschaftlich mit Professor Agassiz.

Nun hatte er sich in der Schweiz niedergelassen und war ein in seinem Kanton einflußreicher Senator. Er war Junggesell, allein sein Haus war nie von Besuchern leer, denn er hatte viele Freunde in allen Theilen der Welt. Wir fanden dort einen Herrn Reinwald, Buchhändler von Paris, mit seiner Frau, und Professor Eisenlohr von Karlsruhe, ein großes Licht der Wissenschaft, dessen vor einiger Zeit erfolgter Tod sehr beklagt wurde.

Professor Desor sah mehr wie ein behäbiger Gutsbesitzer als wie ein Gelehrter aus, und seiner Haushaltung sah man auch nicht die Junggesellenwirthschaft an; es war Alles außerordentlich behaglich und comme il faut, und sein Mittagstisch war der bestversehene, den ich in der Schweiz kennen lernte. Herr Desor ist ein wenig Epikuräer, wie jeder vernünftige Mensch sein sollte, dessen Mittel es erlauben.

In dieser gelehrten Gesellschaft fühlte ich mich einigermaßen fremd, allein da die Herren alle Männer von Geist

und Welt waren, so machten sie es gnädig mit mir und der Besuch verlief sehr angenehm.

Wir machten von Combe-Varin einige hübsche Ausflüge und besuchten auch einen Freund des Professors, Herrn Fritz Berthoud, der im Dorfe Fleuris ein im eleganten pariser Styl möblirtes Haus bewohnte.

Wir blieben vier Tage in Combe-Varin und reisten am 8. August nach Zürich, wo wir meinen Mann trafen, mit dem wir nach Rorschach zurückkehrten. Einige Tage später verließ uns Frau von Corvin, die nach Frankfurt reiste, und der Oberst zog nach Rorschach in das Hotel garni, während wir uns ebenfalls nach einer Wohnung in dem Ort umsahen, da es nun schon früh dunkel wurde und es unbequem war, am späten Abend nach unserem Schloß zurückzugehen. Wir waren so glücklich, im schönsten der alten Häuser einen großen, im Rococostyl eingerichteten Saal mit zwei Seitenzimmern zu finden, und verließen Wiggen am 23. August.

Die Zeit verging schnell, denn es fehlte uns nie an angenehmer Gesellschaft. Baron H. mit Frau und Kindern kam von Heiden nach Rorschach und Baron A. mit seiner Tochter besuchte uns häufig. Auch hatten wir in Heiden die Bekanntschaft eines sehr hübschen, lebhaften jungen Mädchens gemacht, mit der wir uns sehr befreundeten, ein Fräulein von D. Ihr Vater, Baron

von D., der Güter in Kurland hatte, kam ebenfalls an, und da er in Geschäften nach Berlin zu reisen hatte, so ließ er seine Tochter unter meinem Schutz bei mir zurück. Auch wurde unsere Gesellschaft durch Herrn M., den Bruder der Baronin, vermehrt, einen angenehmen, sentimentalen jungen Mann, der an der poetischen Cholera litt. Alles verwandelte sich bei ihm in Verse und er konnte sie nicht bei sich behalten. Wir wurden natürlich von ihm als Opfer ausersehen, allein die bescheidene Weise, mit welcher er uns seine poetischen Dosen beibrachte, machte seine Schwachheit erträglich.

Am 3. September verließ uns Corvin und wir begleiteten ihn in dem Dampfschiff nach Friedrichshafen. Es ist dieser Ort größer wie Rorschach und manche Leute ziehen ihn vor, weil sie dort die Gebirge vor Augen haben.

Am 10. September kam der Fürst von Hohenzollern mit seiner Familie in der Weinburg an und wir wurden eingeladen, sie zu besuchen. Die Weinburg ist eine sehr schöne Besitzung, die ihren Namen von den Weinbergen hat, die das Haus umgeben und auf denen die köstlichsten Trauben wachsen.

Ich kann kaum Worte finden, die große und wahrhafte Freundlichkeit genugsam anzuerkennen, mit welcher wir von dieser vortrefflichen und liebenswürdigen Familie

empfangen und behandelt wurden. Der alte Fürst, welcher General in der preußischen Armee ist, ist ein sehr schöner Mann mit einem außerordentlich wohlwollenden Gesicht, und die Fürstin, seine Gemahlin, ihm in jeder Hinsicht ebenbürtig. Bei ihnen war ihr zweiter Sohn, Fürst Karl von Rumänien, Baron v. S., Hauptmann und Adjutant seines Vaters, nebst Frau und den Baroninnen von E. und von L.

Der Fürst von Hohenzollern ist sehr reich, und wenn auch nicht mit dem Könige von Preußen verwandt, so hat er doch großen Einfluß, von dem er jedoch keinen Gebrauch macht, indem er sich weder in die innere noch äußere Politik mischt. Wie der Name schon anzeigt, kommt die preußische Königsfamilie und die des Fürsten von demselben Stamm, und die der Hohenzollern von Hechingen und Sigmaringen sind, glaube ich, die ältere Linie. Sie blieben Katholiken, während die preußische Königsfamilie protestantisch ist.

Ich brauche hier nicht die Umstände zu erwähnen, welche den Prinzen Karl veranlaßten, den ziemlich lästigen Fürstenstuhl von Rumänien einzunehmen. Es heißt, daß er diesen Schritt oft bereut habe und es vorziehen würde, als einfacher Offizier in Berlin zu leben. Jedesmal, wenn er irgend eine Reise macht, geht das Gerücht, daß er nicht wieder zurückkehren werde, ein Gerücht, welches

wahrscheinlich von Leuten verbreitet wird, die es wünschen. Nun, er ist noch immer in Bucharest, und so viel ich weiß, denkt er nicht daran, seine Stellung aufzugeben.

Wir dinirten mehrmals in der Weinburg und brachten dort sehr angenehme Stunden zu. Der Fürst schenkte mir ein Album mit photographischen Ansichten von der Weinburg, und die gute Fürstin sandte mir öfters schöne Blumen und Trauben und manchmal besuchten mich Alle in Rorschach. Jimmy war mit diesen Besuchen sehr unzufrieden, denn die Hunde auf der Weinburg waren nicht so gastfreundlich gegen ihn, wie deren Herrschaft gegen seine Herrin, und er hatte mit ihnen einst ein hartes Gefecht zu bestehen.

Die Güte des Fürsten Hohenzollern blieb nicht bei der bloßen Höflichkeit stehen; er begriff die Lage meines Mannes, und da diese seine Theilnahme erregte, so versprach er, ihm beizustehen, und das hat er in der edelsten, fürstlichsten Weise gehalten.

Es wurde für zweckmäßig, ja für nothwendig gehalten, daß wir nach Berlin gehen sollten, um dort unsere Bemühungen um eine Anstellung meines Mannes in der Armee fortzusetzen. Wir verließen daher Rorschach am 2. Oktober, und ich war sehr froh darüber, denn es war doch wieder ein Schritt zu einer endlichen Entscheidung,

die ich so sehr wünschte. Diese ewigen Sorgen, falschen Hoffnungen und Verzögerungen waren fast mehr, als ich ertragen konnte, und ich sehnte mich von ganzem Herzen nach Ruhe.

Als wir durch Mainz reisten, trafen wir einen alten Freund meines Mannes mit seiner Frau: Herrn Kalmar, der mit Felix in Paris gewesen und mit ihm die traurige Zeit durchgemacht hatte, welche seiner Abreise nach Amerika vorherging.

Wir fuhren zusammen nach Wiesbaden, um uns dieses berühmte und schöne Bad anzusehen, und versuchten dort natürlich unser Glück am Roulette. Ich opferte einige Gulden, allein Felix gewann gegen achtzig.

Am nächsten Morgen reisten wir nach Bonn ab, wo „Onkel Hermann" auf uns an der Station wartete und uns in sein Haus brachte. Wir machten dort die Bekanntschaft einer Baronin F., die wir in ihrem schönen Landhause besuchten, welches füglich ein Schloß genannt werden könnte und welches auf dem andern Ufer des Rheins, nicht sehr weit vom Drachenfels, reizend gelegen ist. Die liebenswürdige alte Dame, eine Französin, war in etwas komplizirter Weise mit der Familie Salm verwandt und eine große Freundin des Fürsten Hohenzollern. Der Erbprinz von Anholt kam auch uns zu besuchen

und wir machten Alle zusammen einen Ausflug nach Rolandseck.

Am 7. Oktober reisten wir nach Berlin ab, wo wir am Abend ankamen und im Hotel St. Petersburg unter den Linden abstiegen.

II.

Da wir mehrere Monate in Berlin bleiben mußten, so sahen wir uns nach einer passenden Wohnung um. Wir zogen zuerst in das Hotel Brandenburg und dann in ein Privatlogis in der Kanonierstraße. Mein Mann war so lange Zeit von Berlin abwesend gewesen, daß ihm die Stadt beinahe fremd geworden war, allein glücklicherweise waren Corvins in ihre dortige Wohnung zurückgekehrt, und Baron Magnus wohnte auch in Berlin, wo sein Bruder ein sehr bedeutender Bankier ist. Wir fanden dort auch einen jungen Neffen, Prinz Max Salm-Salm, den der König zum Lieutenant bei den Gardedragonern gemacht hatte. Es ist immer noch ein Vorrecht der Prinzen früher souveräner Häuser, daß sie gleich als Offiziere in die Armee treten und ihr Examen erst nach einer bestimmten Zeit zu machen haben.

Wir waren natürlich viel mit Corvins zusammen. Wir sahen uns täglich, indem sie entweder uns oder wir sie besuchten. Baron Magnus kam auch oftmals und

versuchte, wie es seine Art war, sich sogleich der leitenden Hand über alle Angelegenheiten meines Mannes zu bemächtigen. Es war indessen eine schwierige Zeit, denn wir hatten uns erst zu orientiren, alle möglichen Verbindungen anzuknüpfen, Besuche zu machen u. s. w. Sowohl Felix als ich waren daher in sehr schlechter Laune, und unsere Freunde mußten viel Nachsicht mit uns haben.

Obwohl ich nicht die geringste Lust dazu hatte, so bestand doch Salm darauf, daß ich oft in's Theater ging und an anderen Unterhaltungen Theil nahm. Da die Jahreszeit noch günstig war, so besuchten wir Potsdam, welches wirklich ein reizender Ort ist. Wir sahen natürlich Sanssouci, das neue Palais, das Marmorpalais, was mich Alles sehr interessirte, da ich nie solche königliche Residenzen gesehen hatte. Wir besuchten auch das Grab Friedrich's des Großen, welches sich in einem sehr einfachen Gewölbe unter der Kanzel in der Garnisonskirche befindet.

Unterdessen war das Buch meines Mannes: „Queretaro", sowohl in deutscher als in englischer Sprache erschienen. Obgleich vor demselben viel über die traurige Katastrophe in Mexiko geschrieben worden war, so wurde doch dieses Werk, welches auch einen Theil meines Tagebuches enthielt, vom Publikum ganz unerwartet günstig

aufgenommen und von den höchsten Personen in Berlin gleichfalls mit Interesse gelesen.

Am Anfang des November wurde Felix von Seiner Majestät dem König empfangen, der ganz außerordentlich gnädig war und ihn am 10. zum Diner befahl. Von demselben kehrte er ganz entzückt und voll der besten Hoffnungen zurück. Viele seiner alten Kameraden erinnerten sich nun seiner und waren auf das Freundlichste und Liebenswürdigste bemüht, ihm zum Wiedereintritt in die preußische Armee behülflich zu sein. Unter ihnen war der Prinz von Hohenlohe-Ingelfingen, der General der preußischen Artillerie und in großen Gnaden bei Seiner Majestät war. Er besuchte uns häufig und zeigte sich überhaupt sehr freundlich und behülflich.

Die Königin war zu jener Zeit nicht in Berlin, und es war gegen die Etikette, daß ich, ehe sie mich empfangen hatte, den anderen Mitgliedern der königlichen Familie und am Hofe präsentirt werden konnte. Am 12. November indessen erschien Baron Magnus mit sehr wichtigem und geheimnißvollem Gesicht. Die Prinzessin Karl, Schwester der Kaiserin, habe ihn abgesandt, mir mitzutheilen, daß sie mich zu sehen wünsche, obwohl es einigermaßen gegen die Etikette sei. Demzufolge schrieb ich an die erste Hofdame Ihrer Königlichen Hoheit und bat um eine Audienz. Die Gräfinnen H. und von S. vom

Hofstaate der Prinzessin machten mir einen Besuch; allein ich war nicht zu Hause.

Am 14. fuhr ich nach dem Palast des Prinzen Karl, wo ich von Ihrer Königlichen Hoheit in Gegenwart der Gräfin S. empfangen wurde, die eine der schönsten Damen ist, die ich je gesehen habe. Die Prinzessin empfing mich mit äußerster Freundlichkeit, und ich hatte guten Grund, mit meinem ersten Erscheinen unter den zum Hofe gehörigen Personen zufrieden zu sein, denn Jedermann benahm sich gegen mich mit großer Höflichkeit und Zuvorkommenheit.

An demselben Abend holte mich Gräfin S. ab und wir fuhren zusammen zu Baron von S., dem Hausminister des Königs, wo wir Gesellschaft fanden. Die Unterhaltung drehte sich um die Angelegenheiten in Mexiko und Kaiser Maximilian. Einer der anwesenden Herren, dessen Namen ich bei der Vorstellung nur unvollkommen gehört hatte, drückte sich in einer Weise aus, mit welcher ich nicht einverstanden war, und ich antwortete ihm etwas scharf und lebhaft in der Vertheidigung meines verewigten Freundes und Kaisers zum großen Amüsement der Gesellschaft, denn mein Gegner war der österreichische Gesandte.

Ich war sehr erstaunt über die freie und ungenirte Art und Weise, mit welcher man sich in dieser Gesellschaft benahm, denn sie war so durchaus verschieden von

dem, was ich von einer Hofgesellschaft erwartet hatte. Ich fand überhaupt, daß die Leute der höchsten Klassen in Deutschland diese kleinlichen Formen und Vorurtheile abgeschafft haben, welche in amerikanischen Gesellschaften so strenge beobachtet werden. Jedermann benimmt sich ganz natürlich.

Als das Eis einmal gebrochen war, ging Alles vortrefflich. Viele zum Hof gehörige Personen machten mir ihren Besuch, darunter Graf Perponcher und die Gräfin Schulenburg, Hofdame der Königin, die nach Berlin zurückgekehrt war. Felix hatte sogleich an diese Dame geschrieben und eine Audienz für uns Beide bei Ihrer Majestät nachgesucht. Die Königin war nicht wohl, allein die Audienz war für einige Tage später bewilligt.

Unterdessen erhielt ich ein Billet im Auftrag der Prinzessin Karl, die uns vor ihrer Abreise nach Nizza nochmals zu sehen wünschte. Wir gingen natürlich zu ihr und wurden ihrem Gemahl, dem Prinzen Karl, Bruder Seiner Majestät des Königs, vorgestellt, mit welchem er indessen auch nicht die allergeringste Aehnlichkeit hat.

Wir empfingen ebenfalls Besuche von dem Grafen Bismarck, Prinz Hohenlohe und Herrn Bancroft, dem amerikanischen Gesandten. Baron Magnus kam ebenfalls und brachte die gute Nachricht, daß mein Mann als Major im 4. Garderegiment, Königin Augusta, angestellt

sei, dessen Chef Ihre Majestät die Königin ist. Hätte Salm nicht als junger Offizier die Armee verlassen, um in die Oesterreichs zu treten, so würde er wahrscheinlich Oberst geworden sein; allein er war dennoch sehr zufrieden, denn er zog seine Stelle als Major in der preußischen Armee seinem amerikanischen und mexikanischen Generalstitel vor.

Am 19. Dezember erhielt ich von der Gräfin Schulenburg die Nachricht, daß die Königin mich am folgenden Tag um drei Uhr empfangen wolle.

Obwohl ich nicht eben ängstlicher Natur bin und die Art, wie man mich empfangen hatte, wohl geeignet war, mir Muth einzuflößen, so muß ich doch gestehen, daß ich einigermaßen nervös war, als ich nach dem königlichen Palast fuhr. Jedermann sprach von Ihrer Majestät mit Liebe und pries ihre Güte und Liebenswürdigkeit, — allein sie war doch die Königin. Obwohl ich nicht erwartete, sie mit Szepter und Krone zu sehen, so konnte ich mich doch nicht von der Einbildung losmachen, daß sie mich auf einem Thron, unter einem Baldachin sitzend und umgeben von ihren prächtig gekleideten Hofdamen, empfangen würde, die jede meiner Bewegungen und Mienen mit kritischem Auge beobachteten.

Ich wurde in ein Zimmer geführt, wo ich nichts von Alledem sah, was ich erwartete, und wo ich mich vergebens nach einem Thron umsah. In diesem Zimmer

befand sich eine schöne und stattliche, einfach elegant gekleidete Dame, die ich für eine Hofdame hielt, welche mich zu der Königin führen sollte. Ich blieb unentschlossen stehen; als jedoch Felix sein tiefstes Kompliment machte und die dargereichte Hand der Dame küßte, wurde es mir klar, daß ich vor der Königin selbst stand. Obwohl einigermaßen enttäuscht und verwirrt wegen des abwesenden Thrones und königlichen Staates, die ich von einer Königin als unzertrennlich gedacht hatte, wurde ich doch mehr als entschädigt, als ich in das edle, schöne Antlitz mit seinem unnachahmlich graziösen und wohlwollenden Lächeln sah.

Nachdem die Königin sich gesetzt und wir gleichfalls Platz genommen hatten, sprach sie von Kaiser Maximilian, dessen Geschick sie sehr beklagte. Sie äußerte sich sehr gnädig über die Rolle, die ich in dieser Tragödie gespielt hatte, und obgleich sie es nicht sagte, daß sie erwartet hätte, mich im indianischen Federschmuck mit Bogen und Pfeil, oder wenigstens mit einem Revolver im Gürtel zu sehen, so bilde ich mir doch ein, daß Ihre Majestät ein wenig erstaunt war, in mir eine Frau zu finden, wie sie dieselben alle Tage hübscher und bemerkenswerther sah. Was indessen die Königin auch erwartet haben mochte, ihre Art und Weise ließ auf keine Enttäuschung schließen, denn sie war so gnädig und gütig, daß es mich ganz

verwirrt und glücklich machte. Nach einer halben Stunde etwa wurden wir gnädig entlassen. Felix küßte der Königin die Hand; ich wollte dasselbe thun, allein sie gestattete es nicht.

Am nächsten Tage speiste Felix bei Seiner Majestät dem König, und Abends fuhren wir zur Gräfin Schulenburg, die uns eingeladen hatte. Sie war eine sehr liebenswürdige, allgemein beliebte und gegen mich sehr freundliche Dame. Da ich am Hofe fremd war und oft gegen die Etikette zu verstoßen fürchtete, so bat ich um ihren Rath, der mir sehr werthvoll und nützlich war.

Einige Tage später dinirten wir bei Gräfin B., einer gebornen Prinzessin Croy und Cousine meines Mannes. Der Graf ist sehr reich und wohnte in einem sehr eleganten Hause in der Behrenstraße.

Wir hatten viele Einladungen und besuchten sehr angenehme Gesellschaften, wo ich mich sehr gut amüsirte, obwohl ich andererseits utterly shocked war, indem die Art und Weise dieser vornehmen deutschen Damen so sehr von derjenigen der Amerikanerinnen abweicht. Obwohl es in Deutschland allgemein angenommen ist, daß die amerikanischen Damen sehr frei und ungenirt sind, so haben doch nach meiner Ansicht die deutschen Damen wenig Ursache, sie zu tadeln und zu kritisiren, denn nach dem, was ich in Deutschland sah und hörte, komme ich

zu dem Schluß, daß sie in dieser Hinsicht ihre amerikanischen Schwestern übertreffen. Ich war sehr erstaunt, alle Damen in Herrengesellschaft rauchen zu sehen, nicht nur Cigarretten, sondern Cigarren, wie alte Raucher. Ich hielt es für das Beste, es in Rom wie die Römer zu machen, und rauchte ebenfalls, obwohl ich es nicht leiden kann. Die Königin ist ziemlich strenge und keineswegs zufrieden mit den freien Manieren mancher dieser Damen, aber wenn diese auch natürlich in ihrer Gegenwart zurückhaltend sind, so folgen sie doch unter sich ungestört ihren Neigungen.

Am 21. Dezember reiste Felix nach Koblenz zu seinem Regimente ab, und nachdem ich all' meine Arrangements und Abschiedsbesuche gemacht hatte, folgte ich ihm am 24. und fand ihn in Düsseldorf mit Onkel Hermann und dem Erbprinzen von Anholt am Bahnhofe. Wir blieben einen Tag in Bonn, um meinen und Felix' Geburtstag zu feiern, da wir Beide am 25. Dezember geboren wurden.

Am 26. kamen wir in Koblenz, unserer künftigen Heimat an, und da wir noch keine eigene Wohnung hatten, blieben wir im Trier'schen Hof.

Ich brauche Koblenz nicht zu beschreiben, denn Jedermann ist am Rhein gewesen. Es ist ohne Zweifel ein schöner Ort und die Lieblingsresidenz der Königin Au-

gusta, die sehr viel dafür gethan und denselben mit herrlichen und schön angelegten Promenaden verschönert hat: ein Unternehmen, welches große Schwierigkeiten darbot, die daraus entstanden, daß Koblenz eine Festung ist, die aber mit dem vollkommensten Erfolg überwunden wurden. Die neue Promenade ist eine große Zierde der Stadt und wird ein ewiges theures Denkmal der Vorliebe bleiben, welche Königin Augusta für Koblenz hegte.

Die häufige Anwesenheit der Königin hatte in jeder Hinsicht Einfluß auf die Stadt; sie verwandelte ihren Charakter als Provinzialstadt gewissermaßen in den einer Residenz mit den Vortheilen und Eigenthümlichkeiten einer solchen. Obgleich sich dieser Einfluß mehr oder weniger auf alle Klassen von Einwohnern ausdehnte, so machte er sich doch besonders unter Denen fühlbar, welche die Gesellschaft von Koblenz bildeten. Diese Gesellschaft bestand, wie beinahe überall in Preußen, aus den Familien derjenigen Personen, die im Dienst der Regierung angestellt waren, und unter ihnen bildeten die Offiziere den zahlreichsten und vorzüglichsten Theil.

In keinem andern Lande der Welt nehmen die Offiziere in der Gesellschaft eine Stellung ein, wie es in Preußen der Fall ist, und es ist dieß eine natürliche Folge der mit Recht bewunderten und gepriesenen Militärorganisation dieses Landes. Es ist allgemein aner=

kannt, daß Preußen seinen hervorragenden Platz unter den Staaten Europas dieser Militärorganisation verdankt, und andere Länder versuchen dieselbe ebenfalls einzuführen, in der Hoffnung, bald ähnliche Resultate zu erreichen und dann dem militärischen und politischen Uebergewicht Preußens die Wage zu halten.

Obwohl es nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die von der preußischen Armee auf dem Schlachtfelde gewonnenen Siege das Resultat dieses Militärsystems sind, und daß selbst die bloße Nachahmung von dessen Mechanismus die Kriegstüchtigkeit rivalisirender Armeen erhöht, so genügt das doch schwerlich, dieselben Wirkungen wie in Preußen zu erzielen, wenn diese Nebenbuhler-Staaten nicht auch bemüht sind, im Volke denselben Geist und dasselbe Gefühl zu erwecken, welches die Preußen beseelt.

Andere Nationen, von Eitelkeit und Vorurtheilen geblendet, werden voll Entrüstung selbst der Vermuthung widersprechen, daß dieser Geist und dieses Gefühl unter den Preußen auf einer höhern Stufe stehe als unter ihnen, und sie werden auf frühere Erfolge, den Patriotismus und aufopfernden Enthusiasmus hinweisen, den sie unter dringenden Umständen gezeigt haben. Diese historischen Thatsachen sind nicht hinweg zu leugnen; allein sie beweisen eben nur, daß alle Nationen, wenn durch besondere Agentien angeregt, im Stande sind, gerade so tapfer

und enthusiastisch zu sein, wie die Deutschen es zum Beispiel im letzten Kriege waren. Muth und Vaterlandsliebe findet man selbst unter den verkommensten Nationen, und es erfordert nur die richtigen Mittel, sie aus ihrem Schlaf zu erwecken. Andere Armeen haben gerade so brav gefochten wie die Deutschen, und manche Völker haben selbst heißern Enthusiasmus wie sie gezeigt, wenn ihre nationale Unabhängigkeit und Freiheit gefährdet waren.

Wenn auch die überwiegende militärische Geschicklichkeit preußischer Generale und die vollkommenere Taktik ihrer Truppen die Siege auf den Schlachtfeldern gewannen, so hatte doch die edukationelle Trefflichkeit des preußischen Militärsystems — ob absichtlich oder nur als eine beiläufige, aber natürliche Begleitung weiß ich nicht zu beurtheilen — andere Wirkungen, welche vielleicht ebenso wichtig und wohlthätig als diejenigen waren, welche man zunächst und eigentlich bei Einführung desselben im Auge hatte. In Preußen hat man jetzt die bildenden Wirkungen dieses Systems ziemlich allgemein anerkannt, allein ich glaube nicht, daß man ihnen in anderen Ländern genügende Aufmerksamkeit schenkte, und ich selbst muß gestehen, daß ich, ehe ich nach Preußen kam und gewissermaßen zu dessen Armee mit gehörte, keinen Begriff davon hatte.

Es hat mich immer befremdet, daß so viele Nationen die Vertheidigung ihres Landes und ihrer Interessen Miethlingen überlassen konnten, denn ich sollte denken, daß die Beschützung der Heimat und Familie die heiligste und edelste Pflicht jedes Bürgers ist. Man dachte wenigstens so in früheren Zeiten; aber wir finden fast überall, daß mit wachsendem Wohlstand und Opulenz die Völker andere Ansichten bekamen und es bequemer fanden, Leute zu bezahlen, die aus dem Kriege ein Handwerk machten. Die Folgen waren überall dieselben. Die stehenden Armeen erzeugten überall Despotismus und Tyrannei, und einst freie und edle Völker wurden entwürdigt. Als man diese Wirkung erkannte, war es fast zu spät, und das Uebel abzustellen war so schwierig, daß ein Jahrhundert nicht hinreichte, alle verderblichen Einflüsse zu vernichten. Diese Einflüsse machen sich immer noch geltend, und sie sind die Ursachen des Widerwillens, welchen nebenbuhlerische Nationen gegen die Einführung des preußischen Systems fühlen.

Die Elemente, aus welchen die stehenden Armeen alter Zeit — die übrigens noch gar nicht so alt ist — bestanden, gehörten der Hefe der Nationen an. Wer zu nichts Anderem sonst taugte, wurde immer noch für gut genug gehalten, Soldat zu werden. Daher schrieb es sich, daß die Anwesenheit einer Armee überall eine demoralisirende

Wirkung hatte, und daß der Bürger auf die Soldaten mit Widerwillen, wenn nicht mit Ekel sah. Die Armeen wurden nicht nur verachtet als Herde der Demoralisation, sie wurden auch gehaßt als Werkzeuge der Despotie, und es ist sehr charakteristisch, daß die verzweifelnde Erklärung eines Mitgliedes einer ehrlichen Bürgerfamilie, „unter die Soldaten“ gehen zu wollen, ein Entsetzen verursachte, dessen sich alte Leute selbst in Preußen noch mit Lächeln erinnern: ein Entsetzen, welches keineswegs überall verschwunden ist, denn von diesem traditionellen und früher sehr gerechtfertigten Widerwillen der Bürger gegen das Soldatenhandwerk ist in manchen Ländern noch genug übrig geblieben, um der Einführung des preußischen Militärsystems in einer Weise entgegenzuwirken, welche die Regierungen zwingt, mit großer Vorsicht zu handeln. Und diese Regierungen selbst scheinen weit davon entfernt, den Geist dieses Systems zu verstehen, was durch die Thatsache bewiesen wird, daß sie, wie ich früher sagte, sich damit begnügen, den bloßen Mechanismus einzuführen, da sie diesem allein die erstaunlichen Erfolge der preußischen Armeen zuschrieben. Die Folgen dieses Irrthums werden sehr unvollkommene Resultate sein, und Deutschland, welches nun das preußische System in seiner Vollkommenheit angenommen hat, kann unbesorgt auf diese schwachen Versuche seiner Nebenbuhler blicken.

Die gegenwärtige Generation in Preußen ist unter diesem System aufgewachsen, welches von erleuchteten Staatsmännern erdacht und eingeführt wurde, und es hat den ganzen Charakter des Volkes in der wunderbarsten Art verändert. Durch dieses System ist die Armee, die sonst ein Treibhaus des Lasters und der Schlechtigkeit war, trotzdem daß sie vom rein militärischen Gesichtspunkt aus eine immerhin recht tüchtige genannt werden konnte, gewissermaßen die Hochschule für die Nation geworden, wo junge Leute jene Eigenschaften erwerben, welche sie nicht nur zu tüchtigen Soldaten, sondern auch zu tüchtigen Menschen und Bürgern machen, die im Stande sind, sowohl die Unabhängigkeit der Nation gegen fremde Anmaßung, als auch Gesetz und Regierung gegen innere Feinde zu vertheidigen.

Preußische Schulen sind durch die ganze Welt berühmt, aber ihr Fortschreiten und ihre Erfolge wurden sehr durch Einflüsse behindert, von denen man sie erst seit ganz Kurzem befreit hat, und ohne den Lehrkursus, den jeder Preuße in der Armee durchzumachen hat, wo jene hindernden Einflüsse viel machtloser waren, würde Preußen nicht dazu gelangt sein, an die Spitze von Deutschland zu kommen und aus diesem Lande zu machen, was es jetzt ist.

In Preußen muß jeder körperlich fähige junge Mann

in die reguläre Armee treten und für eine gewisse Zeit, welche von einem Jahr bis zu drei Jahren wechselt, Soldat sein; das heißt, er muß in ein Regiment treten und bei demselben die ganze Zeit über bleiben.

Niemand ist ausgenommen, Edelmann oder Bauer, Alle müssen als gemeine Soldaten in die Armee treten*); Stellvertretung ist nicht gestattet. Die dreijährige Anwesenheit bei der Armee ist die Regel, aber Ausnahmen sind gemacht für die sogenannten Freiwilligen, die nur ein Jahr zu dienen brauchen. Obgleich dieselben eine übrigens sehr mäßige Summe zu zahlen haben, so ist dieser Vortheil doch nicht auf Grund der Zahlung bewilligt. Ein junger Mann könnte für denselben ohne Erfolg Hunderttausende bieten, wenn er nicht im Stande wäre, zu beweisen, daß er denjenigen Grad von Erziehung besitzt, welcher die Annahme erlaubt, daß eine kürzere Anwesenheit bei der Armee genügend sein möchte, ihn zum vollkommenen Soldaten auszubilden. Jeder, der diesen Vorzug beansprucht, hat daher ein Examen zu machen, oder ein Zeugniß von dem Direktor eines Gymnasiums oder anderer gleichberechtigten Schulen beizubringen, daß

---

*) Die Zöglinge der Kadettenhäuser, die in diesen ihre militärische Vorbereitung erhalten und die oben erwähnten Prinzen ehemals souveräner Häuser können gleich als Offiziere eintreten.

er in denselben bis zu einer gewissen Klasse vorgerückt ist.

Fremden scheint es außerordentlich hart, daß junge Männer ihre Carrière so lange unterbrechen müssen, „um Soldat zu spielen". National-Oekonomen entrüsten sich darüber, daß so viele Arbeiter der Industrie und dem Ackerbau entzogen sind und berechnen bei Heller und Pfennig den Schaden, der dadurch dem Lande zugefügt wird. Wenn auch diese Berechnungen sehr richtig sein mögen, so vergessen doch die Gegner des preußischen Militärsystems, daß dieser Verlust mehr als genügend dadurch beigebracht wird, daß diese Arbeitskräfte arbeitskräftiger gemacht werden, denn der Ackermann und Handwerker lernte nicht nur die Handgriffe mit dem Gewehr und den Parademarsch, er hatte einen Erziehungskursus durchzumachen, welcher aus ihm in jeder Hinsicht einen tauglichern Menschen machte. Man sorgte nicht nur dafür, daß das, was er in seiner ländlichen Schule gelernt hatte, verbessert und vervollständigt wurde, man nahm auch Rücksicht auf seine körperliche Ausbildung. Außerdem, und das ist von großer Wichtigkeit, wurde er an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt, und durch den Verkehr mit seinen Kameraden wurden seine Ansichten erweitert und seine ganze Lebensart verbessert. Seine Kameraden waren nicht wie in alten Zeiten der Abschaum der Nation,

sondern er stand im Gliede Ellenbogen an Ellenbogen mit jungen Leuten aus den besten Familien des Landes; und selbst wenn er gemeine Gewohnheiten und Neigungen mitgebracht haben sollte, so mußte der Einfluß dieser Klasse von Kameraden, welche in Folge der Sorgfalt, welche man auf nationale Erziehung verwendet, in überwiegender Anzahl vorhanden ist, ihn an Ausübung derselben hindern und seine Moral verbessern.

Nachdem ein junger Mann seine Zeit bei seinem Regiment abgedient hat, wird er in den meisten Fällen sehr zum Bessern verändert nach Hause zurückkehren, und da seine Verbindung mit der Armee mit seiner wirklichen Dienstzeit noch nicht beendet ist, so wird der heilsame Einfluß stets durch seine mehrwöchentliche jährliche Rückkehr zu irgend einem militärischen Körper aufrecht erhalten. Bis zu einem gewissen Alter bleibt diese Verbindung mit der Armee bestehen; er gehört zur Landwehr und im Fall eines Krieges hat er auf die Benachrichtigung sogleich zu seinem Regiment zu stoßen. Der letzte Krieg hat gezeigt, was diese Landwehr wirklich ist, und in glorreicher Weise in jeder Hinsicht die Trefflichkeit des preußischen Militärsystems bewiesen. Hart, wie es Fremden erscheinen mochte, daß verheirathete Leute ihre Familien und Geschäfte zu verlassen hatten, um gegen die Franzosen zu fechten, „weil der König von dem Gesandten Napoleon's III.

brüskirt wurde“, so hatten sie doch hinreichende Gelegenheit, zu sehen, mit welcher freudigen Bereitwilligkeit Jedermann der Aufforderung folgte, was beweist, daß diese Soldaten keine bloßen Mordmaschinen waren, sondern aufgeklärte Bürger, welche vollkommen begriffen, daß sie berufen waren, Das zu vertheidigen, was jedem denkenden Menschen das Heiligste ist.

Offiziere, welche preußische Soldaten befehligen, müssen Eigenschaften besitzen, die sie geeignet machen, solche Männer zu kommandiren. Disziplin ist ein mächtiges Agens in einer Armee und sie war früher das einzige Mittel, eine wilde, wüste Masse zu leiten, die moralisch oft aus den Kloaken des Volkes entnommen war. Sie ist noch immer eine unumgängliche Nothwendigkeit, aber in einer heutigen preußischen Armee muß sie auf andere Weise gehandhabt werden als vor einem Jahrhundert. Diese barbarischen Strafen, von denen man mit Schaudern liest, können nicht mehr angewendet werden; brutale Gewalt thut es nicht mehr; Mannszucht muß nun durch den intellektuellen und moralischen Werth Derjenigen unterstützt werden, welche sie handhaben. Raufbolde und Lumpen konnten von nichtswürdigen Menschen befehligt werden, wenn sie nur Muth hatten und ihre militärischen Pflichten kannten; preußische Soldaten, wie ich sie oben schilderte, können nur von Offizieren befehligt werden, welche in jeder Hinsicht Gent=

lemen sind. Diese Nothwendigkeit hat die preußische Regierung vollkommen eingesehen und die größte Sorgfalt wird auf die Erziehung der Offiziere verwendet. Es reicht für sie nicht hin, daß sie ihren Feld- und Garnisonsdienst kennen, sie müssen auch einen gewissen Grad allgemeiner Bildung besitzen, der sie in den Stand setzt, ihren Platz in jeder Gesellschaft zu behaupten.

Das Examen, welches Offiziere zu bestehen haben, ist ziemlich schwierig und kein Einfluß kann dasselbe leichter machen. Ich kenne Prinzen, welche es zu schwer fanden und nicht Offiziere bleiben konnten, und selbst einen Fall, wo ein mit den einflußreichsten Personen verwandter Graf in die Armee als dreijähriger, gemeiner Soldat eintreten mußte, weil er das Freiwilligen-Examen nicht machen konnte.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Epaulette der Schlüssel zu jeder Gesellschaft ist. Jedermann weiß, daß ein Offizier ein Gentleman sein muß, was keineswegs in allen anderen Ländern der Fall ist. Diese bevorzugte Stellung der Offiziere in Preußen ist die Folge seines militärischen Systems, wie ich behauptete, und daher auch der Grund, weßhalb so viele Edelleute und Andere, die Mittel genug haben, unabhängig zu leben, ihr ganzes Lebenlang in der Armee bleiben.

Man würde sich indessen irren, wenn man glauben

wollte, daß alle Effekte der früheren Zustände in der preußischen Armee ausgestorben seien. Traditionelle Ideen und Vorurtheile sind nicht so leicht verwischt und viele von ihnen kann man noch in der heutigen, so trefflichen preußischen Armee finden, und militärische Chefs, die Offiziere wurden zu einer Zeit, wo der Begriff und das Wort Konstitution noch mißliebig waren, glauben, daß ihre Aufrechthaltung nicht nur wohlthätig, sondern selbst nothwendig sei. Civilisten und junge Volksvertreter wollen nicht einräumen, daß die Stellung eines Offiziers eine Ausnahmsstellung ist, welche eine andere Behandlung von den Gesetzen des Landes und der Gesellschaft verlange, und behaupten, daß diese Anschauungsweise noch ein Ueberbleibsel des alten, schlechten Regime sei, unter welchem Offiziere stolz darauf waren, Leibdiener des Königs zu sein, und empört darüber waren, wenn man sie daran erinnerte, daß sie Diener des Staates und Volkes seien! Ich kann nur das Faktum bezeugen, daß etwas von diesem Gefühl noch besteht und daß Offiziere sich dem Könige näher stehend betrachten als Civilbeamte. Dieß Gefühl wird bleiben, so lange Preußen bleibt, was man einen militärischen Staat nennt, und so lange der König und alle Prinzen seines Hauses die Uniform tragen.

Eine andere Reminiscenz alter Traditionen ist die Rivalität zwischen den Offizieren der Garde und der

Linie, indem sich die Ersteren einbilden, daß sie einen höhern Rang haben, wie das wieder mit Offizieren der Linie in Bezug auf die der Landwehr der Fall ist. Ohne die Ursache und Berechtigung dieser Ansicht untersuchen zu wollen, kann ich nur nach meiner Erfahrung sagen, daß sie auch noch existirt, oder wenigstens existirte, als mein Mann in das Augusta-Regiment eintrat.

Dieß Regiment gehörte zur Garde, und da es wegen des häufigen Aufenthalts der Königin in Koblenz dort außerhalb des Distrikts des Gardekorps in Garnison lag, so nahm es dort eine abgesonderte, ziemlich unabhängige Stellung ein, da sein Oberst seine höchste Autorität war, indem sich Brigade-, Divisions- und Korpskommandeurs in Berlin befanden. Die Offiziere dieses Regiments hielten sich meistens unter einander, und intimer Verkehr zwischen ihren Familien und denen der zu anderen Truppentheilen gehörigen Offiziere war ausnahmsweise und selten. Die Familien einiger der höheren Civilbeamten, die in Koblenz, als der Hauptstadt des Regierungsbezirks, wohnten, bildeten gleichsam die einzigen Verbindungsglieder zwischen den Familien unseres Regiments und denen der Linientruppen.

Viele Offiziere des Königin Augusta-Regiments waren verheirathet und ihre verschiedenen Familien bildeten gewissermaßen nur eine. Ich wurde in diesem Familien-

kreis mit einer Bereitwilligkeit und Herzlichkeit aufgenommen, die mir sehr gefiel und der ich gleiche Herzlichkeit entgegentrug.

Nach dem unstäten Leben, welches ich seit meiner Heirath geführt, und nach den aufregenden Szenen, die ich erlebt hatte, sehnte ich mich nach Ruhe, nach einer Häuslichkeit, und meine Hoffnung, eine solche in Koblenz zu finden, wurde sehr durch dieses liebenswürdige Benehmen der Damen gegen mich erhöht. Ich werde mich der Zeit meines Aufenthaltes in jener Stadt stets mit angenehmen und dankbaren Gefühlen erinnern.

III.

Hätte ich das Talent, Romane zu schreiben, so würde ich dazu manche interessante Charaktere innerhalb unseres Gesellschaftskreises in Koblenz finden; da ich weder dieses Talent, noch Raum für detaillirte Schilderungen habe, so muß ich mich auf sehr flüchtige Skizzen beschränken.

Das Leben im Kreise einer Regimentsgesellschaft hat Eigenthümlichkeiten, die aus einer Vereinigung von Ursachen hervorgehen. Die Offiziere, die dazu gehören, obwohl verschieden im Alter und militärischen Rang, sind in Bezug auf die Gesellschaft alle gleich, Glieder einer Familie. Die Frau eines Offiziers ist keine alleinstehende Person, die leben kann, wie es ihr gefällt; sie gehört einer Korporation an, welche das Recht beansprucht, ihr Betragen in einem noch ausgedehnteren Sinne zu kontroliren, als es im Allgemeinen der Gesellschaft zusteht, und hat sich den Gebräuchen und Gesetzen dieser Korporation zu fügen, welche sich aus der Ausnahmestellung der Offiziere ergeben. In Allem, was sie thut, muß sie das

Interesse und die Meinung des Korps berücksichtigen, zu welchem sie gehört, da die Handlung jedes einzelnen Mitgliedes die ganze Gemeinschaft beeinflußt. In Folge dieses Verhältnisses darf ein Offizier nicht heirathen, wie es ihm gefällt, er kann nur eine Frau wählen, welche von dem ganzen Korps für würdig erachtet wird, in den Familienkreis einzutreten. Veranlaßt ihn Leidenschaft, dieß unberücksichtigt zu lassen, so muß er aufhören, Offizier zu sein. Daraus erwächst der Vortheil, daß die Gattin eines Offiziers an all' den gesellschaftlichen Vorzügen Theil hat, die man seinem Stande einräumt. Der Titel „Offiziersfrau“ verschafft ihr Eintritt in jede Gesellschaft, denn sie muß eine Dame sein: ein Vorzug, der nicht allen Beamtenfrauen eingeräumt ist, selbst wenn der Rang ihres Mannes ein höherer sein sollte.

Dieses ist, wie mir es scheint, der Grund, weßhalb fast überall in Preußen die Familien der Offiziere an der Spitze der Gesellschaft stehen, was entschieden der Fall ist in Städten wie Koblenz, die eine starke Garnison haben.

Die Gesellschaft in dieser Stadt erlangte noch eine zusätzliche Färbung, die sie von der anderer Garnisonsstädte unterschied, durch die häufige Anwesenheit der Königin, denn die Offiziere und Offiziersdamen, die zu dem Leibregiment der Königin gehörten, wurden gewissermaßen

als zu ihrem Hof gehörig betrachtet. Da dieß der Fall war, so wurde die Zulassung eines neuen Mitgliedes nicht allein den höheren Militärbehörden überlassen, sondern hing schließlich von der Entscheidung der Königin ab. Es war dieß die Ursache, weßhalb sich die Anstellung meines Mannes verzögerte, denn der König wollte nicht aus eigener Machtvollkommenheit handeln, sondern erst die Wünsche der Königin hören, welche damals nicht in Berlin war.

Es war eine meiner ersten Pflichten, den Damen unseres Regiments meinen Besuch zu machen, um sie kennen zu lernen und ebenfalls diejenigen Damen, welche in ihren Gesellschaftskreis aufgenommen waren.

Der frühere Oberst unseres Regiments war Generalmajor geworden und sein dienstliches Verhältniß mit seinem frühern Kommando hatte aufgehört, obwohl er in Koblenz blieb. Seine Frau hatte daher ebenfalls ihre Stellung als Mutter der Regimentsfamilie aufzugeben, welche der Gattin seines Nachfolgers reservirt werden mußte; allein sie liebte ihr altes Regiment und gab ihren Platz als Mutter nur für den der Großmutter auf, wie scherzhaft gesagt wurde.

Generalin von S. war eine sehr lebhafte, gesprächige Dame, deren Unterhaltung angenehm und amüsant war, weil stets mit etwas Klatsch und Medisance gewürzt. Als ein

Adept in allen Haushaltungsangelegenheiten kannte sie ganz genau den Preis der Butter und Eier und konnte auf den Heller berechnen, wie viel ein Pfennig Zins auf Zins in einem Jahrhundert ausmachen würde. Sie stellte auch ihr Licht nicht unter den Scheffel, sondern ließ sich nicht nur gern zu Rathe ziehen, sondern gab denselben auch reichlich und mit den genauesten Details.

Sie wurde von der Frau des Oberstlieutenants von G. gehaßt, denn diese, obwohl auch eine treffliche Haushälterin, war Polin, sehr eifrige Katholikin und vortreffliche Frau, die sich das unschuldige Vergnügen gewährte, Verse zu machen, was ich ihr um so eher verzieh, als sie meine intime, enthusiastische Freundin wurde, und ich selbst nicht selten als Scheibe für ihre poetischen Pfeile diente. Sie war eine sehr gebildete Frau, die sehr viel gelesen hatte, und ihre Gesellschaft war mir sehr angenehm; sie wurde meine Herzensfreundin.

Die schönste Dame in unserem Regiment war die junge Frau des Hauptmanns v. C. Sie war die Tochter einer polnischen Gräfin, deren Gatte in den Revolutionen Polens eine Rolle gespielt hatte und die nach dessen Tode ein herumstreifendes, abenteuerliches Leben geführt hatte, welches nicht ohne Einfluß auf ihre junge Tochter blieb, die indessen von allen Herren sehr bewundert wurde, denn sie war sehr hübsch, elegant in ihrem Wesen und in ihrer

Toilette, sehr lebhaft, kokett und gebildet; sie sprach deutsch, französisch, englisch und polnisch ganz fließend.

Die Schwester ihres Mannes war die Frau eines Herrn von M., eines Civilbeamten, den sie indessen das Unglück hatte, an einer plötzlich eintretenden, sehr traurigen Krankheit zu verlieren.

Der höchste Civilbeamte des Regierungsbezirks war Herr von P., ein ausgezeichneter, gescheidter Mann, der allgemein gern gesehen und hoch geachtet wurde. Seine Frau war weniger beliebt, denn sie war eine sehr schwache, unentschiedene, hin und her schwankende Dame, auf welche man sich nie verlassen konnte. Sie hatte einen Sohn, der Lieutenant im Regiment war, und eine schöne, erwachsene Tochter.

Ein allgemeiner Liebling aller Damen und Herren war die vortreffliche Gemahlin des Landrathes des Kreises, Frau von F. Sie schien mir in jeder Hinsicht vollkommen und war in der That gleich ausgezeichnet als Dame, Gattin, Mutter und Hausfrau, und vereinigte mit all' diesen Gaben Schönheit, feine Bildung, Herzensgüte und große Liebenswürdigkeit. Ihre Haushaltung und Familie konnte als Muster dienen. Frau von F. war das realisirte Ideal einer deutschen Matrone, wie sie in der Idee deutscher Poeten lebt. Sie hatte eine Familie von acht Kindern und ich sah keinen Grund, warum sie bei der Zahl stehen

bleiben sollte. Bei alledem war Frau von F. sehr elegant und in Wirklichkeit die Leiterin unserer Gesellschaft, und Niemand fiel es ein, ihr diese Stellung streitig machen zu wollen.

Es gibt, glaube ich, wohl keine Gesellschaft ohne eine Beimischung von alten Jungfern, die entweder zu der stillen, sanften, entsagenden Klasse gehören, die keinen Mann finden konnten, obwohl sie einen verdient hätten, oder von der verbissenen Spezies, die einsam blieben, weil sie zu gescheidt und spitzig waren und dadurch heiraths-fähige Männer verschüchterten; Jungfrauen mit Augen so bohrend wie die von Steuerbeamten, und Zungen scharf wie Rasirmesser und selbst im Schlaf nicht stille stehend.

Wir waren in dieser Hinsicht auch nicht vernachlässigt und mit einer Anzahl von adeligen alten Jungfern begünstigt, welche zu der letztern Klasse gehörten und die man mit einer mit etwas Furcht versetzten Achtung behandelte, nicht etwa weil sie übellaunig oder bösartig waren, sondern nur wegen ihrer schrecklichen Gescheidtheit. Sie wußten Alles am besten und waren mit dem Schatz ihres Wissens nicht knauserig; sie theilten denselben verschwenderisch aus, selbst ohne darum gebeten zu sein. Sie hatten Alles studirt und jede Broschüre, jedes Buch, jeden Zeitungsartikel gelesen, und wurde irgend ein Thema der Unterhaltung in ihrer Gegenwart berührt, so brauchte

man Brockhaus, Pierer oder Meyer nicht zu bemühen, denn jede von ihnen war ein lebendiges Konversations-lexikon.

Eine andere unverheirathete Dame, die hin und wieder unter uns erschien, war Gräfin Haake, die Palastdame Ihrer Majestät, welche seit dem Einzuge der Königin in Berlin im Jahre 1827 bei derselben gewesen war, und man kann sich wohl denken, daß sich Jedermann bemühte, ihr Wohlwollen zu gewinnen. Ich brauche von dieser Dame weiter nichts zu sagen, da ich bereits an einem andern Orte angab, daß sie eine auffallende Aehnlichkeit mit der Prinzessin Iturbide von Mexiko hatte.

Obgleich Alles im Trier'schen Hof, wo wir anfangs wohnten, vortrefflich war, so war es doch eine unserer ersten Sorgen, uns nach einer Wohnung umzusehen. Unterstützt vom Glück und unseren neuen Freunden, gelang es uns, eine zu finden, die uns in jeder Hinsicht paßte, und ich reiste im Februar nach Berlin, Möbeln und andere Dinge zu kaufen, welche für die Einrichtung eines Haushaltes nöthig waren. Und meine Bedürfnisse in dieser Hinsicht waren nicht gering, da fast alle meine Sachen in Mexiko verloren gegangen waren und ich mich mit Haus- und Leibwäsche u. s. w. ganz neu zu versehen hatte.

Da ich in Berlin allein nicht in einem Gasthofe

wohnen wollte, so nahm ich die Einladung der Frau von Corvin an, bei ihr zu bleiben.

Gleich am Tage meiner Ankunft machte ich der Gräfin von Schulenburg meinen Besuch und bat um eine Audienz bei der Königin, die mich am 23. Februar und in noch gnädigerer Weise als das erste Mal empfing. Ich war kaum eine kleine Weile bei ihr gewesen, als die Königin aufstand und ausrief: „Seine Majestät!“ Ich erhob mich schnell und wurde dem Könige vorgestellt, der eingetreten war. Seine Majestät waren sehr freundlich, und da er von dem im Buche meines Mannes enthaltenen Theil meines Tagebuches Notiz genommen hatte, so sprach er sogleich von Mexiko und machte mir ein gnädiges Kompliment über mein „tapferes Benehmen“. Der König sprach deutsch und Ihre Majestät die Königin übernahm es gütigst, zu übersetzen, was er sagte, obgleich das in Bezug auf meine Antworten nicht erforderlich war, da der König Englisch versteht. Seine Erscheinung machte auf mich denselben Eindruck, wie auf Jeden, der die Ehre hat, mit ihm zu reden, und ich begriff nun die Liebe und den Enthusiasmus, mit welchem mein Mann stets von Seiner Majestät redete. Der König blieb etwa fünf Minuten und ich ging nach Hause, ganz entzückt über meinen Empfang.

Während dieses Aufenthaltes in Berlin machte ich

die Bekanntschaft eines ziemlich seltsamen und originellen Verwandten meines Mannes, des Prinzen K. von S.-H. und seiner Frau „Lieschen“, einer gebornen Prinzessin H. Der Prinz war ein großer Betbruder und Philanthrop; allein nichts davon zeigte sich in seiner äußern Erscheinung, denn obwohl lahm, kleidete er sich doch im modernsten Styl, gegen welchen das sehr einfache, beinahe gewöhnliche Aussehen seiner Gattin einen ziemlich seltsamen Abstich bildete. Er war ein enthusiastischer Beförderer der Gottesfurcht und Tugend, und er und seine junge Frau hatten es unternommen, ein Besserungshaus für gefallene Mädchen zu errichten, was sie aber bald in Verzweiflung aufgaben.

Der Prinz hatte früher so stark daran gezweifelt, daß sich der Ehestand mit seinem Apostelberuf vertrüge, daß er beschlossen hatte, sein Lebenlang im Cölibat zu bleiben, und in Folge dieses Entschlusses hatte er zu Gunsten seines jüngern Bruders auf sein ansehnliches Majorat verzichtet. Allein selbst die frömmsten Männer scheinen nicht schußfest gegen die Pfeile des kleinen Unheilstifters, und unser frommer Vetter verliebte sich ganz heftig in „Lieschen“, vor deren runden Reizen seine Einzelseligkeitsentschlüsse zu Staub zerbröckelten.

„Lieschen“ theilte nicht besonders die entsagenden Neigungen ihres tugendhaften Karl und bedauerte sehr die

Ueberlassung des Majorats, welche ihrem Manne nur ein sehr mäßiges Einkommen ließ, und da sie der Ansicht war, daß Geld der Frömmigkeit keinen Abbruch thue, so gab sie sich alle Mühe, in dem Verfahren irgend eine gesetzliche Versäumniß zu finden, allein zu ihrem Bedauern erfolglos.

Als Felix sich noch „die Hörner ablief" oder, wie man in England sagt, „seinen wilden Hafer säete" und von den Juden verfolgt wurde, glaubte dieser fromme Vetter, daß dieß die richtige Zeit sei, die Rettung seiner Seele zu bewirken. Da er zu jener Zeit noch reich war, so hielt er es für nöthig, zuerst Felix' Vertrauen dadurch zu gewinnen, daß er die krummnasigen Dämonen in Schach hielt, die ihn verfolgten; ein sehr gut ausgedachter Plan, der vollkommenen Erfolg gehabt haben würde, wenn mein Mann das geringste Talent zur Frömmigkeit gehabt hätte. Es thut mir aber leid, sagen zu müssen, daß er damals sehr weltlich gesinnt war und daß er, obgleich er einwilligte, bei seinem Reformator auf dessen Kosten in Paris zu leben und selbst an seiner Andacht und seinen Betstunden theilzunehmen, ihn doch in der gottlosesten Weise anführte.

Jeden Abend, wenn der fürstliche Apostel ihn mit seinem Segen entlassen hatte und ihn in seinem Bette glaubte, verließ mein nichtsnutziger Felix heimlich das

Haus durch ein hinteres Fenster, wo sein gleich nichtsnutziger Freund und Kamerad K. ihn erwartete, um in irgend eine Versammlung zu gehen, die keine Betstunde war, während der heilige Karl, welcher der Wirkung seiner Lehren mißtrauen mochte, mit Spannung die Hausthüre bewachte.

Als mein Mann sich veranlaßt sah, nach Amerika zu gehen, stopfte sein Seligkeitsvetter seine Koffer mit Traktätlein und Gebetbüchern voll; letztere für ihn selbst während der Passage zu studiren, und erstere, um sie unter die heidnischen Wilden und civilisirten gottlosen Amerikaner zu vertheilen. Als ich mich für einige Zeit mit meinem Manne in New-York aufhielt, fand ich alle Pakete noch ungeöffnet. Als ich diese geistigen Schätze entdeckte, verehrte ich sie meinem methodistischen Hauswirth, wodurch ich in den unverdienten Geruch der Heiligkeit kam.

Als St. Karl S.-H. unwiderlegliche Beweise von meines Mannes unheiligem Benehmen erhielt, bereute er das Geld, welches er in seiner Seelenrettung angelegt hatte, und machte einige Versuche zu dessen Wiedererlangung, allein ich bedaure, sagen zu müssen, daß ihn Salm auf den Himmel anwies.

Am 10. April bezog ich meine neue Wohnung. Sie befand sich im ersten Stock eines hübschen Hauses, bestand

aus zehn Zimmern und war sehr bequem. Obgleich mehrere Jahre verheirathet, hatte ich doch nie ein Zuhause gehabt, und da ich viel im Lager gelebt und mich an Behelfen jeder Art gewöhnt hatte, so war ich mit der Vollkommenheit meiner Einrichtung und mit meinen hübschen Möbeln äußerst zufrieden, obwohl Alles sehr einfach war. Da Offiziere niemals wissen können, wie lange sie an einem Orte bleiben werden, so war Mäßigung in dieser Hinsicht sowohl von der Generalin von S. wie von meiner poetischen Freundin angerathen, welche Beide meine Führer und Lehrer in Allem waren, was häusliche Einrichtung und Haushaltung anbetraf.

Obgleich ich außerordentlich stolz und glücklich war, endlich ein eigenes Heim zu besitzen, so war es doch nicht ganz das, wonach ich mich sehnte, denn meine Ideen eines Heim waren von denen der Deutschen verschieden und mehr von der Natur der Engländer, die durchaus allein in einem Hause wohnen müssen.

Ich erwähnte schon früher, daß die „Großmutter" unseres Regiments, Generalin von S., eine große Haushälterin war. Sie war entzückt darüber, mich in dieser Hinsicht so ganz unwissend und sehr eifrig zu finden, ihren Küchen- und sonstigen ökonomischen Offenbarungen zu lauschen. Da der Gehalt der Offiziere mit der Stellung, die sie in der Gesellschaft einnehmen sollen, in kei-

nem Verhältniß steht, so wird bei ihnen strenge Sparsamkeit eine Nothwendigkeit, und Generalin von S. war ein Adept in den Geheimnissen derselben. Sie hatte die Kosten jedes Dinges auf den Heller am Schnürchen und bemühte sich ganz besonders, meinem Gedächtniß die große Wahrheit einzuprägen, daß ein regelmäßig jeden Tag ausgegebener Silbergroschen zwölf Thaler im Jahr, daher zehn Silbergroschen hundertzwanzig Thaler ausmachen; eine Berechnung, die mich höchlich überraschte und einschüchterte. Dieses große Faktum wurde daher mein Leitfaden durch das Haushaltungs-Labyrinth, und ich war eine so gelehrige Schülerin, oder wenigstens eine so eifrige, daß ich in meinem Ehrgeiz mich nicht nur strenge an die Regeln hielt, welche die Generalin festgesetzt hatte, sondern sie selbst zu übertreffen trachtete.

Daß alle Dienstboten Diebe seien, war bei Generalin von S. ein Evangelium; sie wären alle gefräßig und verschwenderisch, und alle Köchinnen und Hausmädchen hätten sehr hungrige Liebhaber. Die männlichen Diener schwärmten für den Wein und die Cigarren ihrer Herren, und die Stallleute betrachteten es als einen großen Segen, daß die Pferde stumm geboren wären; kurz Alle erforderten scharfe Aufsicht und müßten kurz gehalten werden.

Die Art, wie ich die Haushaltungsvorschriften der Frau von S. auffaßte, hatte Folgen, die mich in Erstaunen

setzten und mich mit meiner Dienerschaft sehr ärgerlich machten, indem diese sämmtlich Ansichten hatte, welche denen der Generalin durchaus entgegengesetzt waren.

Als die Köchin davonlief und sich andere Zeichen des Aufruhrs unter den übrigen Dienstboten manifestirten, war ich sehr empört und glaubte sehr berechtigt dazu zu sein; aber dieser Glaube wurde einigermaßen erschüttert, als auch mein lieber Mann revoltirte und mit einer Energie auftrat, an welche ich mir gegenüber durchaus nicht gewöhnt war. Er sagte, daß er bei meiner Haushalterei mager würde und verhungere, daß er sich meines Geizes schäme, daß er eine anständige Haushaltung wolle, wie sie sich für seine Stellung gezieme, und daß Frau von S. mit ihrem Hungerkodex nach Jericho gehen möge. Er engagirte eine „perfekte Köchin" und machte andere Aenderungen, bei denen mir die Haare zu Berge standen, da sie die täglichen Silbergroschen auf eine sinnverwirrende Zahl brachten.

Obgleich kopfschüttelnd, hatte ich mich doch zu fügen, und wir lebten wie er es für anständig hielt. Seine Verwandten schienen vollständig damit einverstanden, und mein Haushalt schien ihnen sehr zu gefallen, denn unser Fremdenzimmer war stets von einem Mitgliede der Familie besetzt; und nicht selten hatte ich noch mein eigenes Schlafzimmer herzugeben.

Indem ich mein Tagebuch aus jener Zeit durchblättere, erstaune ich darüber, zu finden, daß kaum ein Tag verging ohne irgend eine Unterhaltung, Partie oder Vergnügungsausflug. Das war sehr natürlich. Offiziere haben viel Zeit übrig und sind meistens leichtlebige Leute und sehr gesellschaftlich untereinander.

Die fünf oder sechs Damen, die unsern engern Kreis bildeten, sahen sich täglich, und unter ihnen fand sich stets Veranlassung zu irgend einer Unterhaltung, und außerdem gaben wir, jede in ihrer Reihe, regelmäßige Gesellschaften, indem wir ein „Kränzchen" gebildet hatten. Wenn auswärtige Verwandte Eine von uns besuchten, so mußte man natürlich für deren Unterhaltung sorgen, und so fehlte es nie an einer Veranlassung zu einer größern oder kleinern Gesellschaft.

Indem ich von Fremden rede, fällt mir ein Vorfall ein, der zu jener Zeit stattfand und in welchem ich die Rolle einer Heirathstifterin und zwar mit Erfolg spielte, da das Paar, welches ich zusammen brachte, noch sehr glücklich ist.

In Rorschach hatte ich die Bekanntschaft eines Fräuleins von D. aus Kurland gemacht, die mir einige Zeit von ihrem Vater anvertraut worden war. Sie war ein sehr hübsches Mädchen und ihre Photographie war in meinem Album.

Wir hatten in unserm Regiment einen Oberstlieutenant von O., der noch Junggesell war, und von dem Jeder dachte, daß er es bleiben würde, da alle Künste unserer jungen Damen und deren Mütter vergebens an ihm versucht worden waren; denn er war ein sehr wohl situirter, angenehmer und daher begehrenswerther Mann. Als er eines Tages meine Albums durchsah, schien er verzaubert durch das Bild von Fräulein von D. und fragte begierig, wer die schöne Dame sei. Nun wollte es der Zufall, daß sie und ihr Vater in Schlangenbad waren und ich eben einen Brief von ihnen erhalten hatte, der mir das mittheilte. Salm und ich hatten Fräulein von D. sehr gern und den Oberstlieutenant ebenfalls, und da wir dachten, daß es vielleicht zu einer Heirath führen möchte, wenn wir sie zusammen brachten, so luden wir Baron D. und seine Tochter ein, mit uns in Bingen zusammenzutreffen, wohin wir in Begleitung von Oberstlieutenant von O. gingen, von dem ich indessen Fräulein von D. nichts geschrieben hatte. Der Oberstlieutenant war noch mehr entzückt von dem lebenden Original, als von der Photographie, die ihn in Flammen gesetzt hatte, und Fräulein von D. schien er auch zu gefallen, obwohl sie keine Ahnung von seinen ernsthaften Absichten hatte.

Als ein Beweis für die wahre Liebe desselben mag dienen, daß er nicht den Muth finden konnte, um sie an=

zuhalten, obwohl er später noch oftmals mit der jungen Dame zusammentraf, und Fräulein von D. in ihre russische Heimat zurückkehrte, ohne daß der Oberstlieutenant sein Herz erleichtert hatte. Ich hatte natürlich dafür gesorgt, Fräulein von D. zu sagen, an welcher Krankheit derselbe litt, und obgleich sie damals nicht in ihn verliebt schien, so mochte sie ihn doch sehr gern, und ich war zu dem Glauben berechtigt, daß er keine abschlägige Antwort erhalten würde.

Da zwischen den Beiden kein Wort von Liebe gesagt worden war, so ging es nicht wohl an, daß der Oberstlieutenant schriftlich um die Hand von Fräulein von D. anhielt, und es wurde endlich beschlossen, daß derselbe sich an eine Einladung erinnern sollte, welche der Baron einst bei Tische an uns Alle richtete, ihn in dem fernen Kurland zu besuchen, was wir halb im Scherz zusagten, wie auch wohl die Einladung gemeint war. Oberstlieutenant von O. erschien also einst auf dem Gute des Barons und setzte ihn dadurch sicher in einige Verlegenheit, denn er mochte wohl die Ursache dieses Besuches ahnen, und hatte doch keine Lust, sich von seiner lieblichen Tochter zu trennen. Er trug daher Sorge, Beide niemals allein zu lassen, und so rückte der Tag der Abreise immer näher, ohne daß der Oberstlieutenant eine Gelegenheit gefunden hätte, sich der Dame seines Herzens zu erklären. Er

war bereits in Verzweiflung, als sich endlich eine Gelegenheit bot. Der Baron mußte für einige Augenblicke das Zimmer verlassen, und als er zurückkam, war der Antrag des Oberstlieutenants von seiner Tochter bereits angenommen. Er war ärgerlich genug, allein die junge Dame hatte ihren Kopf für sich, und der Oberstlieutenant kehrte als ein glücklicher Verlobter nach Koblenz zurück. —

Bei schönem Wetter machten wir Besuche auf dem Lande, entweder zu Pferde oder per Eisenbahn oder Dampfschiff. Ein Irländer, Herr Moriarty, hatte das alte Schloß Lahnstein gekauft und in sehr hübscher Weise restaurirt. Er war ein angenehmer, gastfreier Mann, mit dem wir bekannt wurden und den wir öfter sahen, entweder in Koblenz oder auf seinem Schlosse, wo wir stets sehr freundlich aufgenommen wurden.

Ein anderes Schloß nicht weit von Koblenz gehörte der fürstlichen Familie von S.-W. und wurde von der verwittweten Fürstin bewohnt, deren Söhne noch nicht volljährig waren. Sie war eine große und berühmte Schönheit gewesen und war noch immer eine auffallend schöne, vortreffliche und äußerst liebenswürdige Dame. Ihr Schloß war ganz reizend, und besonders seine Kirche und Kapellen entzückten mich. Bei all' Dem und mit all' ihren Reichthümern war sie nicht glücklich, denn ihre Söhne verursachten ihr viel Kummer. Der älteste Sohn

und Erbe war ein solcher Taugenichts, daß er für untauglich befunden wurde, das Haupt dieses Familienzweiges zu werden und man ihn veranlaßte, seinem Geburtsrecht zu Gunsten seines zweiten Bruders zu entsagen, der für weit besser galt.

Allein leider gab dieser zweite Sohn bald ebenfalls Grund zur Unzufriedenheit, und beide Brüder entsetzten den ganzen hohen Adel, indem sie zwei Schwestern heiratheten, die nicht nur Töchter eines bekannten berliner Wucherers, sondern auch Ballettänzerinnen waren.

Man gab sich nun viele Mühe, diesen zweiten Sohn zu überreden, daß er auf das Majorat und seinen erblichen Sitz im Herrenhause zu Gunsten seines jüngsten Bruders verzichte, welcher Offizier in einem preußischen Kavallerieregiment war und eine französische Prinzessin geheirathet hatte, die mit den Bourbons irgendwie verwandt war. Dieß weigerte er sich jedoch zu thun und ebenso, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, wozu man seinen ältesten Bruder bewogen hatte. Er sagte: „Ich liebe meine Frau, und was das Majorat anbetrifft und meinen Sitz im Herrenhaus, so kann mich kein Gesetz dieses Rechtes berauben, und ich will es sicherlich behaupten.“ Das that er denn auch bald darauf, als er mündig wurde, und seine Mutter hatte das Schloß zu räumen, zum großen Bedauern aller benachbarten Familien, die

natürlich auf ihrer Seite waren, da sie mit ihr seit Jahren auf dem freundlichsten Fuße gestanden hatten. Sie zog sich nach dem Genfer See zurück, wo sie ein Landhaus kaufte.

Um in irgend welcher Weise wenigstens für unser, wenn auch nicht faules, so doch ziemlich lustiges und nutzloses Leben Buße zu thun, hatten eine Anzahl katholischer Damen einen Nähverein gebildet, der an bestimmten Tagen einige Stunden im St. Barbarakloster zusammenkam. Meine Freundin gehörte natürlich zu dieser Gesellschaft, und ich wurde ebenfalls Mitglied. Sie veranlaßte mich auch dann und wann, mit ihr in ein anderes Kloster zu gehen, wo wir nicht, wie in St. Barbara, Kleider für die Armen machten, sondern die Gewänder der Priester flickten, die der Ausbesserung sehr bedurften. Die Königin besuchte uns nicht selten in St. Barbara, und als sie mich dort sah, war sie sehr freundlich und äußerte sich beifällig darüber, mich auf solche Weise beschäftigt zu sehen.

Obgleich ich Vergnügungen, hübsche Gesellschaften und Tanzen liebte, so fühlte ich mich doch nirgends zufriedener als in meiner Häuslichkeit, wenn ich ruhig an der Nähmaschine saß, die ich gekauft, und in deren Gebrauch ich nicht unbedeutende Geschicklichkeit erworben hatte; oder wenn ich mit ein paar Freunden einen Spaziergang

machte und einige angenehme Stunden in einem der öffentlichen Restaurationsgärten in der neuen Promenade der Königin zubrachte, wo wir einer Regimentsmusik zuhörten oder unter einander plauderten.

In England oder Amerika ist diese Art von Vergnügen den Damen, die zur Gesellschaft gehören, durchaus versagt, und Alle würden sich bei dem bloßen Gedanken entsetzen, sich in einem öffentlichen Garten niederzulassen zwischen rauchenden und biertrinkenden Leuten aus allen Klassen! Wer indessen in Deutschland gereist ist, wird es überall gebräuchlich finden und zugeben, daß es recht angenehm ist, denn die Deutschen benehmen sich an solchen Orten stets außerordentlich anständig und Niemand braucht zu befürchten, durch lärmendes oder unanständiges Benehmen verletzt und belästigt zu werden. Ich rede natürlich nicht von den Vergnügungsorten der niedrigsten Klassen.

Ich muß gestehen, daß die Leute nirgends es besser verstehen als in Deutschland, sich in vernünftiger Weise zu amüsiren, und andere Nationen sollten von ihnen lernen. Fremde, die Berlin, Wien, Dresden oder andere große deutsche Städte besuchen, sind stets überrascht, wenn sie solche öffentliche Plätze besuchen, wo viele tausend Personen, Männer, Frauen und Kinder, an kleinen Tischen sitzen, essen, trinken und plaudern und vortrefflicher Musik

zuhören. Alles verläuft angenehm und gemüthlich, und selten hört man einen störenden Laut oder fällt ein Streit vor. Ein Jeder trinkt Wein oder Bier, allein Betrunkene sind selten, und man kann monatelang in einer Stadt leben, ohne einen Betrunkenen auf der Straße gesehen zu haben.

Die Anwesenheit der Königin wurde in Koblenz stets mit großer Freude begrüßt, denn sie war bei allen Klassen beliebt und zeigte sich sehr gnädig und liebenswürdig gegen Jedermann. Von ihr bemerkt oder zu ihren Gesellschaften befohlen zu werden, war natürlich das Ziel und der Ehrgeiz sehr vieler Leute, und da sie so außerordentlich gütig war, so wurde diese Güte nicht selten durch die Zudringlichkeit von Personen auf die Probe gestellt, welche Mittel fanden, zugelassen zu werden, obwohl sie besser gethan haben würden, weg zu bleiben, da ihre Stellung sie nicht zu solcher Ehre berechtigte.

Die Königin gab gewöhnlich zwei große Bälle, zu denen Jedermann eingeladen war, das heißt, Leute aller Klassen, und ebenso zwei Kaffees mit Tanz im Garten auf dem Kies, wo die Damen mit Hüten und in Straßentoilette erschienen. Sie gab auch häufig kleine Diners einer mehr ausgewählten Gesellschaft, und Gesellschaften ähnlicher Art, wo die Damen in Abendtoilette erschienen, obwohl nicht in ausgeschnittenen Kleidern und bloßen

Armen. Dasselbe war der Fall bei ihren Theegesellschaften, zu welchen selten mehr als etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Personen eingeladen waren und die einen mehr privaten Charakter trugen. Die Königin saß dabei oft mit irgend einer Stickerei beschäftigt, oder es wurde eine Kartenlotterie um Kleinigkeiten arrangirt, welche entweder gekauft oder für den Zweck gemacht worden waren. Die große Liebenswürdigkeit der hohen Frau machte diese Gesellschaften stets sehr angenehm.

Da es unmöglich ist, alle interessanten Dinge und Personen zu erwähnen, die ich während meines Aufenthaltes in Koblenz sah, wenn ich in der Art fortfahre, in welcher ich begann, in der Hoffnung, dadurch kürzer zu sein, so halte ich es doch jetzt für besser, meinem Tagebuch zu folgen und solche vorkommende Vorfälle weiter zu besprechen, die es zu verdienen scheinen.

Am Ende des Juni waren meine Freunde sehr aufgeregt, denn sie erwarteten die Ankunft des neuangestellten katholischen Armeebischofs, Herrn Namszanowski. Die Kirche war mit Blumen und Kränzen ihm zu Ehren schön geschmückt, und alle Damen unseres Nähvereins versammelten sich in ihrem Lokal bei der Kirche, wo der Bischof uns oder wir ihm vorgestellt wurden. Er machte mir Mittags in meiner Wohnung einen Besuch, als Frau von C. und Frau von G. bei

mir waren. Wir Alle knieten nieder, küßten seinen Ring und empfingen seinen Segen. Salm wollte nicht niederknieen, allein er küßte ebenfalls die Hand oder vielmehr den Ring des Bischofs. Er war indessen häufig mit ihm zusammen, und am 1. Juli aßen wir mit ihm und vier anderen Priestern bei meiner enthusiastischen polnischen Freundin zu Abend.

Als die Saison in Ems begann, waren wir häufig dort. Am 10. Juli fuhren wir hinüber, um der Großherzogin von Mecklenburg unsern Respekt zu bezeigen. Sie ist die Schwester unseres verehrten Kaisers, welchem sie sehr ähnlich ist, besonders in ihrer Art und Weise und im Ausdruck ihres stets von Güte strahlenden Gesichts. Jimmy, der mich auf besondere Einladung begleitete, da Ihre Königliche Hoheit eine große Hundeliebhaberin ist, etablirte sich sogleich auf dem Sopha und der Großherzogin gefiel mein unverschämter vierfüßiger Freund so sehr, daß sie sich seine Photographie ausbat.

Am 15. besuchte uns Gräfin Haake und lud meinen Mann und mich ein, um vier Uhr zu ihr zu kommen, um der Fürstin Liegnitz unsere Aufwartung zu machen, die bei ihr sein werde. Da der Prinz in Ems war, so ging ich allein hin. Fürstin Liegnitz, die Gemahlin Friedrich Wilhelm's III., des Vaters unseres Kaisers, welche bei

der ganzen königlichen Familie sehr beliebt und geachtet ist, empfing mich sehr gütig, und als ich am nächsten Morgen an die Station kam, um mich ihr zu empfehlen, war sie so freundlich, mich mit einem der vielen ihr überreichten Bouquets zu beschenken.

An demselben Tage ging ich mit meinem Manne, dem „Erbprinzen" von Anholt und Onkel Hermann nach Ransbach zur Rehjagd. Dort sah ich zum ersten Mal einen Rehbock frei im Walde und hörte ihn schreien, was die Jäger „schmählen" nennen. Wir blieben bis zum 18. in Ransbach, und obwohl wir keinen Bock erlegten, brachten wir doch vergnügte Stunden im Walde und in der ganz romantischen Jagdhütte des Grafen Hermann zu, was mich an die Zeit meines Lagerlebens erinnerte.

Am 20. gingen wir nach Ems und ich ließ bei der Frau Großherzogin von Mecklenburg, die nicht zu Hause war, die von ihr gewünschten Photographieen zurück. Auf der Promenade sandte Seine Majestät Jemand, mir zu sagen, daß er mich sehen wolle. Er gab mir die Hand, spazierte mit mir eine halbe Stunde auf und nieder und war sehr gütig und gnädig. Sowohl der König wie die Königin interessirten sich für viele Dinge, an welche zu denken ich kaum glaubte, daß dieselben Zeit hätten. Sie fragten stets Mancherlei in Bezug auf unser häus-

liches Leben und das anderer Offiziere, erkundigten sich selbst nach allerlei Details, die sie alle zu interessiren schienen.

Als ich einige Tage später in Ems bei Tische saß, schickte die Großherzogin von Mecklenburg nach mir und ich machte mit Jimmy meine Aufwartung.

Frau von F. hatte ihren Mann wieder mit einem Baby, ich glaube das neunte, beschenkt, einen kräftigen Jungen, und Ihre Majestät die Königin erzeigte ihm die Ehre, Pathenstelle zu vertreten. Da die Königin Anordnungen in Bezug auf die Taufe treffen wollte, so befahl sie unsere Aufwartung ganz unerwartet am Nachmittag des 27. Da Felix wieder auf der Jagd war, so hatte ich mit der Generalin von S. zu gehen.

Als ich in das Schloß kam und Gräfin Haake die Abwesenheit meines Mannes mit einigem Befremden gegen mich bemerkte, lernte ich zum ersten Mal, daß Disziplin nicht nur in der preußischen Armee, sondern auch am Hofe strenge aufrecht erhalten wird.

Die Gräfin, welche eine lange Reihe von Jahren ihre einflußreiche Stellung einnimmt, handhabt diese Disziplin ziemlich strenge, was bei der milden Güte ihrer hohen Herrin wohl nöthig sein mag.

Oberst von Stiehle, der Kommandeur unseres Regiments, hatte indessen die Abwesenheit meines Mannes

bereits bei Ihrer Majestät entschuldigt, die, wahrscheinlich die Art meiner Unterhaltung mit der Gräfin und meine Betretenheit vermuthend, den Eindruck durch besondere Freundlichkeit verwischte.

Die Taufe fand am nächsten Tage im Hause des Herrn von F. statt, der auch Kammerherr Ihrer Majestät war. Etwa fünfzig Personen waren im Speisezimmer anwesend, wo ein Altar aufgestellt war. Die Königin hielt den schweren kleinen Jungen, der August genannt wurde, während der ganzen Ceremonie, die gewiß zwanzig Minuten dauerte, und gab ihn nur bei einem gewissen Theil derselben ab, dessen Natur es nicht gestattete, daß ein Protestant dabei das Kind berührte, denn Herr von F. ist Katholik.

Am Nachmittag des folgenden Tages gingen wir in ein Konzert, welches in einem öffentlichen Garten in der Promenade der Königin, bei dem Schweizerhause, gegeben wurde. Beide Majestäten waren zugegen; ich saß in der Nähe der Königin und des Königs, freundlich wie gewöhnlich reichte er mir die Hand.

Als wir am folgenden Tage in St. Barbara waren und für die Armen nähten, besuchte uns die Königin, blieb eine halbe Stunde und hatte ein gütiges Wort für jede der Anwesenden.

Als wir am Abend in der Promenade waren, hatten

wir die große Freude, einen werthen, alten Freund aus Amerika zu treffen, dem wir vielen Dank schuldig waren und der sich unter allen Umständen außerordentlich gütig und dienstfertig gegen uns gezeigt hatte, — Baron von Gerolt zur Leyen, den frühern deutschen Gesandten in Washington. Ich habe schon an einem andern Ort von der großen Achtung gesprochen, welche er in Amerika genoß. Während der fünfundzwanzig Jahre, in denen er Preußen repräsentirte, that er sehr viel, die Verbindung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu erleichtern, was von der ganzen Handelswelt besonders dankbar anerkannt wurde. Es erregte daher große Entrüstung in Amerika, als die Ursache bekannt wurde, welche ihn veranlaßte, seinen Abschied einzureichen. Obwohl dieß erst gegen Ende des französischen Krieges geschah, so will ich die Sache doch hier erwähnen, da ich vielleicht später keine Gelegenheit dazu habe.

Herr Georg Bancroft war Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin. Obgleich man mir sagt, daß er als historischer Schriftsteller weder mit Prescott noch mit Motley verglichen werden kann, so hat ihm sein umfangreiches Werk über die Republik der Vereinigten Staaten doch einen guten, wohlverdienten Ruf erworben, da historische Schriftsteller in seinem Lande selten sind. Herr Bancroft hatte in Deutschland studirt und verstand die

deutsche Sprache, obwohl er sie nur sehr mittelmäßig redete. Ob er alle die Eigenschaften besaß, die man von einem Diplomaten verlangt, kann ich nicht beurtheilen, allein ich weiß, daß er der preußischen Regierung sehr angenehm und den meisten Amerikanern in Berlin und denen, die dort hinkamen, ein Greuel war. Das war sehr natürlich, denn er trug nicht nur überall seine große Vorliebe für Deutschland zur Schau und besonders seine Bewunderung für preußische Institutionen, sondern schmeichelte und machte allen hochbetitelten Personen den Hof, während er seine Landsleute ganz links liegen ließ und sie oft gröblich beleidigte. Der Präsident wurde sehr häufig aufgefordert, ihn zurückzurufen, aber lange ohne Wirkung, da er, wie gesagt, dem preußischen Hof sehr angenehm war, dessen Interessen er, behaupteten seine amerikanischen Gegner, mehr am Herzen habe, als die seines Landes.

Herr Bancroft machte sich in Gesellschaft sehr oft durch sein excentrisches Wesen lächerlich und ebenso durch seine seltsamen Reden in geradebrechtem Deutsch; auch sagte er oft, wenn er ein Glas Wein getrunken hatte, sehr undiplomatische Dinge. Als die Angelegenheiten zwischen Deutschland und Frankreich einen baldigen Bruch befürchten ließen, äußerte er bei einem Diner, ich glaube bei Herrn von der Heydt, daß im Fall eines Krieges zwi=

schen Deutschland und Frankreich die Vereinigten Staaten sicher auf Seite Deutschlands sein würden.

Solche Worte aus dem Munde eines Gesandten mußten wohl Aufsehen erregen; der französische Gesandte in Berlin berichtete sie nach Paris, und der Minister des Auswärtigen dort sprach sein Erstaunen darüber gegen General Dix, den amerikanischen Gesandten in Paris aus, der darüber noch mehr erstaunte und diesem Erstaunen in einem freundschaftlichen Brief an Herrn Bancroft Ausdruck gab, den derselbe grob beantwortete. Die in der Weinlaune gesprochenen Worte wurden nach Washington berichtet und verursachten eine diplomatische Aufwallung. Wie Baron Gerolt hineingemischt wurde, weiß ich nicht, und wie er sich Herrn Bancroft mißfällig machte, auch nicht; allein der Letztere hatte einen Zorn gegen ihn und rächte sich in einer Weise, die keineswegs zu Gunsten des Herrn Gesandten spricht und die nicht durch alle erkauften oder erbettelten oder preßkameradschaftlichen Lobhudeleien verschiedener Zeitungen in ein besseres Licht gestellt werden kann.

Als nämlich der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland im Jahre 1870 zum Ausbruch kam, wurde Baron Gerolt durch einen Brief des Ministers von Thiele, welcher Graf Bismarck während dessen Abwesenheit von Berlin vertrat, in Erstaunen gesetzt. Er wurde darin zu größerer

Vorsicht, als er sie bisher beobachtet, in seinem Reden und Auftreten ermahnt, da Herr Bancroft sich darüber beklagt habe, daß er sich in einer Weise benehme, welche leicht eine Spannung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten herbeiführen könne.

Da diese gänzlich ungegründete Denunziation nicht im geringsten den erwarteten Erfolg hatte, so wiederholte Herr Bancroft diese Anklage gegen „seinen Freund", den Baron, in noch stärkeren Ausdrücken, hinzufügend, daß derselbe versuchte, amerikanische Bürger zum Eintritt in die preußische Armee zu bewegen. Obgleich dieser letzte Theil der Denunziation dem Grafen Bismarck lächerlich erscheinen mußte, hatte derselbe doch Zutrauen zu der Ehrenhaftigkeit und Wahrheitsliebe des Herrn Bancroft und schrieb von Versailles aus an Baron Gerolt einen sehr scharfen Brief, welcher mit der Drohung endete, daß er, wenn derselbe sein Betragen nicht ändere, genöthigt sein werde, Seine Majestät zu ersuchen, Baron Gerolt zu mündlicher Verantwortung nach Berlin zu berufen.

Dieser harte Brief kränkte den alten, würdigen Herrn sehr und veranlaßte ihn, seine Entlassung einzureichen. — Einige Genugthuung gewährte ihm die Abschiedsrede des Präsidenten, in welcher die niedrige Falschheit, welche sein Gesandter dem preußischen Premier-Minister berichtet hatte, geradezu bloßgelegt wurde, indem der Präsident anerkannte,

daß es gerade der Baron gewesen, der hauptsächlich dazu beigetragen habe, ein freundliches Verhältniß zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten herzustellen. Dieselben Ansichten wurden in schmeichelhaftester Weise bei einem Diner ausgesprochen, welches die angesehensten Leute in New-York zu Ehren des Barons gaben.

In Anerkennung seines Verdienstes und als ein Zeichen der Hochachtung, welche man in den Vereinigten Staaten dem Baron zollte, beschenkten ihn seine Freunde mit einem mehrere tausend Dollars kostenden silbernen, theilweise vergoldeten, drei Fuß hohen Tafelaufsatz, der in Berlin ankam, als der Baron gerade anwesend und welcher unter den Linden bei einem Goldarbeiter ausgestellt war. Die Kaiserin wünschte den Aufsatz zu sehen, und bei dem Diner, welches am Geburtstage des russischen Kaisers gegeben wurde, verzierte dieses Prachtstück die kaiserliche Tafel, wo es allgemein bewundert wurde. Als man hörte, daß der Baron in Berlin sei, sandten der Kaiser und die Kaiserin sogleich Jemand zu ihm in sein Hotel, „um ihm zu dem schönen und so wohl verdienten Geschenk zu gratuliren". Als Graf Bismarck das hörte, hielt er den Boten zurück, indem er demselben zurief: „Sagen Sie dasselbe dem Baron auch von mir." Obgleich der Abschied dem alten Gesandten mit allen Ehren bewilligt und ihm der Charakter als wirklicher Geheime-

rath mit dem Titel Excellenz ertheilt wurde, so war doch zwischen ihm und dem großen Minister noch immer eine Wolke gewesen, und diese Botschaft war daher dem würdigen alten Diplomaten eine große Genugthuung.

Am 7. August fuhren wir nach Ems. Auf der Promenade begegnete ich Seiner Majestät dem König, der mir die Hand gab und mich fragte, ob ich in's Theater kommen würde. Ich würde natürlich gern gegangen sein, allein ich konnte nicht, weil ich Jimmy bei mir hatte und der verwöhnte Schlingel sich zu Tode geschrieen haben würde, wenn ich ihn in einem Hotelzimmer eingesperrt oder unter der Aufsicht eines Fremden gelassen hätte.

Am nächsten Morgen stand ich schon um fünf Uhr auf, und Felix, ich und Herr und Frau von C. ritten nach Ems. Als der König unsere Gesellschaft sah, trat er zu uns und sagte uns guten Morgen. Er war außerordentlich gnädig und freundlich, klopfte meinem Pferde den Hals und sagte, er freue sich, mich zu Pferde zu sehen.

Die Notiz, welche Ihre Majestäten von mir nahmen, erregte natürlich Eifersucht, selbst unter meinen nächsten Freunden, und Generalin von S. suchte mir einzureden, daß Seiner Majestät es sehr mißfallen habe, mich nahe der Promenade zu Ems zu Pferde erscheinen zu

sehen. Sie wußte das ganz bestimmt aus zuverlässiger Quelle. Ich glaubte es nicht, denn wäre der König unzufrieden gewesen, so würde er nicht zu uns getreten sein und guten Morgen gewünscht, und sein edles, offenes Gesicht würde nicht solchen freundlichen Ausdruck gehabt haben.

Hätte ich indessen in Bezug hierauf irgend welche Zweifel gehabt, so würden sie am folgenden Abend verschwunden sein, als wir einem großen Balle beiwohnten, welchen Ihre Majestät die Königin gab. Der König war so gütig wie immer und machte einige scherzhafte Bemerkungen über die zu lange, mich am Tanzen hindernde Schleppe meines Kleides, welches die Kleidermacherin unmittelbar vor dem Ball gesandt hatte.

Auf diesem Balle machte ich die Bekanntschaft der Herzogin von Ossuna, Eleonore, geborene Prinzessin Salm-Salm, Cousine meines Mannes. Die Herzogin ist eine sehr schöne, außerordentlich elegante und liebenswürdige Dame und wir wurden bald befreundet.

Am folgenden Morgen, 11. August, waren wir zu einem Frühstück nach Schloß Sayn bei der Fürstin Wittgenstein eingeladen. Die Königin mit einer Hofdame, der König mit Adjutanten, Prinz Reuß, der preußische Gesandte in Petersburg, mein Mann und ich waren die einzigen Gäste.

Am 12. war mein Mann zum Exerzieren im Regiment, und ich besuchte mit Frau v. G. das Kloster von Moselweiß, welches dreiundvierzig Nonnen und fünfundsechzig Schülerinnen enthielt. Sehr zufrieden mit Allem, was wir dort gesehen hatten, gingen wir nach Hause und begegneten Ihrer Majestät der Königin, die stehen blieb und mit uns sprach. Als wir entlassen waren, ließ sie uns zurückrufen, um den Affen eines armen Savoyarden anzusehen, dessen gutes Glück es war, dieser wohlthätigen königlichen Fee zu begegnen. Wir hatten die Ehre, Ihre Majestät bis nach dem Schlosse zu begleiten.

Als ich am 14. nach Ems fuhr, einige Besuche zu machen, traf ich im Eisenbahncoupé Lord und Lady Palmerston, die unterwegs nach Wiesbaden waren. Wir unterhielten uns gut und schienen uns gegenseitig zu gefallen.

Es war nun die Zeit der militärischen Manöver gekommen, und wenn ich auch zwei Kriege mitgemacht hatte, so hatte ich doch noch nie solchem militärischen Schauspiel beigewohnt, denn was ich dergleichen in Amerika sah, läßt sich damit gar nicht vergleichen. Als ich am 17. in Köln war, holte mich ein Offizier ab und wir ritten nach dem Exerzierplatz, um die Kavallerie manövriren zu sehen. Ich war ganz entzückt von den schönen Pferden

und der wundervollen Präzision, mit welcher alle Bewegungen ausgeführt wurden.

Als das Manöver vorüber war, stellte mir der General, welcher die Truppen befehligte, sein ganzes Offizierskorps vor und hielt eine kleine, schmeichelhafte Rede, in welcher er sein Vergnügen darüber ausdrückte, mich auf ihrem Exerzierplatz zu sehen.

Am 20. wohnte ich dem von General v. S. befehligten Infanterie-Manöver bei, welches gleichfalls sehr schön war, und am 21. ging ich zu einem Tanz-Kaffee, welchen Ihre Majestät gaben, der bis nach sieben Uhr dauerte und wo ich sehr viel tanzte und mich prächtig amüsirte.

Auf diese Weise hatte ich eine sehr lebhafte Saison, denn jeder Tag brachte irgend eine Gesellschaft mit sich, und etwas Ruhe war wünschenswerth. Ich nahm daher mit Vergnügen eine Einladung nach Schloß Anholt an, wo verschiedene Herren unserer Verwandtschaft zur Rebhühnerjagd erwartet wurden. Ich blieb vierzehn Tage dort und die Zeit verging in ruhiger, angenehmer Weise.

In den ersten Tagen des Novembers kehrten Ihre Majestät nach Koblenz zurück, und wir wurden am 4. zum Thee befohlen. Ich hatte die Ehre, rechts neben der Königin zu sitzen, und sie war gegen mich und meinen Mann freundlich wie gewöhnlich. Ihre Majestät zeigte

uns das prachtvolle Album vom Rhein, welches ihr verehrt worden war.

Am 8. November ging ich mit Felix nach Neuwied, um der Prinzessin Elisabeth unsere Aufwartung zu machen und zu ihrer Verlobung mit dem Fürsten Karl von Rumänien zu gratuliren. Der Bruder der Prinzessin zeigte uns einige der Zimmer, welche zur Hochzeit dekorirt und eingerichtet waren, die am 15. stattfinden sollte.

Am 10. wohnten wir einer großen Gesellschaft bei Ihrer Majestät bei, wo wir einige schwedische Sänger hörten, die dazu engagirt waren. Ich wurde dort der Großherzogin von Baden, Tochter Ihrer Majestät, und der Prinzessin Wilhelm von Baden vorgestellt, deren Hofdame, Baronin von Beust, mir am andern Tage Visite machte.

Am 13. gab die Königin einen Ball, wo ich mich sehr gut unterhielt, denn Ihre Majestät waren ganz außerordentlich gütig und liebenswürdig. Ich tanzte mit dem Großherzog von Weimar, in derselben Quadrille mit der Großherzogin von Baden und Prinzessin Wilhelm.

Am 17. waren wir zu einem Frühstück bei Ihrer Majestät befohlen. Es war nur eine kleine Gesellschaft, bestehend aus dem Prinzen und Prinzessin von Hohenzollern, Prinz und Prinzessin von Wied, Graf und Gräfin von Flandern, dem eben verheiratheten jungen Paar Fürst

und Fürstin von Rumänien mit ihrem rumänischen Gefolge und der Prinzessin von Solms-Braunfels. Außer Frau von P., welche im Dienst Ihrer Majestät anwesend sein mußte, war keine der koblenzer Damen befohlen worden.

Nachmittags fuhren wir nach Neuwied, wo wir um fünf Uhr gerade rechtzeitig zum Diner ankamen, welches eine ceremoniöse Staatsaffaire war, bei welcher alle Regeln der Etikette und des Ranges strenge beobachtet wurden. Der Fürst von Rumänien hatte alle seine Minister und eine Anzahl Herren und Damen in seinem Gefolge mitgebracht, die mich lebhaft an die Mexikaner erinnerten, wenigstens dem Aussehen nach. Den meisten dieser rumänischen Edelleute hätte ich nicht auf einer einsamen Landstraße begegnen mögen.

Nach dem Diner war Konzert, dem ein Feuerwerk folgte, und es wurde zwei Uhr Morgens, ehe wir nach Koblenz zurückkamen. Wir versäumten indessen nicht, an der Eisenbahnstation zu sein, um dem Fürsten und der Fürstin von Rumänien Adieu zu sagen und ihr ein Bouquet zu überreichen.

Bei dem Diner in Neuwied war ich dem Grafen von Flandern, Kronprinz von Belgien, vorgestellt worden, der eine Tochter des Fürsten von Hohenzollern geheirathet hat und ein Bruder der unglücklichen Kaiserin Charlotte

von Mexiko ist. Der Graf ist ein großer, angenehmer Mann, mit dem ich eine lange Unterhaltung hatte, die wegen seiner großen Harthörigkeit etwas schwierig war. Er fragte viel über Mexiko und sagte allerlei Schmeichelhaftes. Indem er von der Krankheit seiner Schwester redete, äußerte er, daß leider keine Hoffnung zu ihrer Heilung vorhanden sei.

Der nächste Tag war unser Nähetag in St. Barbara. Die Königin kam dorthin, um den Damen Adieu zu sagen, da sie bald nach Berlin abreiste. Salm und ich hatten indessen die Ehre, sie noch am 22. zu sehen, wo Ihre Majestät gegen zwanzig Personen befohlen hatte. Die Königin veranstaltete eine Kartenlotterie für die Gesellschaft. Salm gewann eine kleine Büste unseres guten Königs und ich eine Zündhölzerbüchse. Am folgenden Abend gingen wir in's Theater zu dessen Inauguration; die Königin und ihr ganzer Hof waren anwesend, Fidelio zu hören, der schauderhaft gegeben wurde.

Die Zeit bis Weihnachten war eine ununterbrochene Kette von Gesellschaften. Ich hatte natürlich auch einige Kaffees und Thees zu geben und außerdem mein Kränzchen zu halten, wenn die Reihe an mir war. Ich sehnte mich sehr nach Ruhe und war froh, als wir endlich am 25. Dezember — mein und zugleich meines Mannes Geburtstag — nach Schloß Anholt abreisten, wo wir nur die Familie

fanden. Am 26. war der Geburtstag des Fürsten Alfred, den wir ganz unter uns in ruhiger, angenehmer Weise feierten.

Am 29. sollte eine Treibjagd stattfinden, wozu andere Mitglieder der Familie eintrafen, nämlich die Herzogin von Ossuna, der Herzog von Croy, die Prinzessin Stephanie und die Prinzen Georg und Philipp von Croy. Die Herzogin von Ossuna und ich fuhren in einem Ponywagen zum Treiben und ich nahm ein kleines Gewehr mit, womit ich auf einen Hasen feuerte, ihm aber nichts zu Leide that; am nächsten Tage, wo das Treiben fortgesetzt wurde, schoß ich jedoch einen. Ich blieb aber nur bis ein Uhr auf der Jagd, wenn die Damen kamen, dieselbe mit anzusehen. Da es sehr kalt und der Schnee sehr tief war, so kehrte ich mit ihnen in das Schloß zurück.

Am letzten Tage des Jahres gingen wir Morgens Schlittschuhlaufen und blieben am Sylvesterabend bis zum Anbruch des neuen Jahres zusammen. Ich legte mich traurig und mit schwerem Herzen zu Bett, denn mir ahnte nichts Gutes für das neue Jahr. Es ist wahr, Salm's Wünsche waren erfüllt; er hatte eine Stellung in der Armee, auf welche er stolz war; wir hatten ein kleines Heim; die Gesellschaft behandelte uns so gut als möglich, und Ihre Majestäten und die ganze königliche

Familie empfingen uns in einer Weise, die mich tief ergriff und die den Neid Vieler erregte; — allein in anderer Hinsicht waren wir durchaus nicht zu beneiden, da unsere Stellung und die Mittel, sie aufrecht zu erhalten, durchaus im Mißverhältniß standen.

Obgleich Neid meinem Charakter fremd ist, so konnte ich doch ein einigermaßen bitteres Gefühl nicht unterdrücken, wenn ich die Ungleichheit sah, die zwischen uns und anderen Gliedern der Familie herrschte. Ich war keineswegs gleichgültig gegen die gesellschaftlichen Vorzüge, welche der hohe Rang, den wir hatten, mit sich brachte; allein ich konnte auch vor dessen Nachtheilen nicht meine Augen verschließen, da die Lage, in der wir uns befanden, ihm beinahe Hohn sprach. Mein Gerechtigkeitsgefühl empörte sich gegen ein Gesetz, welches zwei Brüder so verschieden behandelt. Während der eine in einem prachtvollen Schlosse wohnt, welches von einigen Quadratmeilen ihm gehörigen Landes umgeben ist, welches eine große jährliche Einnahme bringt, lebt der andere in einer Miethwohnung und hat kaum so viel monatlich, wie manchmal ein einziges Mittagessen im Schlosse seines Bruders kostet. Dieser Bruder war in der That ein guter und lieber Bruder, allein es blieb immer hart, von seinem guten Willen abhängig zu sein, und überdieß hatte er eine große Familie.

Dieses Gefühl der Ungerechtigkeit wurde noch erhöht, wenn ich das, was mein Mann gethan hatte, mit dem verglich, was andere Glieder seiner Familie geleistet hatten. Vor langen Jahren waren ihre Vorfahren einmal bedeutende Leute gewesen; allein seit zwei Jahrhunderten hatte kaum Einer von ihnen etwas gethan, was der Beachtung der Welt werth war, während Felix sich wenigstens einen Ruf erworben hatte.

Er war ein Prinz wie sein Bruder, und es wurde von ihm erwartet, daß er seinem Rang gemäß lebte, während dieselben Gesetze, die ihm denselben gaben, ihm die Mittel raubten, denselben aufrecht zu erhalten. In dieser Hinsicht ist der englische Gebrauch weit vernünftiger. Dort hat nur das Oberhaupt der Familie den Titel und die Verpflichtung, ihn in Gesellschaft zu repräsentiren; Niemand erwartet von einem jüngern Bruder mehr, als von einem andern anständigen Manne.

Wir hätten glücklich leben können und ohne unser Einkommen zu überschreiten, wenn es uns verstattet gewesen wäre, wie andere Majorsfamilien zu leben, allein Felix war ein Prinz, und selbst wenn er hätte sparen wollen, wozu er indessen in Folge seiner Erziehung sehr wenig Talent hatte, so konnte er doch nicht so still und zurückgezogen leben, wie es klug und räthlich gewesen wäre, denn er war, wie gesagt, ein Prinz und der An=

stand verlangte mehr von ihm, wie von anderen Offizieren seines Grades. Obwohl ich alle die übeln Folgen solcher Lebensweise vorhersah, so hatte ich mich doch zu fügen, und da ich genöthigt war, die von einer Prinzessin erwarteten gesellschaftlichen Verpflichtungen zu erfüllen, und da ich keineswegs von den Schwachheiten und Neigungen anderer Frauen frei bin, so that ich, was mir als schicklich angezeigt wurde, und versuchte nicht, an das Ende zu denken. Dieß gelang mir auch so ziemlich bis zum Jahresschluß, allein da ich wohl wußte, daß die ersten Tage des neuen Jahres mir eine ungeheure Menge „kleiner Rechnungen“ bringen würden, so begrüßte ich den Neujahrstag mit sehr schwerem Herzen.

IV.

Bei meiner Rückkehr nach Koblenz fand ich die kleinen Rechnungen vor; sie kamen in Heerden; allein Nothwendigkeit zwang mich, in der alten Weise fortzuleben. Die Saison war noch nicht vorüber und Thees, Abendessen und Bälle mußten besucht werden. Ich versuchte es, meine Sorgen zu vergessen, nicht an die Zukunft zu denken und die Gegenwart zu genießen. Auf einem großen Ball, den General Herwarth von Bittenfeld gab, tanzte ich jeden Tanz und amüsirte mich trotz aller düsteren Aussichten.

Als es am 16. Januar an mir war, unser Kränzchen zu halten, hatte ich das Vergnügen, unsern neuen Obersten, Graf Waldersee, bei mir zu sehen; Oberst von Stiehle war nämlich zu anderm Dienst nach Berlin berufen worden. Der neue Oberst gefiel mir sehr gut, denn er war nicht nur ein angenehmer Mann, sondern auch ausgezeichneter Offizier. Das Jahr vorher war er in das Lager der Franzosen bei Chalons abgeschickt ge-

wesen, wohin man viele fremde Offiziere geladen hatte, um die Vortrefflichkeit der großen französischen Armee zu bewundern. Der Eindruck, den sie auf Graf Waldersee machte, war indessen keineswegs ein großer. Er war äußerst erstaunt über den Zustand dieser Armee und besonders über die Taktik, welche er als noch ein Jahrhundert zurück beschrieb und in Folge deren er eine große Niederlage vorhersagte, wenn die Franzosen es wagen sollten, einen Krieg mit Preußen zu provoziren. Er hatte diese Ansichten in seinem Bericht ausgesprochen, welchen er an das Kriegsministerium einsandte.

Die kleinen Rechnungen machten eine Reise nach Berlin nöthig und Felix und ich reisten dorthin. Wir reisten zugleich mit Oberstlieutenant von G. und Frau, meiner lieben poetischen Freundin. Ihr Mann hatte ein Gut nebst kleinem Schloß mit zahnbrechendem Namen irgendwo in Schlesien gekauft und seinen Abschied eingegeben. Auf meine Anregung hatten ihr die Damen des Regiments ein Andenken gegeben, welches aber, wie ich leider sagen muß, eine sehr häßliche, armselige Briefmappe war, die sie schwerlich auf ihren Schreibtisch gelegt haben wird. Es that mir sehr leid, daß sie fortging, denn ich verlor in ihr eine sehr liebe Freundin.

In Berlin trafen wir Baron D. von Kurland, seine hübsche Tochter und ihren Bräutigam, Oberstlieutenant

von O., deren Hochzeit wir am 20. Januar beiwohnten. Gerade als wir zum Hochzeitsdiner im Hotel de Rome fahren wollten, kam Gräfin Haake, welche uns benachrichtigte, daß die Königin den Oberstlieutenant von G. und uns am nächsten Tage sehen wolle.

Der Vater der jungen Frau führte mich zu Tische und das Diner war vorzüglich.

Am nächsten Tage fuhren wir in's Schloß und wurden um ein Uhr von der Gräfin Haake empfangen. Einige Augenblicke später trat die Königin ein, die uns die Hand gab und so gnädig wie immer war.

Ich hatte natürlich viele Besuche zu machen und an viele Orte zu gehen. Am 24. gingen wir in das Opernhaus, das Ballet Fantaska zu sehen, welches sehr schön war. Die Königin war anwesend und mit ihr in der Loge war Erzherzog Leopold, der Bruder der Kaiser von Oesterreich und Mexiko. Die Familienähnlichkeit mit seinem Bruder brachte mir alle Erinnerungen von Mexiko zurück und der Gedanke quälte mich sehr, am nächsten Tage mit ihm in einer ihm zu Ehren von der Königin gegebenen Soirée zusammentreffen zu müssen.

Der König, die Königin, Kronprinz und Kronprinzessin und etwa hundertundzwanzig Personen waren anwesend. Die Art, wie ich von allen Mitgliedern der königlichen Familie empfangen wurde, schien mir noch

freundlicher als gewöhnlich und muß wohl von dem Erzherzog bemerkt worden sein, denn als wir ihm auf seinen Wunsch vorgestellt wurden, sprach er seine Anerkennung der Dienste, welche wir seinem Bruder in Mexiko geleistet hatten, in so lauter und ostensibler Weise aus, daß ich, obwohl dadurch geschmeichelt, doch auch unangenehm berührt wurde, und um so mehr als das, was der Erzherzog über diese mexikanische Angelegenheit sagte, mir weh that und die Familienähnlichkeit mit seinem Bruder mich reizbar machte. Ich war froh, als diese peinliche Unterhaltung vorüber war.

Am nächsten Tage erhielt ich von Seiten der Kronprinzessin die Mittheilung, daß mich dieselbe um sieben Uhr zu sehen wünsche, und ich fuhr daher in das kronprinzliche Palais. Als ich in das Zimmer trat, wurden die diensthabende Hofdame und der Kammerherr entlassen, und ich blieb mit Ihren Königlichen Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin allein, welche mich mit solcher Güte behandelten, daß ich davon tief bewegt war. Ich blieb etwa eine halbe Stunde. Als ich mich empfahl, küßte mich die Kronprinzessin und ich küßte ihre Hand. Der Kronprinz begleitete mich bis an den Fuß der Treppe und küßte meine Hand vor aller Dienerschaft, eine Ehre, die mich ebenso sehr in Verlegenheit setzte, als sie mir schmeichelhaft war.

Am 27., Nachmittags, als ich, ehe ich zu dem großen Empfang am Hofe Toilette machte, im Bette lag, wurde durch die Nachlässigkeit des Hotelkellners und die Dummheit meiner Kammerjungfer die Baronin von Schleinitz gerade vor mein Bett geführt. Ich war sehr verlegen, allein der feine Takt und die Liebenswürdigkeit Ihrer Excellenz halfen mir bald darüber hinaus, und ich nahm mit Vergnügen die Einladung an, bei ihr nach der großen Cour zu soupiren.

Es war das erste Mal, daß ich einer solchen großen Hofceremonie beiwohnte und nur natürlich, daß ich angenehm aufgeregt und neugierig war. Ich machte, wie sich von selbst versteht, auf das Sorgfältigste Toilette und trug ein Kleid von gelber Seide mit einer sechs Fuß langen Schleppe, die übrigens über dem linken Arm hängend getragen wird.

Die Cour fand im weißen Saale des alten Schlosses statt, wo sich alle Staatszimmer befinden. Als all' die zahlreichen, reich und elegant gekleideten Gäste in den Nebensälen nach Rang und Würden aufgestellt waren, erschienen Ihre Majestäten in vollem königlichem Staate. Unsere allergnädigste Königin sah wunderschön aus und jeder Zoll eine Königin. Zwei junge Edelleute in schöner Uniform, Leibpagen, trugen ihre lange, prachtvolle Schleppe,

als sie vor den Gästen vorüberging, grüßend und hie und da an Jemand einige freundliche Worte richtend.

Im weißen Saal, wo ein Konzert stattfand, ward endlich mein Wunsch erfüllt, König und Königin auf Thronsesseln zu sehen, die auf einer etwas höhern Estrade standen. Rechts und links von Ihren Majestäten saßen auf Fauteuils die anderen Mitglieder der königlichen Familie, während die Gäste in mehreren Reihen im Saal vor ihnen saßen. In der ersten Reihe saßen die fremden Gesandten und Minister und hinter ihnen Prinzen und Prinzessinnen. Ich saß in der dritten Reihe neben der Fürstin Puttbus und hinter mir die Mitglieder der chinesischen Gesandtschaft, die gerade damals in Berlin anwesend war und der Versammlung einen noch besonders interessanten Charakter gab.

Das Konzert war sehr schön und Frau Lucca sang herrlich. In den Pausen wurden Erfrischungen umhergereicht, was meinen orientalischen Nachbarn zu gefallen schien. Meine Wenigkeit erregte ihre Aufmerksamkeit, vielleicht wegen meines gelben Kleides, da Gelb die kaiserliche Farbe in China ist, und sie bezeugten mir ihre Achtung dadurch, daß sie mich mit ihren eigenen Löffeln und aus ihren Tassen mit Eis zu füttern versuchten. Seine Majestät, welcher meine lächerliche Kalamität bemerkte, schien sich sehr darüber zu amüsiren, und als der

König durch die Reihen ging, kam er auch zweimal zu meinem Sitz und sagte einige freundliche Worte.

Als die interessante Ceremonie vorüber war, fuhr ich zu Baron von Schleinitz, dem Minister des königlichen Hauses, und fand dort mehrere Mitglieder des diplomatischen Korps. Die Damen legten ihre Schleppen ab und wir hatten ein prächtiges Souper, belebt durch eine heitere Unterhaltung, in welcher die Ereignisse des Abends durchgesprochen wurden. Nach dem Souper rauchten wir unsere Cigarretten und kamen um zwei Uhr nach Hause, sehr entzückt von Allem, was wir gehört und gesehen hatten.

Am 28. war einer der Subskriptionsbälle im Opernhaus, und da ich noch nie einem beigewohnt hatte, so wollte ich diese Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen. Diese Bälle wurden schon vor vielen Jahren unter der Patronage des Hofes eingerichtet und es fanden deren jährlich zwei oder drei statt. Sie waren sehr populär, denn sie boten dem Publikum eine Gelegenheit, die ganze königliche Familie zu sehen, die es nie versäumte, sie zu besuchen, denn die Könige von Preußen und ihre Familie mischen sich gern unter das Volk, von dem sie sehr geliebt werden. Diese Bälle sind öffentliche, das heißt, es werden von dem Theaterintendanten Billets an so viele Personen ausgegeben, als das Haus ohne Unbequemlichkeit fassen kann. Keine anständige Person ist

ausgeschlossen, und die Billets werden bezahlt; jedes kostet, glaub' ich, fünf Thaler.

Ich muß gestehen, daß ich nicht erwartet hatte, eine so glänzende Szene zu sehen, wie sie mein Auge blendete. Das Opernhaus war zu diesem Zwecke wunderschön dekorirt. Der Boden des Parkets war gehoben, so daß er in gleicher Höhe mit der Bühne stand und mit dieser einen einzigen ungeheuren Saal bildete, welcher äußerst brillant erleuchtet und sehr geschmackvoll als Tanzsaal dekorirt war. Aus der großen Hofloge führte eine breite Treppe in den Saal hinab, und alle Logen, bis zum Paradies hinauf, waren mit mehr als zweitausend Herren und Damen in schönster Toilette besetzt. Die vielen verschiedenen Uniformen mit ihren funkelnden Orden, die überall unter den schwarzen Gesellschaftsanzügen zerstreut waren, machten die ganze elegante Masse weniger monoton, wie es zum Beispiel in Amerika der Fall ist, wo man nur den schwarzen Frack sieht.

Der König, die Königin und andere Glieder der Familie sitzen in den königlichen Privatlogen, aber der Ball wird stets von den Majestäten eröffnet. An der Spitze geht der Theaterintendant und ihm folgte zunächst der Hofmarschall mit der Palastdame der Königin; dann folgen Königin und König und der Hof. Ein- bis zweimal verlassen die Herrschaften ihre Logen und machen

einen Gang durch den Saal, wobei sie mit den Personen reden, die sie kennen.

Tanzen in diesem Gedränge hat seine Schwierigkeiten und bei einem englischen Drawing-Room kann es kaum so viel zerfetzte Kleider geben als hier. Speise und Erfrischungen sind in Sälen nebenan servirt, und Stände mit Eis und kühlendem Getränke befinden sich hier und dort in den Passagen.

Ich war in einer Loge mit der Generalin von Witzleben und sah mit großem Interesse auf die höchst amüsante und belebte Szene. Die Königin, welche wußte, daß der Urlaub meines Mannes zu Ende war und daß er nach Koblenz zurückkehren mußte, ließ uns zu sich rufen, um uns zu verabschieden. Als wir die Loge der Königin verließen, begegneten wir Prinz Karl, dem Bruder des Königs, der stehen blieb und mit uns redete, und später kam der Kronprinz, gab uns die Hand und bezauberte uns durch seine einfache und natürliche Liebenswürdigkeit. Wir hatten von ihm für den 31. eine Einladung zum Ball erhalten; da aber mein Mann nach Koblenz zurück mußte, so waren wir gezwungen, uns zu entschuldigen, — zu unserem großen Bedauern.

Wir reisten am andern Tage Abends nach Koblenz ab, wo wir unser gewöhnliches Leben führten. Am 4. war ich auf einem Ball, den General von S. im Mi-

litärkasino gab, und der bis zwei Uhr dauerte. Am Abend hatte ich in unser Kränzchen zu gehen, wo Frau von C. uns zu einem Maskenball einlud, und am nächsten Morgen fuhren wir nach Köln, um für unsere Anzüge Sorge zu tragen. Der Gastwirth des Hotel Disch gab uns alle gewünschten Nachweisungen und schickte auch nach einem Fräulein Maria Merjak, die uns behülflich war und die wir engagirten, nach Koblenz zu kommen und uns verschiedene spanische Tänze einzuüben, denn Frau von C. und ich hatten beschlossen, an einer spanischen Quadrille theilzunehmen.

Am 9. war wieder ein großer Ball bei General von Herwarth, wo ich alle Tänze tanzte mit alten und jungen Herren bis zwei Uhr Morgens. Hier war ein anderer Maskenball für den 23. beschlossen worden, und da es unmöglich war, mich davon auszuschließen, so entschied ich mich für Theilnahme an einer Matrosen- oder Fischer-Quadrille im Kostüm der Bewohner von Alsen, als Kompliment für den General, der dort im dänischen Kriege einen Sieg erfochten hatte, und in einer unglücklichen Stunde bestellten wir unsere Anzüge bei einem Herrn Kemp in Bonn, der uns von irgend Jemand empfohlen worden war.

Wir hatten nun mit Vorbereitung zu den zwei Maskenbällen viel zu thun und mit Einüben spanischer Tänze

und der Hornpipe; doch außerdem hatten wir noch anderen gesellschaftlichen Verpflichtungen außerhalb Koblenz nachzukommen. Wir hatten nämlich eine Einladung von dem Gouverneur von Mainz, Prinzen von Holstein, erhalten und fuhren am 15. dorthin und stiegen bei Major von Bloch ab, der ein alter Freund von Felix war. Der Ball war brillant und ich tanzte nicht nur jeden Tanz, sondern noch unendlich viele Extratouren.

Der Prinz von Holstein war strenge, aber sehr beliebt. Als wir am Tage nach dem Ball mit ihm nach dem Bahnhof fuhren, begegneten wir auf der Straße einem angetrunkenen Soldaten. Der Prinz schrie sogleich mit Donnerstimme: „Halt!", ließ den Soldaten arretiren und drohte ihm alle möglichen Strafen an. Da mir der arme Mensch leid that, sagte ich in meinem schlechten Deutsch: „Durchlaucht, sei Du ein gutes Mensch und laß das arm Kerl laufen," was ihn so sehr amüsirte, daß er laut auflachte, und in dieser guten Laune kam der Soldat mit einem Verweis davon.

Am 19. fand der Maskenball bei Frau von C. statt. Die Kostüme waren im Allgemeinen durchaus nicht besonders und unsere spanische Quadrille ging so und so. Ich tanzte mit Hauptmann von C., welcher den Fandango wie ein polnischer Bär tanzte und einen ganz besondern Zorn gegen meine Zehen zu haben schien.

Wir hatten Gesetze in Bezug auf die von uns gegebenen Gesellschaften und Bälle gemacht, welche sehr vernünftig waren, da Viele von uns kein Vermögen hatten. Demzufolge durften nicht mehr als zwei Fleischgerichte gegeben werden und nur weißer und rother Tischwein. Herr von C. indessen, der ein wohlhabender Mann war, behauptete, daß ein Maskenball eine Ausnahme gestatte, und gab ein üppiges Essen, bei dem der Champagner wie Wasser floß, was einige mißbilligende Bemerkungen von dem alten General von Herwarth hervorrief. Diese Bemerkungen verdrossen Herrn von C. so sehr, daß er sich in seinem Aerger betrank und zu Bett gehen mußte, wodurch ich ihn für den Cotillon los wurde und den Vortheil hatte, denselben mit Oberst Graf Waldersee zu tanzen, der ein weit vortrefflicherer Tänzer und Mann war.

Der Maskenball bei General Herwarth fand am 23. statt. Wir waren Alle in großer Angst, denn unsere Anzüge kamen erst spät am Nachmittag von Bonn an. Der Ball war sehr besucht und Tanzen schwierig. Ehe es anfing, richtete Graf Waldersee einige passende Verse an den alten Helden und ich überreichte ihm einen Lorbeerkranz mit schwarz-weißen Bändern. — Ich unterhielt mich sehr gut, trotzdem daß unsere Anzüge schändlich waren; wir sahen Alle wie wirkliche Fischweiber aus und entsetzten uns vor unserer eigenen Häßlichkeit. Wir

tanzten übrigens den Hornpipe ziemlich gut, hatten ein gutes Souper, zu dem mich Graf Waldersee führte, und kamen erst um drei Uhr nach Hause.

O, wie sehnte ich mich nach dem Ende all' dieser Bälle und, Dank dem Himmel, es war nahe, denn der, den ich am 28. Februar zu geben hatte, war der letzte der Saison! Wir hatten sechsundachtzig Gäste, und der Ball verlief zu allgemeiner Zufriedenheit. Ich tanzte mit Jung und Alt und jeden Tanz, und machte mich so liebenswürdig, als es in meiner Macht stand. Als nach zwei Uhr Alles vorüber und ich endlich in meinem Bette lag, war ich sehr froh, daß Alles so glücklich von Statten gegangen war.

Salm und ich hatten beschlossen, daß ich, wenn die Bälle u. s. w. der Saison vorüber sein würden, nach Bonn gehen, einen der dortigen berühmten Frauendoktoren konsultiren und dort bleiben sollte, so lange derselbe es für nöthig hielte. Ich fuhr also am 18. März nach Bonn und konsultirte Professor Dr. Busch, der mir vom Bruder meines Mannes auf's Wärmste empfohlen war, den er in seiner schweren Krankheit behandelt hatte.

Professor Busch ist einer der berühmtesten Aerzte Deutschlands und zugleich einer der gütigsten und besten Männer, die ich je kennen lernte. Da er es für nöthig hielt, daß ich einige Zeit unter seiner Behandlung blieb,

so lud ich eine Cousine meines Mannes, Comtesse Konstantine Salm-Hoogstraaten, ein, zu mir zu kommen und später auch mit mir nach Koblenz zu gehen.

Da es mein Gesundheitszustand nicht nöthig machte, daß ich zu Hause blieb, so ging ich hin und wieder nach Koblenz oder machte Besuche in der Nachbarschaft, und wurde auch mit Frau Professor Busch bekannt, die ein ganzes Nest voll schöner Kinder und darunter eine sechzehnjährige hübsche Tochter hatte, in deren Gesellschaft ich sehr angenehme Stunden verlebte.

Am 1. April wurde ich mehrmals in den April geschickt. Unter Anderm erhielt ich durch die Eisenbahn eine große Kiste, in welcher ich, sorgfältig in unendlich viel Heu verpackt, eine große Schnapsflasche fand, die mit einem feinen französischen Liqueur gefüllt war und auf deren Etikette geschrieben stand: „Morgens, Mittags und Abends ein Schnapsglas voll zu nehmen. Dr. Salm, Koblenz, 1. April.“ Auf dem Etikette selbst, welches irgend ein Künstler gemacht hatte, sah man eine Landschaft mit Bonn im Hintergrunde, im Vordergrunde stand in einem Sumpf ein großer Klapperstorch, der aus denselben nicht — wie die Leser vielleicht vermuthen — ein Kindchen, sondern einen großen Frosch gezogen hatte und im Schnabel hielt! —

Während meines Aufenthalts in Bonn hatte ich Ge-

legenheit, ein Verlangen zu erfüllen, welches ich schon in Koblenz gehabt hatte, als ich hörte, daß Ihre Majestät den Wunsch aussprachen, daß die Damen des Regiments sich mit der Pflege im Soldatenhospital beschäftigen möchten. Als ich die Güte und die Geschicklichkeit sah, mit welcher Professor Busch und seine Assistenten, die Doktoren von Mosengail und von Kühlewetter, die Kranken und Verwundeten behandelten, war ich sehr begierig, von ihnen das Verbinden von Wunden zu lernen und ihnen selbst bei den Operationen beizustehen. Dem Professor gefiel mein ernster Eifer, und es wurde beschlossen, daß ich einen Kursus in der Krankenpflege durchmachen sollte.

Als ich Mitte April vorläufig wieder nach Koblenz zurückkehrte, war das Füsilierbataillon durch Beförderung des Oberstlieutenants von O. vakant geworden, worauf Major von R. schon lange hoffte, da er dessen Kommandeur zu werden gedachte. Er erfuhr jedoch eine allerdings unangenehme Täuschung, denn es kam der Befehl von Berlin, daß Salm das Kommando des Füsilierbataillons übernehmen solle. Da Major von R. in der That den Rang vor meinem Manne hatte, so erregte die Ernennung in Koblenz Erstaunen, und veranlaßte selbst General von Herwarth, nach Berlin zu telegraphiren, anfragend, ob nicht ein Irrthum stattgefunden habe; allein dieß war nicht der Fall. Die Antwort bestätigte die Er=

nennung, welche er, glaub' ich, der Art verdankte, wie er in Queretaro die berühmten Cazadores befehligt und in die Schlacht geführt hatte, worüber ihn der König einigemal komplimentirte.

Obgleich ich schon früher auseinandersetzte, wie wir situirt waren, und das Grund war, sich unbehaglich und sorgenvoll zu fühlen, so war es doch kein genügender Grund für die tiefe Traurigkeit, die mich seit dem neuen Jahr so häufig überkam. Ich war manchmal durchaus niedergeschlagen und weinte mich in meinem Bette oft in Schlaf. Ich fühlte eine unerklärliche Angst, eine drückende Ahnung, daß ein großes Unglück über mir schwebe und bald herabstürzen werde; ein Gefühl, welches mich oft mitten in der heitersten Gesellschaft so stark ergriff, daß es mich schaudern machte.

Der Frühling kam und übte wohl auch auf mich seinen erheiternden Einfluß; wir machten Ausflüge auf und nieder den Rhein, meistens in angenehmer Gesellschaft, allein nie verließ mich jene düstere Ahnung, und Stellen wie die folgende unter dem 15. Mai 1870 kamen häufig in meinem Tagebuche vor: „Ich bin sehr, sehr müde und möchte meinen langen Schlaf schlafen, der kein Erwachen kennt.“

Die Zeit verging indessen wie gewöhnlich, und die Sommersaison versprach ganz besonders lebhaft und bril-

lant zu werden, denn die Königin war nach Koblenz zurückgekehrt, und hohe Gäste von allen Theilen der Welt kamen in Ems an, unter ihnen, als die ausgezeichnetsten, unser König und der Kaiser von Rußland.

Am 19. Mai brachen wir schon um fünf Uhr Morgens auf, um rechtzeitig zur Promenade in Ems zu sein. Mit uns waren Comtesse Konstantine Salm=Hoogstraaten und Prinzessin Rosa Salm=Salm, geborene Gräfin Lützow, die hübsche, junge Frau des Prinzen Alfred, zweiten Sohnes des Bruders meines Mannes.

Auf der Promenade trafen wir unsere brillante Cousine, die Herzogin von Ossuna und ihren Mann, den Herzog, einen der reichsten Grundbesitzer in Spanien. Wenn er im gewöhnlichen Civilanzug war, hätte Niemand dem kleinen, etwas korpulenten Mann, der gern über zweifelhafte Scherze lachte und noch zweifelhaftere machte, angesehen, daß er ein so großes Menschenkind war; erschien er aber in Uniform, dann konnte kein chinesischer Mandarin prächtiger aussehen, denn sein ganzer runder Körper war mit Orden und Sternen jeder Art besät.

Als wir uns nach einem kurzen Spaziergang niedersetzten, kam Seine Majestät der Kaiser von Rußland zu uns, welcher die Herzogin und den Herzog wohl kannte, da der Letztere Gesandter in Petersburg gewesen war. Der Kaiser setzte sich rechts von mir nieder; Salm und

ich wurden ihm vorgestellt und er war sehr liebenswürdig und gnädig. Er blieb etwa eine halbe Stunde, die unter sehr angenehmer und interessanter Unterhaltung verging. Seine Majestät verließen uns ganz allein, wie sie gekommen, nur begleitet von einem ungeheuren Bullenbeißer, der ihm überall hin wie sein Schatten folgt und der Jimmy gründlich mißfiel, welchen ich auf dem Schooß hatte und dem ich den Mund zuhielt, damit er keine Injurie sagte.

Der Herzog von Ossuna lud uns zu einem sehr angenehmen Abendessen im Kurhaus ein. Prinzessin Rosa, die in dem Zustande war, den junge Frauen lieben, wurde unwohl, und die Herzogin ging mit ihr in den Garten, um frische Luft zu schöpfen. Als sie sich einen Augenblick niedersetzten, trat ein Mann zu ihnen heran, der anständig gekleidet, aber etwas angetrunken war, und den das junge, schöne Gesicht der Prinzessin so anzog, daß er ihr in sehr deutlichen Worten und Zahlen ein sehr deutliches und grobes Anerbieten machte. Die Herzogin war so empört darüber, daß sie vor Zorn kein Wort finden, und Prinzessin Rosa so erschrocken, daß sie nicht aufstehen konnte. In dem Augenblicke kam ich mit Comtesse Konstantine und der Mensch setzte sich ganz nahe auf einen Stuhl, von wo aus er seine infamen Anerbietungen wiederholte. Ich stellte ihn entrüstet darüber

zur Rede, wie er es wagen könne, Damen in solcher Weise zu beleidigen, worauf er mit pfiffiger Miene erwiederte: „Ach was, Damen! Das sind keine Damen, das sind Frauenzimmer!“ —

Der Herzog und mein Mann waren zur Regulirung der Rechnung oben zurückgeblieben, allein auf meinen Ruf kam der Prinz sogleich herunter, und als ich ihm eilig das Betragen des Fremden mittheilte, ging er auf denselben zu, und da er, wie gesagt, wie ein Gentleman aussah, verlangte er dessen Karte. Er hatte keine, und was er erwiederte, machte Salm wüthend; sein Säbel, der immer sehr lose in der Scheide saß, blitzte in seiner Hand, und das machte den Menschen plötzlich so nüchtern, daß er in aller Eile davonlief. Einige Polizeidiener, die bei der Hand waren, liefen ihm nach. Es war ein Kaufmann aus Hamburg, der eine Wette gemacht hatte, innerhalb einer sehr kurzen Zeit eine große Menge Flaschen Champagner zu trinken. Der Badedirektor nöthigte ihn, Ems am andern Tage zu verlassen.

Als der gleich darauf kommende Herzog von Ossuna hörte, was vorgefallen war, amüsirte ihn das höchlich; er lachte sehr und neckte die arme Rosa über ihr gutes Glück.

Am 22. Mai hatte uns die Herzogin von Ossuna zu

einem Diner nach Rheingrafenstein eingeladen, in dessen Nähe ihr Stiefvater, Prinz Solms, eine Villa hatte. Ich wurde dem alten Fürsten, der Fürstin und den Halbschwestern der Herzogin vorgestellt; wir verlebten einen angenehmen Tag mit ihnen und kamen sehr spät nach Hause.

In den folgenden Wochen war ich fast immer in Bonn, meine Kur fortzusetzen und auch meine Studien in den Hospitälern. Am 24. ging ich mit den Doktoren in das Operationszimmer und wohnte drei Operationen bei, welche Professor Busch machte. Ich war nicht im Geringsten ängstlich und sah und merkte Alles mit dem allergrößten Interesse. Am 1. Juni fing ich an, dem Professor zu assistiren und das Verbinden der Wunden zu lernen. Ich ging auch in das Operationszimmer und bewunderte die merkwürdige Geschicklichkeit des Professors, der in unglaublich kurzer Zeit einen Arm oder ein Bein abschneidet.

Am 6. Juni ging ich nach Koblenz zu einer Kindtaufe in der englischen Kirche im Schloß. Bei dem darauf folgenden Mittagessen im Hotel entdeckte man zum großen Mißbehagen Mehrerer, zu denen ich auch gehörte, daß wir Dreizehn bei Tische waren! Unter diesen Dreizehn waren mein Mann und Graf Waldersee, die Beide vor Ablauf von drei Monaten todt waren! —

Da die Aerzte es für meine Gesundheit gut hielten, daß ich emser Wasser tränke, so ging ich am 20. dorthin, um einige Zeit zu bleiben. Die Herzogin empfahl mir ihren Arzt, Dr. Vogel, der mich besuchte und mir anrieth, zu baden und den Brunnen gemischt mit Milch zu trinken.

Am Nachmittag kamen Freunde von Koblenz, und wir Alle gingen um sieben Uhr auf die Promenade. In unserer Gesellschaft befanden sich die Herzogin von Ossuna mit ihrer Halbschwester Maria Solms, Graf und Gräfin Waldersee und General von Berger. Als wir uns um einen Tisch niedergelassen hatten, kam der König, der erst am Nachmittag eingetroffen war, nahm zwischen der Herzogin und mir einen Stuhl und blieb beinahe eine Stunde. Seine Majestät sahen sehr wohl aus und waren in der allerbesten Laune.

Ich hatte die Ehre, täglich in der Gesellschaft des Königs zu sein, denn bei der Promenade schloß er sich fast stets uns an und ging mit uns auf und nieder. Am 22. lud Seine Majestät die Herzogin und mich zum Theater ein, wo er zwischen uns saß.

Am folgenden Tage fühlte ich mich so krank, daß ich Professor Busch telegraphirte.

Obwohl seine Zeit dem guten Professor so kostbar

war, kam er doch, und ich stellte ihm Eleonore vor, die gleichfalls von ihm behandelt zu werden wünschte. Ich mußte mehrere Tage im Bette bleiben und eine große Menge Personen kamen, sich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Am 28., als es mir wieder besser ging, kam die Herzogin mit großer Gesellschaft, die eine Stunde blieben und mein Zimmer mit Tabaksrauch füllten. Eleonore hatte stets ein solches Gefolge von Anbetern, deren lächerliches Gebahren mich hin und wieder ebenso amüsirte wie sie, und worüber wir uns manchmal recht herzlich lustig machten.

Obwohl das Wetter ungünstig war, ging ich mit Besuch von Koblenz aus, um eine kurze Promenade zu machen, die indessen eine lange wurde, da Seine Majestät uns mit Ihrer Gesellschaft beehrten.

Am Abend aßen wir im Kurhaus in der Gesellschaft des Prinzen Albrecht von Preußen, dem unser kleiner Kreis zu gefallen schien, welcher aus Herzog und Herzogin von Ossuna, Graf und Gräfin Larisch, einigen unserer von Koblenz kommenden Verwandten, den Adjutanten des Königs, dem Herzog von Ujest, Graf Perponcher u. s. w. bestand.

Am andern Tage räucherten die Herzogin und ihr Gefolge — auch die Damen rauchten — mein Zimmer

wieder so ein, daß ich ganz schwindlig wurde. Felix kam mit Herrn und Frau von C. Wir gingen Abends auf die Promenade und nach derselben in's Theater, wo der König wieder zwischen Eleonore und mir Platz nahm. Nach dem Theater aßen wir im Prinzen von Wales zu Abend, und um Elf ritten Salm und C. wieder nach Koblenz zurück.

Am 30. mußte ich einem Diner in jener Stadt beiwohnen, kehrte aber zur Promenade zurück und sah vom Balkon des Kurhauses das Feuerwerk mit an. Seine Majestät, Prinz Albrecht und viele Personen des Hofes waren ebenfalls dort. Nach dem Feuerwerk gingen wir in den Prinzen von Wales, wo wir die Ehre hatten, mit dem König und seinem Bruder zu speisen. Ich saß dem König gegenüber, der jede Dame mit einer Rose beschenkte. Nach dem Essen begleiteten wir Alle Seine Majestät bis an Ihre Thür.

Obgleich ich gegen die mir von Jedermann erwiesene Freundlichkeit nicht unempfindlich war, und die mir von den höchsten Personen des Landes bezeigte Auszeichnung höchlich zu schätzen wußte, die viele Andere vollkommen glücklich gemacht haben würde, war ich doch, wenn ich allein war, so traurig wie nur möglich, da ein Gefühl beständiger Angst wie eine Gewitterwolke über mir schwebte. Dieses Gefühl des Unbehagens wurde

noch erhöht, wenn ich über meine Lage nachdachte, deren Außenseite mit der Wirklichkeit so schreiend kontrastirte, welche von Anderen vielleicht kaum geahnt wurde. Ich wurde als ihresgleichen von Personen behandelt, denen Tausende von Thalern ebenso gleichgültig waren, wie mir so viele Groschen, und der Himmel weiß, wie schwer es mir wurde, den Schein aufrecht zu erhalten, wenn selbst die Ausgaben für meine Handschuhe mehr erforderten, als ich aufwenden konnte. Ich war indessen einmal in dem Strudel und konnte nicht zurück, obgleich mir schauderte, wenn ich an das Ende dachte. Ich versuchte es zu vergessen und in meinem Laufe fortzufahren mit so guter Miene, als es gehen wollte.

Es war das schwierig genug, und ich war sehr verdrießlich, als mich Gräfin Larisch am nächsten Morgen in Thränen überraschte. Ich hatte mich jedoch zu überwinden, um mit ihr auf die Promenade zu gehen, wo Seiner Majestät große Güte nicht verfehlte, Oel in mein wundes Herz zu gießen.

Felix hatte unsere ganze Clique zu einer Abendgesellschaft in unserer Wohnung in Koblenz gebeten. Ich hatte Prinz Albrecht eingeladen, aber Seine Königliche Hoheit mußte ablehnen, da er selbst Gesellschaft hatte.

Ich war sehr überrascht, zu sehen, wie vortrefflich mein Mann Alles arrangirt hatte. Unsere Gesellschaft

bestand aus einundzwanzig Personen. Wir tanzten und Alle waren vergnügt.

Ich hatte aber durch eine Erkältung ein entzündetes Ohr bekommen, und Kitty, ein Töchterchen von Jimmy, das bei mir im Bette war, rannte gegen dasselbe so heftig, daß ich vor Schmerz fast närrisch wurde. Ich ging am nächsten Morgen mit Felix nach Bonn, wo ich eine ganze Woche bleiben mußte; allein es war auch keine ruhige Woche, denn Felix' Bruder kam mit einigen anderen Verwandten, die bei ihm in Anholt zum Besuch gewesen waren, und der Erbprinz von Anholt kam jeden Tag nach Bonn.

Am 6. Juli vermehrten der Herzog und die Herzogin von Ossuna, Graf und Gräfin Larisch und Felix unsere Gesellschaft. Während wir, nachdem die Sehenswürdigkeiten in Bonn angesehen worden waren, in das Hotel Royal zum Essen gingen, genügte der Herzog seinem seltsamen Wunsch, die zur Sektion bestimmten todten Körper in der Anatomie zu sehen und Felix mußte mit ihm gehen. Die Herzogin war ganz entrüstet über ihres Gemahls ekelhaften Geschmack und seine noch ekelhafteren Scherze darüber.

Am Nachmittag hatte sie eine lange Konsultation mit Professor Busch und ich ging in sein neues Haus und seinen schönen Garten. Als ich hier Professorin Busch

umgeben von einem Haufen schöner, gesunder Kinder sah, eine glückliche Gattin und Mutter, glücklich in jeder Hinsicht, und ich ihre Lage mit der meinigen verglich, fühlte ich mich ganz elend und hatte einen Anfall von Weinen, was mich ganz böse machte, da ich befürchtete, daß sie es dem Professor erzählte, der mich stets wie ein Kind behandelte und mich ausgelacht haben würde.

Am nächsten Morgen, als ich noch immer niedergeschlagen war, erhielt ich eine Depesche von Felix, die mich nach Hause rief. Ich sagte daher den lieben Menschen in Bonn Lebewohl, fuhr nach Koblenz und kehrte am Nachmittag mit Felix nach Ems zurück, wo wir um acht Uhr ankamen. Auf der Promenade fanden wir Seine Majestät bei unserer gewöhnlichen Gesellschaft sitzen. Der König stand auf, gab mir die Hand und lud mich ein, mich niederzusetzen. Als er uns verlassen hatte, gingen wir zum Essen in den Prinzen von Wales. Prinz Albrecht saß neben mir. Er war in sehr guter Laune und sagte allerlei närrische Dinge.

Ein Jeder erinnert sich des Sommers von 1870 und besonders der wichtigen Vorgänge in Ems, welche so ernsthafte und furchtbare Folgen hatten. Die Kandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern für den vakanten Thron von Spanien war damals das Tagesgespräch, und Hunderte von Augen sahen begierig in das Gesicht unseres edlen

Königs, um in dessen Ausdruck die Zukunft Europas zu lesen. Als am Abend des 8. Juli der König wie gewöhnlich unsere Gesellschaft beehrte und ich neben ihm saß, sprach er über Spanien und sagte, daß er mit der Annahme der Krone dieses Landes von Seiten des Prinzen Hohenzollern nicht einverstanden sei, da dieselbe üble Folgen haben möchte.

Am 11. zirkulirten alle möglichen Gerüchte. Wir sprachen am Morgen mit dem König nur wenige Worte und machten mit der Herzogin, Gräfin Fürstenberg, Gräfin Larisch und verschiedenen Herren eine köstliche Partie in den Wald, von welcher wir um acht Uhr zurückkehrten. Wir fanden Felix in Ems und machten Alle eine Promenade mit Seiner Majestät. Als ich nach Hause kam, fand ich einen Befehl der Königin zum Diner am nächsten Tage, und der Herzog und die Herzogin von Ossuna, Grafen und Gräfinnen Fürstenberg und Larisch waren gleichfalls eingeladen.

Am nächsten Morgen kam die ganze Garnison von Koblenz, mit alleiniger Ausnahme des Augusta-Regiments, nach Ems und marschirte bei dem König und Prinz Albrecht vorbei, die mit ihren Stäben zufällig gerade meinem Fenster gegenüber standen. Als das vorüber war, fuhren wir nach Koblenz in meine Wohnung und um fünf Uhr zum Diner in's Schloß. Die Königin war sehr gnädig

und hielt mir eine kleine Vorlesung über meine Gesundheit.

Das Diner dauerte nicht sehr lange, denn nach demselben hatte die Königin einen großen Tanzkaffee im Garten, wo gegen zweihundert Personen von Koblenz in ihrem besten Putz erschienen.

Wir Alle würden gern bis zum Ende des Festes dageblieben sein, aber Ihre Majestät wollte es nicht erlauben, da wir Alle unter ärztlicher Behandlung wären, und fügte scherzend hinzu, daß sie Seiner Majestät dem König seine gewohnte Gesellschaft nicht abspenstig machen wolle. Sie hatte befohlen, daß ein Expreßzug auf uns in der Nähe des Schlosses warten sollte, und gegen sieben Uhr mußten wir gehen.

Als wir vom Schloß nach der Brücke gingen, wo der Zug hielt, überfiel uns ein Platzregen, der unsere Hüte und Kleider arg mitnahm, obgleich ich am besten wegkam, da ich mich unter die weiten Röcke meiner prächtigen Cousine Ossuna flüchtete, die sehr darüber lachte, daß ich sie als Zelt benützte.

Unsere Gesellschaft erschien wie gebadete Mäuse auf der Promenade, oder wie nasse Pfauen, welches die Ansicht Seiner Majestät schien, der sich über unsere vom Regen gewaschenen stolzen Federn lustig machte.

Gerade als der König uns mit Graf Lehndorf ver-

lassen hatte, redete Graf Benedetti, der französische Gesandte, Seine Majestät an und sagte etwas zu ihm, worauf unser edler Monarch zwei Zoll größer zu werden schien und sein gütiges Gesicht einen Ausdruck annahm, wie ich ihn in demselben noch nie gesehen hatte. Indem er mit einer ungeduldigen Handbewegung nach Graf Lehndorf hinwies, ging er allein hinweg und ließ den kleinen, ölglatten Franzosen wie versteinert auf dem Platz.

Alle, die in der Nähe und Zeuge dieser merkwürdigen, historisch gewordenen Szene wurden, waren natürlich sehr neugierig, und die Neuigkeit lief wie Wildfeuer durch Ems und verursachte eine allgemeine Aufregung.

Am 13. Juli stand ich früh auf und ging zeitig auf die Promenade, wo ich den König mit seinem General-Adjutanten von Treskow, wie es schien in ernsthafter und wichtiger Unterhaltung, auf und nieder gehen sah. Nachdem ich mit Prinz Albrecht und anderen Herren und Damen gefrühstückt hatte, besorgte ich einige kleine Geschäfte in der Stadt und machte Besuche. Während meiner Abwesenheit war Prinz Albrecht bei mir gewesen, vermuthlich um mich zum Abendessen einzuladen, was er indessen, wie auch bei den Uebrigen unserer Gesellschaft, auf der Abendpromenade that.

Felix und Herr und Frau von C. waren herübergekommen und gleichfalls eingeladen worden. Wir aßen

im Kurgarten, etwa fünfundzwanzig Personen. Seine Majestät speisten mit uns. Ich saß zwischen Graf Eulenburg, der statt des erwarteten Grafen Bismarck von Berlin gekommen war, und Graf Fürstenberg. Der König sah vollkommen ruhig und heiter aus, und Niemand würde es seinem Gesicht angesehen haben, daß er eine Kriegserklärung erwartete. Ich sagte zu ihm, daß ich im Fall eines Krieges mit der Armee gehen und die Verwundeten pflegen wolle, was ich glücklicherweise bereits in den Hospitälern von Bonn gelernt hätte.

„Also glauben Sie wirklich, daß es Krieg geben wird?" sagte Seine Majestät; „nun, sollte es wirklich einen geben, dann bin ich sicher, daß Sie gute Dienste leisten werden; schneiden Sie nur nicht zu viele Ohren ab."

Mir war es voller Ernst und ich schrieb am andern Tag an die Königin und bat sie um Erlaubniß, im Fall eines Krieges als Krankenpflegerin mit der Armee gehen zu dürfen. Ems war in großer Aufregung; es war noch nichts Gewisses bekannt, allein man glaubte allgemein an Krieg mit Frankreich, und dieser Glaube wurde noch vermehrt, als man erfuhr, daß der König seine Kur unterbrechen und nach Berlin zurückkehren werde.

Nachmittags ging ich mit einer Gesellschaft in ein Konzert am Schweizerhause in der Promenade der Königin. Das Konzert war sehr voll; alle Damen unseres Regi=

ments mit ihren Freundinnen saßen beisammen. Als der König und die Königin erschienen, wurden sie mit großem Enthusiasmus empfangen; die Damen wehten mit den Taschentüchern und weinten dazu. Dieß Zeichen unserer Liebe schien Seiner Majestät zu gefallen, und das konnte es schon, denn es kam aus den innersten loyalen Herzen. Die Königin war sehr ergriffen und große Thränen standen ihr in den Augen.

Der König begrüßte mich und gab mir die Hand, und als wir mit Graf und Gräfin Waldersee nach dem Konzert nach Ems fuhren, promenirten wir mit Seiner Majestät und begleiteten Sie bis an Ihre Thüre.

Der 15. Juli 1870 war ein denkwürdiger Tag, dessen man noch nach tausend Jahren in der Geschichte gedenken wird. Krieg zwischen Deutschland und Frankreich war erklärt, und unser theurer König reiste um acht Uhr Morgens nach Berlin ab. Wir Alle gingen an die Eisenbahn, um ihm Lebewohl zu sagen und Bouquets zu überreichen.

Der Abschied war eine rührende Szene. Der gute König hatte Thränen in den Augen; alle Damen weinten und selbst die Adjutanten und General von Treskow schluchzten wie die Kinder. Der König gab Eleonore, Gräfin Larisch, Frau von Schreckenstein, Frau von Pommer-Esche und mir seine Photographie, und ich küßte seine Hand, sehr gegen seinen Willen.

Wir frühstückten mit Prinz Albrecht und General von Herwarth, aber wir waren Alle traurig und blieben so den ganzen Tag. Um sieben Uhr Abends holte mich Gräfin Larisch ab, um mit Eleonore und Anderen nach Lahnstein zu fahren, ihrem Mann, dem Herzog, Adieu zu sagen. Als er fort war, ging die Herzogin auf das Schloß; da wir aber nicht in der Stimmung waren, ihr zu folgen, so fuhren ich, Frau von S. und die Prinzen Philipp Croy, Solms und Hohenlohe nach Ems zurück und aßen mit Prinz Albrecht, seinem Adjutanten und drei Damen zu Abend. Seine Königliche Hoheit waren auch ernsthafter und stiller als gewöhnlich.

Am nächsten Tage gewährte das kleine Ems einen seltsamen Anblick. Ein panischer Schrecken schien Alle ergriffen zu haben. Die Leute rannten umher wie Ameisen in einem Ameisenhaufen, wenn man mit einem Stocke darin rührt. Die Straßen waren angefüllt mit Leuten, die Gepäck trugen und fuhren, Alles eilte nach Hause. Wirthe vergaßen ihre Rechnungen und Gäste thaten dasselbe. Frau von S. war ganz närrisch vor Angst und faselte von ihren Vorhängen und Möbeln und glaubte, daß die Franzosen schon vor ihr in Düsseldorf sein und Alles mitnehmen würden. Prinz Croy tadelte sie milde darüber, daß sie mehr an ihre Möbeln als an ihren Mann denke, der übrigens nicht in Gefahr

war, in zu nahe Berührung mit den Franzosen zu kommen, da derselbe Adjutant bei einem nicht aktiven General war.

Felix holte mich am Nachmittag ab und ich kehrte mit ihm nach Koblenz zurück. Diese Stadt füllte sich mit Soldaten; Reservisten, die zu ihren Regimentern eilten, kamen zu Tausenden, meistens von selbst, ehe sie einberufen wurden. Ihre Zahl war so groß, daß man sie nicht Alle unterbringen konnte, und Viele von ihnen bivouakirten in den Straßen oder fanden in Hinterhäusern und Schuppen Unterkunft.

Die Deutschen sind im Allgemeinen ein sehr ruhiges, fast phlegmatisches Volk und ich war sehr erstaunt über die Veränderung, die plötzlich mit ihnen vorgegangen war. Ihr Enthusiasmus war wundervoll anzusehen und noch bewundernswerther war die Art, wie er sich äußerte. Man hörte kein tolles Schreien und Prahlen; aber das Gesicht jedes Reservisten oder Rekruten, die man in den Straßen begegnete, zeigte, daß er mit gutem Willen kam; Alle waren vollkommen davon überzeugt, daß sie nicht von Haus und Feld gerufen sein würden, wenn nicht ein guter Grund dafür da wäre; ihr Vertrauen in ihre Oberen war unbegrenzt, wie ihre Liebe für ihr Vaterland und den König, der an dessen Spitze stand. Selbst Diejenigen, welche die eigentliche Ursache zum Kriege nicht verstanden,

murrten nicht; man brauchte sie, ihr König brauchte sie, seine Ehre zu vertheidigen, die mit der des Volkes identisch war, und ihr geliebtes Vaterland und dessen Grenzstrom, den Rhein, zu schützen gegen den nächsten Nachbar. Da dieser Nachbar den Krieg provozirt hatte, als Niemand auch nur im geringsten daran dachte, so glaubte man, daß die Kolonnen der völlig vorbereiteten Franzosen bereits nach dem Rhein unterwegs wären und den Fluß erreichen würden, ehe die preußische Armee fertig war, was eine bestimmte Anzahl von Tagen erforderte, wie Jedermann wußte.

Dieser Umstand war die Hauptursache der Besorgniß und Unruhe unter Offizieren und Soldaten, und spornte Jeden zu allergrößter Anstrengung an. Wenn ein Tag ohne Nachricht von den Franzosen vorüber ging, wurde er als ein großer Gewinn betrachtet, denn er gab einen Tag mehr für die nöthigen Maßregeln. Obwohl man eher geneigt war, die Kriegstüchtigkeit der französischen Armee zu überschätzen, wie auch die Tapferkeit ihrer Soldaten, so fürchtete sie doch Niemand, wenn die preußische Armee nur erst in Position war.

Am 17. Juli nahm die Königin von ihrem Regiment Abschied. Sie sagte Salm, daß sie mein Schreiben erhalten habe und über mein Vorhaben, der Armee

zu folgen, sehr erfreut sei, und ich, wenn die Zeit käme, es thun möge.

Ich fuhr daher am nächsten Tage nach Bonn, um die Hospitäler zu besuchen und noch so viel als möglich zu lernen. Ich fand dort die Prinzessin Wied, Gräfin Renou, Gräfin Nesselrode, die im Hospital bei Professor Busch vom Morgen bis sechs Uhr Abends blieben, um sich mit den Pflichten von Krankenpflegerinnen bekannt zu machen.

Ich hatte den Professor gebeten, mich mit in's Feld zu nehmen, wenn er gehen sollte, und er willigte nicht nur ein, sondern gab mir auch ein Zeugniß, daß ich einen Monat die Klinik besucht habe und im Stande sei, gute Dienste zu leisten.

Da ich wußte, daß die Königin auf ihrer Reise nach Berlin Bonn passiren mußte, so war ich natürlich am Bahnhof und Professor Busch begleitete mich. Ihre Majestät wurde mit Zuruf empfangen. Ich zeigte ihr mein Zeugniß; sie war sehr gnädig, gab mir die Hand und sagte, daß wir uns bald wiedersehen würden.

Am nächsten Morgen war ich schon um sieben Uhr in der Klinik, wo auch die anderen Damen hinkamen, und wir Alle verbanden Wunden und waren im Operationszimmer.

Um elf Uhr ging ich mit Frau von Löe in die Aula

der Universität, wohin die Professoren die Studenten zu einer Versammlung berufen hatten. Wir Zwei waren die einzigen Damen in dieser großen Versammlung, aber ich freue mich, daß ich dort war, denn ich werde die Szene niemals vergessen. Mehrere der Professoren hielten kurze Anreden an die Studenten. Professor Busch, der bei ihnen sehr populär war, regte die Idee an, Korps zu bilden, um die Verwundeten auf den Schlachtfeldern zu unterstützen. Seine Rede und sein Vorschlag wurden mit donnerndem Applaus und Jubel von den schönen Jünglingen aufgenommen, welche die Blüte der Nation und die Alle bereit waren, zu gehen.

Am Nachmittag brachte mir Professor Busch die sehr angenehme Nachricht, daß er zum Generalarzt des achten, des rheinischen, Armeekorps ernannt sei, denn nun war ich sicher, daß ich die beste Gelegenheit haben würde, meinen Mann zu pflegen, wenn er verwundet werden sollte.

Als ich am Abend des 21. Juli nach Koblenz zurückkam, fand ich bei Felix Corvin, der von London angekommen war und in unserem Fremdenzimmer blieb. Man hatte ihm ein direktes Billet von London nach Köln in London verweigert, weil man dort glaubte, daß die Franzosen die Passage unmöglich machen würden. Er ging mit der Armee als Kriegskorrespondent für die Neue

Freie Presse in Wien, die Gartenlaube und einige große amerikanische und englische Blätter.

Am folgenden Tage kam unsere Cousine, Prinzessin Minna von Salm-Salm, mit ihrem ältesten Sohn Florentin an, einem Knaben von siebenzehn Jahren, der noch das Gymnasium besuchte, aber in das Bataillon meines Mannes trat, und den der König zum Offizier ernannt hatte. Frau von Corvin kam zu derselben Zeit von Hamburg an. Sie hatte dort ebenfalls die Hospitäler besucht und beabsichtigte, in's Feld zu gehen.

Es war das eine rege, große Zeit und es gab kein Haus, keine Familie in Koblenz, wie in der That in ganz Deutschland, wo nicht Vorbereitungen für den Krieg gemacht wurden, indem Mütter und Gattinnen ihre sehr natürlichen Gefühle und Befürchtungen zu unterdrücken trachteten.

In meinem kleinen Haushalt war Alles durcheinander, denn wir Beide gingen für unbestimmte Zeit fort. Salm war Feuer und Flamme und emsig damit beschäftigt, sich für den Feldzug fertig zu machen. Seine Sachen waren gepackt und lagen in den Zimmern umher.

Alle diese Vorbereitungen wären beinahe überflüssig gemacht worden, denn als er mit Corvin einen Spaziergang machte und durch ein Thor in den Festungswerken ging, welches in Vertheidigungszustand gesetzt wurde,

fielen zwei schwere Balken mit einem großen Krach sechs Zoll vor ihren Füßen nieder; ein Schritt mehr und Beide würden erschlagen worden sein.

Montag, den 26., hatte Graf Waldersee das ganze Regiment Augusta auf dem Exerzierplatz bei der Karthause beisammen. Alle Reservisten, von denen viele über ein Jahr vom Regiment abwesend gewesen waren, standen nun in den Gliedern, so daß es seine volle Stärke von dreitausend Mann hatte. Der Oberst wollte nun sehen, ob diese Reservisten noch behalten hätten, was ihnen gelehrt worden war. Er machte alle Bewegungen eines Scheingefechts durch, und Alles ging vortrefflich, ohne den geringsten Irrthum oder Fehler, so daß Salm und Corvin voll enthusiastischer Bewunderung nach Hause kamen, mehr als je davon überzeugt, daß es solche Truppen wie diese nirgends in der Welt gäbe, und daß sie den Kampf mit keiner Armee zu fürchten brauchten.

Als Salm am Nachmittag mit mir und Corvin in seinem Zimmer und an seinem Schreibtisch geschäftig war, schien ihn etwas in Verlegenheit zu setzen und der Oberst fragte, was ihn quäle.

„O," antwortete Salm lachend, „ich weiß nicht, ob ich meine besten Cigarren mitnehmen soll, die ich selbst von Havanna brachte, oder eine geringere Feldsorte."

„Nimm Deine besten mit," antwortete Corvin, „denn

wenn Du todtgeschossen wirst, hast Du wenigstens noch das Vergnügen gehabt, sie selbst zu rauchen."

„Wirklich," sagte Salm, „dießmal werde ich todtgeschossen, ich weiß es gewiß."

„Warum," fragte sein Freund, „glaubst Du das? Du hast in Amerika so viel mitgemacht und bist stets unverletzt durchgekommen, und die Liberalen in Queretaro schossen auch nicht mit berliner Pfannkuchen."

„Das ist jetzt etwas Anderes. Nach all' dem Geschrei, das in den Zeitungen und sonst gemacht worden ist, richten sich viele Augen auf mich und ich muß mich schon mehr aussetzen, als ich es sonst vielleicht thun würde. — Es thut mir nur um den armen Jungen, meinen Neffen leid, und ich bedauere beinahe, daß ich seine Mutter veranlaßt habe, ihn mir mitzugeben. Der Junge ist brav und ehrgeizig und ich bin versichert, daß er stets bei mir sein will, und so kann er auch leicht todtgeschossen werden."

Als ich dieses Gespräch mit anhörte, schwoll mir das Herz, denn ich hatte lange dasselbe gefühlt, was mein Mann aussprach; ich war fast gewiß, daß ich ihn lebend nicht wieder sehen würde.

Dinstag, den 26. Juli, fing die Bewegung der ganzen Armee gegen die französische Grenze an. Die französischen Marschälle hatten einen großen Irrthum begangen und eine kostbare Zeit verloren, und sich von den

Garnisonen von Saarlouis und Saarbrücken zum Besten halten lassen, denen es gelang, den Franzosen den Glauben beizubringen, daß die ganze deutsche Armee dicht hinter ihnen sei, während dieselbe sich noch fast hundert Meilen zurück formirte. General Moltke wollte es lieber riskiren, daß die Franzosen bis zum Rhein kämen, als vorzeitig mit ungenügenden Kräften ihnen entgegen zu treten.

Das Regiment Augusta mußte ebenfalls an diesem Tage marschiren. Ich hatte so sehr gewünscht, das Regiment zu begleiten und in der Nähe meines Mannes zu bleiben, denn ich bildete mir stets ein, daß ihm nichts geschehen könne, wenn ich bei ihm sei. Graf Waldersee war damit einverstanden und sagte, wenn es wirklich meine Absicht sei, so könne ich im Hospitalwagen fahren; allein Salm war entschieden dagegen, und ich hatte mich zu fügen. Ich denke, er hatte Recht, denn Krieg mit der preußischen Armee ist in der That ein ander Ding, als es in den Vereinigten Staaten oder in Mexiko war.

Obgleich alle Vorbereitungen schon Abends zuvor beendet waren, so war ich doch schon um drei Uhr aufgestanden, da das Regiment um halb Sechs abmarschiren sollte. Ich hatte mich in meinem ganzen Leben nicht so elend gefühlt, wie an jenem Morgen. Ich hatte oft

unter ähnlichen Umständen von meinem Manne Abschied genommen, aber nie besorgt, daß ihm etwas geschehen würde, da mir immer meine innere Stimme sagte, daß wir uns wieder sehen würden. Dießmal war es jedoch nicht so. Plötzlich wurde mir die Bedeutung der Angst klar, die seit Anfang des Jahres mich umschwebte. Ich ging umher wie eine Träumende, und wer mich sah, konnte denken, daß ich nur wenig fühlte, denn größter Schmerz ist stumm. Tausende liebender Weiber hatten zu jener Zeit vielleicht dieselben Empfindungen; allein in dem Augenblicke des Scheidens gewährte das keinen Trost, da Niemand daran denkt, denn solcher Kummer wohnt im Herzen und nicht im Kopf; man denkt nicht, man fühlt nur. In jenem schrecklichen Augenblick hatte ich sogar keine Theilnahme übrig für die arme Minna, welche sich von ihrem Knaben zu trennen hatte und deren Herz wahrscheinlich ebenso schwer war wie das meinige, denn sie hatte ebenfalls das Gefühl, daß sie ihn nicht wiedersehen würde.

Als ich meinen tapfern Felix zum letzten Mal in meine Arme schloß, war es wie ein Abschied auf dem Todbette, und als er fort war, und selbst der Schall der Hufe der Pferde hinwegstarb, schien es uns Beiden, Minna und mir, als hätten wir das Rasseln des Leichenwagens gehört.

Schweigend fielen wir nun einander in die Arme, unsere Thränen in enger Umarmung vermischend, und unsere heißen Gebete für das Leben von Gatte und Sohn stiegen zusammen hinauf zum Throne des Allmächtigen.

V.

Zeit und Beschäftigung sind die einzigen wirksamen Mittel gegen Kummer. Ich hatte keine Muße, mich „der Wollust des Schmerzes" hinzugeben, der indessen nur eine Wollust der Schwächlinge ist. Da ich mit der Armee gehen oder ihr wenigstens so dicht als möglich folgen wollte, so hatte ich meine Vorbereitungen zu vollenden und zunächst mit Dr. Busch zu berathen.

Frau von Corvin und ich reisten um neun Uhr mit dem Dampfboot nach Bonn ab, wo wir Fräulein Luise Runkel fanden, welche mich begleiten und während des Krieges bei mir bleiben sollte. Sie war mir sehr warm von der Fürstin Wied empfohlen worden, und nachdem ich sie in Koblenz gesehen hatte, nahm ich sie als Begleiterin an. Sie hatte ebenfalls die Hospitäler besucht und gelernt, Verwundete zu pflegen, und wünschte, mit mir zu gehen, weil ihre beiden Brüder als Offiziere in der ersten Armee standen, in der Professor Busch General=

arzt war, und sie ihnen natürlich so nahe als möglich bleiben wollte.

Prinzessin Minna kam einige Stunden später in Bonn an. Nach dem Abendessen reiste Frau von Corvin, um zwölf Uhr, nach Frankfurt a. M. ab und so schloß dieser traurige Tag.

Am nächsten Morgen gab mir Dr. Busch einen Brief an den Fürsten Alfred, meinen Schwager in Anholt, und Instruktionen in Bezug auf einen andern, den ich an den Fürsten Pleß schreiben sollte, welchen der König an die Spitze der Sanitäts-Gesellschaften gestellt hatte, die von den Johannitern, Malthesern u. s. w. gebildet worden waren.

Ich verließ Bonn mit Minna, welche nach ihrem Schloß Rhede bei Wesel zurückkehrte. Wir mußten drei Stunden in Oberhausen bleiben und auf einen Zug warten, der uns weiter bringen sollte, und ich benutzte diese Gelegenheit, an Fürst Pleß zu schreiben.

Dort in Oberhausen herrschte große Verwirrung, denn es hatten sich hier Leute von mehreren Meilen ringsum versammelt, um die mit Soldaten gefüllten Züge vorbeipassiren zu sehen, die von Stunde zu Stunde einander folgten. Es war eine sehr lebhafte Szene. Die Soldaten waren in bester Laune, denn der Enthusiasmus, mit welchem sie auf ihrem ganzen Wege durch Deutschland

begrüßt wurden, mußte wohl auf sie einen angenehmen, erhebenden Eindruck machen. Die ganze Fahrt vom fernen Osten der Monarchie bis zum Rhein war ein ununterbrochenes Fest. Es war da am Wege kein Fenster, vor dem man sie nicht begrüßte, und selbst von Häusern, die man kaum von der Straße sehen konnte, wehte man ihnen mit Tüchern Lebewohl zu. Man konnte sehen, daß das Herz des Volkes in diesem Kriege war, und Fremde, die in jener Zeit in Deutschland waren, wurden ganz starr vor bewunderndem Staunen.

Prinzessin Minna verließ mich in Wesel und ich nahm Abschied von ihr und dem alten Jimmy, der mit meiner Köchin in Schloß Rhede bleiben sollte. Es ging mir nahe, mich von meinem treuen Kameraden zu trennen, der bereits in zwei Kriegen mein Begleiter gewesen war; allein er war nun schon alt und verwöhnt, und die Beschwerden eines Feldzuges würden zu viel für ihn gewesen sein; überdieß fuhr er vor Angst beinahe aus der Haut, wenn er einen Schuß hörte.

Ich kam Nachts halb ein Uhr in Anholt an, wo die ganze Familie aufgeblieben war, mich zu erwarten. Da ich bereits um fünf Uhr wieder abreisen mußte und Fürst Alfred ebenfalls, so gingen wir gar nicht zu Bette.

Obgleich ich nach Anholt gekommen war, der Familie Lebewohl zu sagen, so kam ich doch auch dorthin in der

Hoffnung, von meinem Schwager ein Pferd zu bekommen, da er so viele im Stall und Felix seine zwei und auch das meine mitgenommen hatte. Ich wurde indessen in meinen Hoffnungen sehr getäuscht, denn mein Schwager hatte selbst kein Pferd übrig. Sein ältester Sohn, der Reserveoffizier und dem Stab des Generals von Göben attachirt war, machte sich aus dem Stalle seines Vaters beritten; dasselbe thaten zwei andere Söhne, Florentin und Max, die ebenfalls Offiziere waren, und endlich ging der Vater selbst, der Maltheser-Ritter war, ebenfalls zur Armee.

Während der Fürst in Köln bei den Malthesern zurückblieb, fuhr ich weiter nach Bonn, wo ich um drei Uhr todtmüde ankam. Ich konnte von Glück sagen, daß ich überhaupt an dem Tage noch ankam, denn man theilte mir in Köln mit, daß kein Passagierzug mehr gehe. Da ich indessen einen Zug zur Abfahrt bereit stehen sah, so fragte ich und hörte, daß es ein Extratrain für den Erbgroßherzog von Weimar und den Erbprinzen von Hohenzollern sei. Der Letztere, ein sehr einfacher, anspruchsloser Mann, war bekanntlich die unschuldige Veranlassung zu diesem Kriege. Da ich mit ihm bekannt war, so erhielt ich bereitwillig seine Erlaubniß, mitzureisen und wurde dem Erbgroßherzog von Weimar vorgestellt, der in's Hauptquartier des Kronprinzen abging. Er war ein noch sehr junger,

artiger Mann. Prinz Hohenzollern, der Oberst war, ging ebenfalls zum Kronprinzen.

Am 30. erhielt ich eine Antwort vom Fürsten Pleß, der mich anwies, zum Präsidenten von Bernuth in Köln zu gehen und mir von ihm eine Legitimationskarte geben zu lassen, und ich reiste daher Nachmittags fünf Uhr dorthin ab in Begleitung meines Neffen, des Erbprinzen Leopold, den ich häufig in Bonn gesehen hatte. Da kein Passagierzug ging, so fuhren wir in einem Transportzug. Ich erhielt von dem Präsidenten Bernuth die erste Karte, welche in Köln ausgegeben wurde, und auch die weiße Armbinde mit dem rothen Kreuz. Wir kamen um zehn Uhr nach Bonn zurück, wo wir mit dem Kondukteur eines andern Transportzuges in der Kabuse saßen.

Mir blieben noch einige schwierige Aufgaben vorbehalten, die ich in sehr kurzer Zeit lösen mußte: eine Karte für Fräulein Runkel verschaffen, ein Pferd besorgen und endlich die Erlaubniß zu erhalten suchen, überhaupt ein Pferd mitnehmen zu dürfen und dafür Fourage zu beziehen.

Da ich von Prinz Leopold gehört, daß Baron Eduard Oppenheim in Köln ein Pferd habe, welches er vielleicht geneigt wäre, mir abzulassen, so hatte ich diesem Herrn bei meinem Dortsein einen Besuch gemacht; allein er wagte nicht, mir das Pferd zu verkaufen, da dasselbe ziemlich unlenksam und ein Durchgänger war.

Am 1. August fuhr ich nach Koblenz, wo Oberpräsident von Pommer-Esche mir sehr bereitwillig eine Legitimationskarte für Fräulein Runkel gab.

Wäre es meine Absicht gewesen, als einfache Krankenpflegerin in den Krieg zu gehen, so hätte ich es jetzt thun können; allein das war meine Absicht nicht. Ich wollte eine Stellung einnehmen, in der ich mich nützlicher machen konnte, und dem Stab der Armee wie ein Offizier attachirt sein. Jeder, dem ich davon redete, zuckte mit den Achseln und erklärte dergleichen für unmöglich. Es ist indessen meine feste Ueberzeugung, daß der einzige Weg zum Erfolg der Nichtglaube an Unmöglichkeiten ist, und ferner ist eine meiner praktischen Regeln, wenn ich etwas haben will, mich niemals an untere Beamte, sondern direkt an die höchste Autorität zu wenden.

Die höchste Person in der Armee, in welcher Dr. Busch Generalarzt war, war General von Steinmetz, deren Oberkommandeur. Er war mir als ein außerordentlich strenger und barscher Mann geschildert worden, vor dem sich Alle fürchteten. Meine Erfahrung hatte mich jedoch schon lange darüber belehrt, daß diese barschen Männer sehr häufig recht vernünftig sind, und ich beschloß, mein Glück bei dem gefürchteten General zu versuchen.

Ich ging schon am frühen Morgen in sein Hauptquartier, wo mein Wunsch, den General zu sprechen, förm-

liche Bestürzung erregte. Dadurch nicht im geringsten eingeschüchtert, bestand ich darauf, und ein Adjutant ließ sich bewegen, obwohl unter Achselzucken und Kopfschütteln, meine Karte hineinzubringen, und zu Jedermanns Erstaunen wurde ich vorgelassen.

Der Befehlshaber der ersten Armee, General von Steinmetz, war ein sehr guter, kleiner Herr mit schneeweißem Haar, großen, blauen Augen und einem klaren und scharfen Blick wie der eines Adlers. Als wir uns gesetzt hatten, setzte ich meine Wünsche auseinander, und bat namentlich um die Erlaubniß, den Stab zu Pferde begleiten zu dürfen, und daß mir Fourage und Quartier für mich und mein Pferd bewilligt werde. Ich unterstützte natürlich mein ziemlich außerordentliches Verlangen — beinahe unerhört in einer preußischen Armee, — mit allen Gründen und Angaben, die mir zu Gebot standen, und zwar im allerwunderbarsten gebrochenen Deutsch. Der General sagte kein Wort, doch plötzlich stand er auf und zog die Klingel — nicht, wie ich einen Augenblick befürchtete, mir die Thüre zu weisen, sondern nach seinem General-Quartiermeister zu schicken. Als dieser Beamte erschien, fragte ihn der General, ob es möglich sei, mein Gesuch zu erfüllen, und da derselbe sagte, daß Excellenz nur zu befehlen habe, so wurde es bewilligt.

Nun hatte ich meine Erlaubniß, aber noch kein Pferd,

und es war kein Reitpferd in der ganzen Stadt zu haben. Der Besitzer des Trier'schen Hofes hatte jedoch einen Doppelpony, der allenfalls brauchbar war, obwohl er nie einen Sattel auf dem Rücken gehabt hatte. Herr Maas ließ sich überreden, mir das Pferd für zweihundert Thaler abzulassen.

Dieser Sorge überhoben, verließ ich um drei Uhr Koblenz mit Fräulein Runkel und meinem Sattel, und freute mich sehr, Dr. Busch in dem Zuge zu finden. Um sechs Uhr kamen wir im Viktoria-Hotel in Bingen an, wo wir die Nacht blieben.

Am nächsten Tage brachen wir um zehn Uhr auf und kamen um vier Uhr nach Birkenfeld, ein kleines, altmodisches Städtchen, welches zum Herzogthum Oldenburg gehört. Von dort ging es gleich nach Hermeskeil, Dr. Busch und Fräulein Runkel in des Doktors Wagen und ich ganz stolz auf meinem Pony.

Nun habe ich alle möglichen Pferde in allen möglichen Ländern geritten, und stand in dem Ruf, daß ich im Sattel so ziemlich zu Hause sei; allein dieses närrische Thier schien alle meine Reiterkünste zu verachten und es sich in den Kopf gesetzt zu haben, mich zu demüthigen. Es bäumte sich, stutzte, schlug aus, drehte sich wie ein Kreisel in der schauderhaftesten Weise, um die unbehagliche Last von seinem Rücken los zu werden. Als das Alles nichts half, hatte es eine glänzende Idee, als es an einen

sehr bequemen, tiefen Graben kam. Es sprang mit plötzlichem Entschluß hinein, rollte vor Vergnügen über und über und schnellte mich auf die andere Seite des Grabens, wo ich verschiedene akrobatische Kunststücke ausführte, zum Erstaunen der zwei Zuschauer im Wagen. Sehr glücklich über seinen Erfolg sprang der Pony auf und zeigte seinen Jubel über meine Niederlage, indem er wie toll umhersprang und hinten ausschlug. Er wurde indessen wieder eingefangen, und als ich mich wieder aufsetzte, benahm er sich ganz vernünftig und schlug nur einmal den alten Schimmel des Professors, den sein Diener ritt.

Das ganze Dorf Hermeskeil war mit Truppen angefüllt, allein es gelang, ein Zimmer zu finden, welches ich mit Fräulein Runkel theilte. Es herrschte große Aufregung, denn es ging das Gerücht, daß die Franzosen Saarbrücken genommen hätten.

Wir hatten die Ordre, nach Trier zu kommen, wo wir das Hauptquartier des Generals von Steinmetz finden sollten. Als wir um sechs Uhr Abends in dieser alten Stadt ankamen, waren wir sehr unangenehm durch die Nachricht überrascht, daß der General fort sei und Niemand wisse, wohin. Dr. Busch schickte telegraphische Depeschen nach allen Richtungen hin, um des Generals Hauptquartier aufzufinden, allein wir mußten uns schlafen legen, ohne Nachricht erhalten zu haben.

Um zwei Uhr in der Nacht klopfte Jemand an meine Thür und erschreckte mich und Fräulein Runkel nicht wenig, denn wir glaubten, die Franzosen seien in der Stadt; allein es war Prinz Leopold, mein Neffe, der aus dem Hauptquartier des Generals von Steinmetz kam und uns dadurch erlöste.

Am nächsten Morgen um fünf Uhr fuhren wir per Eisenbahn nach Saarlouis, einer kleinen Festung an der französischen Grenze. Es war der 4. August und wir fanden Alles sehr aufgeregt und geschäftig, denn man erwartete die Franzosen jeden Augenblick vor der Festung.

Als wir an der Station warteten, gewahrte ich zwei hübsche, fette Enten, die höchst unvorsichtigerweise vor meinen Augen umher watschelten, und da ich den Mangel an Lebensmitteln vorhersah, der überall eintritt, wo sich große Truppenmassen versammeln, so erinnerte ich mich meiner alten Campagne-Regel, den Vorrath nie ausgehen zu lassen. Ich zog also Nachrichten über das interessante Entenpaar ein, die für die Wohlfahrt derselben sehr gefährlich waren, denn ich akquirirte sie für Geld und gute Worte und vermittelst der geschickt hingeworfenen Bemerkung, daß die erwarteten Franzosen große Liebhaber von Geflügel seien.

Wir ritten von Saarlouis nach Heusweiler in Gesellschaft meines Neffen, der uns hier verließ, um in's

Hauptquartier des Generals von Göben zu gehen. Es gelang uns, in dem Orte ein Mittagessen zu finden und wir setzten dann unsern Weg nach Tholey fort, dem Hauptquartier des Generals von Steinmetz, der uns sehr freundlich empfing. Die drohende Bewegung der Franzosen gegen Saarbrücken hatte ihn genöthigt, sogleich vorzurücken, und das war der Grund, weßhalb wir ihn nicht in Trier fanden.

Mit großer Mühe fand ich ein Zimmer im Hause eines Notars, dessen Frau uns ein Abendessen gab, wofür Dr. Busch reichlich damit bezahlte, daß er ihr todtkrankes Kind rettete. Da nur ein Bett im Zimmer war, so theilten wir es; Fräulein Runkel blieb im Bette und ich etablirte mich auf dem Fußboden.

Am folgenden Tage kam die Nachricht von der Schlacht bei Weißenburg und am nächsten die noch glorreichere vom Siege bei Wörth, die großen Jubel verursachte.

Sonnabend den 6. August waren wir zum ersten Male regelmäßig einquartiert, und zwar in einer großen Bierbrauerei in Heusweiler, wo Prinz Adalbert von Preußen gleichfalls sein Quartier hatte. Der Prinz war Abends zuvor in Tholey angekommen, wo ich ihm einen Besuch machte, den er erwiederte. Seine Königliche Hoheit war Admiral der preußischen Flotte; da er aber gern den Landkrieg mitmachen wollte, so kam er zur Armee, wie

er es 1866 gethan hatte, wo ein Adjutant an seiner Seite erschossen wurde.

Der Prinz war aber nicht nur ein Freund von Schlachten, sondern wußte auch eine gute Tafel zu schätzen und hatte keineswegs die Absicht, zu hungern oder sich nur an französischen Fröschen zu delektiren; er hatte daher seinen Koch und einen großen Küchen- und Vorrathswaggon mitgenommen. Aber ach, die Küchenbatterie ging nicht so schnell vor wie die übrigen preußischen Batterieen und war nicht in Heusweiler angekommen, zum Aerger des Prinzen und dem unsrigen, denn er hatte unsere Sanitätsgesellschaft zum Mittagessen eingeladen. Da ein Mittagessen ohne Essen noch schlimmer ist wie Hamlet ohne den Hamlet, so schlug ich dem Prinzen ein Picknickessen vor, da ich auf meine zwei Enten stolz war, welche die Frau des Notars in Tholey Tags zuvor für mich gebraten hatte.

Es schien übrigens, daß die Thierwelt sich verschworen hatte, mir den Hochmuth auszutreiben; mein Pony hatte den Anfang damit gemacht, mich zu demüthigen, und nun beschämten mich meine zwei Enten, die, anstatt junge zu sein, wie ich glaubte, Patriarchen ihres Stammes und, nach ihrer Zähigkeit zu urtheilen, das Entenpaar gewesen sein müßten, welches Noah in seiner Arche hatte. Der tapfere Prinz versuchte umsonst die Trefflichkeit seiner

Zähne — ich weiß nicht, ob echte hohenzollern'sche oder von Abbot — als unsere peinlichen Anstrengungen durch einen Ton unterbrochen wurden, den ich nur zu wohl kannte, den dumpfen Donner einer nicht sehr fernen Kanonade. Der Prinz, der etwas taub war, wie fast jeder Admiral, wollte an keine Kanonade glauben und sagte, daß das Geräusch aus dem Keller der Brauerei komme, wo die leeren Fässer wahrscheinlich einen Ball hielten. Jedermann weiß nun, daß an jenem Tage die ruhmreiche Schlacht bei Spichern geschlagen wurde, vorzeitig herbeigeführt durch Zufälle, wodurch das Programm Moltke's gestört wurde, welcher die Schlacht für den nächsten Tag bestimmt hatte.

Am nächsten Morgen um acht Uhr ritten wir nach Saarbrücken, wo wir um Mittag ankamen. Die Szenen dort sind von hunderten geschickter Federn beschrieben worden, und fast Jeder wird sich dieser Beschreibungen noch erinnern; ich kann daher darüber hinweggehen und will mich nur auf mein besonderes Departement beschränken.

Als ich in den Hof eines Gasthauses ritt, hatte ich das Vergnügen, Corvin zu treffen, der vor mir angekommen war. Er ging auf das Schlachtfeld und ich meiner Pflicht mit Dr. Busch nach, ohne mein Reitkleid abzulegen. Wir besuchten fast alle größeren Hospitäler; aber in der

That war die ganze Stadt in ein Hospital verwandelt, und verwundete Soldaten lagen in jedem Hof, in jedem Hause. Die Vorbereitungen waren durchaus unzureichend für die Vielen, welche unmittelbarer Hülfe bedurften, und obgleich die vielen Aerzte ihr Möglichstes thaten, so war doch ihre Zahl ungenügend, und die ganze sanitärische Maschine noch nicht organisirt.

Die Einwohner von Saarbrücken thaten, was sie konnten, allein die Truppenmassen, welche in und um diese Stadt lagen, hatten beinahe alle Vorräthe aufgezehrt und Lebensmittel jeder Art, selbst Brod, waren sehr selten geworden. Die Verwundeten litten am meisten durch Mangel an Nahrung, denn sie konnten selbst nicht sich darnach umsehen, und Viele von ihnen wurden gänzlich vergessen und verhungerten fast.

Da ich sah, daß meine Dienste als Krankenwärterin nur wenig nützten und daß ich in anderer Weise weit besser wirken konnte, so machte ich es mir zur speziellen Aufgabe, Vorräthe aufzustöbern. Ich wandte mich zunächst an die Johanniter; allein ihre Depots waren noch leer, obgleich eine Masse von Dingen unterwegs waren und ihre Ankunft jeden Augenblick erwartet wurde. Ich wandte mich daher an Privatpersonen und forschte in Privathäusern, und mit ziemlich gutem Erfolg.

Es verstand sich von selbst, daß unsere Soldaten die

ersten Ansprüche auf unsern Beistand hatten, allein es befanden sich in der Stadt auch eine Menge französischer Gefangener und Verwundeter, die ihn ebenso sehr brauchten. Vierhundert von ihnen waren in einen Hof eingeschlossen, Offiziere und Gemeine, die seit fast zwei Tagen nichts gegessen hatten und beinahe wahnsinnig vor Hunger waren.

Einige Leute aus Saarbrücken, und namentlich Damen, zeigten ihre Theilnahme für die Franzosen in etwas unüberlegter Weise, und da bei der großen Nähe des Feindes Vorsicht durchaus nöthig war, so hatte man Befehl gegeben, die Verbindungen dieser sympathisirenden Personen mit den französischen Gefangenen zu verhindern. Als daher eine Anzahl Damen mit einer großen Menge von Broden für dieselben kamen, wurde ihnen der Zutritt verweigert. Ich kam glücklicherweise hinzu, und als ich sah, daß der elende Zustand der armen Franzosen jeden Aufschub sehr grausam und gefährlich machte, so gebrauchte ich meine Autorität und ließ das Brod unter sie vertheilen. Ich werde diese Szene nie vergessen; ich hatte dergleichen in meinem ganzen Leben nicht gesehen. Mit Augen, die aus ihren Höhlen hervorstarrten, und mit zitternden Händen wurde uns das Brod weggerissen und mit einer Gier verschlungen, die traurig war mit anzusehen.

Die Verwundeten, welche in Hospitälern oder Ka-

fernen lagen, hatten Betten, allein Hunderte, welche man in ärmliche Privathäuser gebracht hatte, lagen auf der Erde nicht selten ohne einen Halm Stroh. Die Doktoren klagten, daß die Verwundeten ihnen unter der Hand stürben, weil es ihnen an Nahrung und vielen anderen Dingen fehlte. Unter diesen Umständen erinnerte ich mich eines Anerbietens, welches mir letzthin in Köln gemacht wurde, als ich dort war, um ein Pferd von Baron Eduard Oppenheim zu kaufen, dem reichsten Bankier der Stadt. Er war ein Mitglied des Centralkomites, gebildet zur Unterstützung der Soldaten im Felde. Da er hörte, daß ich mit dem Generalarzt des 8. Armeekorps gehe, so lud er mich ein, mich sogleich an ihn zu wenden, wenn ich etwas für die Verwundeten brauchte. Ich telegraphirte ihm also, mir zweihundertundfünfzig Haarmatratzen zu senden, und in unglaublich kurzer Zeit kamen sie vermittelst eines Extratrains nebst anderen nützlichen Dingen an, die, wie ich später hörte, der Baron sämmtlich aus seiner Tasche bezahlte.

Der 8. August war ein geschäftiger Tag. Von früh Morgens bis zehn Uhr Abends verband ich Wunden und tröstete und pflegte die Sterbenden. Ich bin nicht sehr sentimental, allein was ich sah und die Szenen, die ich erlebte, würden einem Stein Thränen ausgepreßt haben. Gewohnheit stumpfte dieses Gefühl aber bald so weit ab,

daß es mich nicht in meiner Arbeit hinderte; wäre dieß nicht der Fall gewesen, so hätte ich es nicht drei Tage aushalten können.

Am 9. verband ich zwanzig Mann, die ich ganz allein und verlassen, ohne Doktor und ohne Krankenpfleger, in dem Bürgerkasino fand.

Am Morgen kam mein Schwager, Fürst Alfred, an, den ich in's Hotel zur Post brachte, wo wir einquartiert waren, bis wir bald darauf in ein sehr comfortables Privathaus am Schloßplatz zogen.

Nach Tisch ritt ich mit Dr. Busch nach Spichern, verwundete Franzosen zu besuchen, von denen wir einhundertundachtzig fanden, die an Allem Mangel litten. Bei der Rückkehr nach Saarbrücken ritten wir über das Schlachtfeld vom 6. und sahen mit Staunen den bastionartig vorspringenden steilen und hohen Hügel, den unsere braven Soldaten beim fünften Versuch erstürmt hatten, angeführt von dem berühmten vierzigsten Regiment, von dem zwei Kompagnieen zwanzigtausend Franzosen mehrere Stunden aufgehalten hatten.

Die meisten Todten waren bereits begraben, allein noch lagen sehr viele auf dem Felde. Die Todten waren sehr entstellt, mit Ausnahme eines armen Jungen, dessen nicht einmal blasses Gesicht einen glücklichen, lächelnden Ausdruck hatte, als ob er schlafe und einen freudigen

Traum habe. Seine Augen waren geschlossen und seine getheilten Lippen zeigten zwei Reihen Zähne wie Perlen.

Sobald ich nach Saarbrücken zurück kam, requirirte ich sogleich einen leeren Wagen, der mir auf der Straße begegnete, und fuhr mit demselben in das nun mit Vorräthen wohlgefüllte Johanniterdepot. Die Hauptschwierigkeit war nur stets der Mangel an Transportmitteln, denn Pferde, Wagen und Leute waren damals rar. Mein Wagen war bald gefüllt und Fräulein Runkel fuhr damit nach Spichern, um die willkommenen Vorräthe unter die französischen Verwundeten auszutheilen, während ich die Hospitäler besuchte.

Es wunderte mich sehr, nirgends Nonnen oder barmherzige Schwestern zu finden, von deren Beistand man so viel erwartet hatte. Ein Faktum ist, daß sie sich nicht beeilten, und daß man sie sehr nöthig brauchte. Ich schrieb nieder, was in den verschiedenen Hospitälern gebraucht wurde, und sorgte dafür, daß die Dinge in die richtigen Hände kamen. Wo Sachen gebraucht wurden, die in den Depots nicht zu finden waren, gab ich Geld, sie zu kaufen.

Seine Majestät der König, Graf Bismarck und General von Moltke kamen am Abend an und mein Schwager und sein Sohn Leopold, den wir von Spichern mitgebracht hatten, machten demselben sogleich ihre Aufwartung.

Ich schrieb am Morgen einige Zeilen an Fürst Radziwill und bat ihn, mich zu besuchen; statt seiner kam am Abend ein anderer Adjutant des Königs, Graf Waldersee, der Bruder unsers Obersten, und brachte mir von Seiner Majestät, Graf Bismarck und den Adjutanten gegen hundertundzwanzig Thaler in Gold für die Verwundeten.

Am 11. August war ich den ganzen Tag mit Professor Busch in den Hospitälern und assistirte ihm in seinen wunderbaren Operationen. Da viele von den im Civilkasino liegenden Verwundeten gute Bouillon und andere kräftigende Speisen haben mußten, indem Professor Busch sagte: „sie müssen dergleichen zu essen haben oder sterben," so ging ich in die Küche des Königs und gab dem Oberkoch gute Worte, der auch sogleich bereit war, meine Wünsche zu erfüllen, und später ging ich mit einem Soldaten hinüber, der einige große Eimer trug, welche der brave Oberkoch mit köstlicher Suppe füllte, die er durch darin ersäuftes, sehr gutes Rindfleisch noch verbesserte. Da Niemand bei der Hand war, all' die Eimer zu tragen und das Kasino nur schrägüber vom Quartier des Königs lag, so trug ich selbst zwei Eimer.

Gerade als ich über die Straße ging, bog ein Wagen um die Ecke, in welchem Seine Majestät der König saßen. Obgleich ich mich meiner Arbeit nicht schämte, so ver-

wirrte es mich doch etwas, so erwischt zu werden. Ich stellte daher die Eimer hinter mich und versuchte sie durch meine Röcke zu verbergen, als der König halten ließ und ausstieg. Er kam auf mich zu, faßte meine Hand und sagte mir einige gütige Worte, die ich nie vergessen werde. Lächelnd sah er um mich herum, die Ursache meiner Verlegenheit zu entdecken, und erblickte meine Eimer. Als ich Seiner Majestät sagte, daß ich sie für seine sterbenden braven Soldaten aus seiner Küche gestohlen habe, wurde der Ausdruck seines Gesichtes noch gütiger und er sagte, ich habe ganz recht gethan und ich möge nur seine Küche nach Herzenslust plündern.

Am 12. August fuhren Professor Busch und ich nach Neudorf, wo dreißig Schwerverwundete im dortigen Kloster von den Nonnen gepflegt wurden, die mir eine lange Liste von ihren Bedürfnissen gaben. Ich schickte ihnen am folgenden Tage vierzig Matratzen und einen ganzen Wagen voll Lebensmittel.

Als wir wieder nach Neudorf fuhren, machte Professor Busch einige Operationen, wobei ihm württembergische Studenten der Medizin assistirten, die indessen noch nicht genugsam an die gräßlichen Dinge gewöhnt waren, welche sie um sich sahen, denn als Einer von ihnen dem Professor bei der Resektion eines Ellenbogens half, zitterte seine Hand, so daß ihn Dr. Busch ungeduldig

beiseite schob und mich ersuchte, ihm beizustehen, was ich mit fester Hand und zu seiner Zufriedenheit that.

Auf diese Weise war ich vom Morgen bis zum Abend beschäftigt, und Fräulein Runkel stand mir getreulich bei. Wir gingen mehrmals nach Spichern, wo wir die französischen Verwundeten auf Strohsäcken fanden, die man in Ställen auf den bloßen Boden gelegt hatte, was uns sehr ärgerlich über die Doktoren machte, die zu faul gewesen waren, nach Saarbrücken um Bettstellen zu senden. Dr. Busch sorgte dafür, daß sie sogleich geschickt wurden.

Zu den vielen Verwundeten kamen bald viele Soldaten, welche an einem gefährlichen Durchfall litten, an dem nicht wenige in einigen Stunden starben. Diese Krankheit scheint stets bei Armeen im Felde zu herrschen, und wir hatten sie auch in Amerika.

Ich mußte in Folge einer starken Erkältung mit einem sehr schmerzhaft geschwollenen Gesicht zwei Tage im Bette bleiben, was mich sehr ungeduldig machte, da es mich daran verhinderte, meine Pflicht zu erfüllen.

Obwohl überall genug für mich zu thun war, so wurde doch mein Verlangen, der Front und meinem Manne näher zu sein, so stark, daß ich mir vornahm, allein zu gehen, wenn Professor Busch noch viel länger in Saarbrücken aufgehalten werden sollte. Ich fragte beim Etappenkommando nach den nach Metz gehenden

Zügen, wo man sich schlagen sollte, allein die Auskunft, die ich erhielt, war sehr entmuthigend, indem man mir sagte, daß ich acht Tage dazu brauchen würde, um nur nach Nancy zu kommen.

Am 18. August — dem Tage der Schlacht von Gravelotte, von welcher wir natürlich damals nichts wußten — wurde mein Angstgefühl ganz außerordentlich drückend, da ich die gräßlichsten Träume gehabt hatte und mit aller Bestimmtheit fühlte, daß meinem Manne ein Unglück geschehen sei. Bis zum 20. hörten wir in Saarbrücken nur unbestimmte Gerüchte, allein als ich an diesem Tage mit Dr. Busch nach Saarlouis fuhr, wo wir einige Stunden an der Eisenbahn zu warten hatten, kamen mehrere Züge mit Verwundeten von den Schlachtfeldern bei Metz an. Dort sah ich einen verwundeten Soldaten vom Bataillone meines Mannes, der mir sagte, daß dasselbe am 18. in der Schlacht gewesen sei und sich sehr tapfer benommen habe, allein er behauptete, nicht zu wissen, ob Felix verwundet sei. Ich fühlte jedoch eine unbeschreibliche Angst, und als wir am Abend nach Saarbrücken zurückkehrten und ich zu Bette ging, sah ich halb wachend Felix mit furchtbar blassem, stillem Gesicht todt an meiner Seite liegen.

Am 21. August früh besuchte ich Frau von Berenhorst, die in Saarbrücken ihren Bruder, Major von Nettelbeck, pflegte. Sie hatte einen Sohn, der ebenfalls

bei den Truppen vor Metz stand, von dem sie gehört hatte, daß er verwundet sei, und sie wollte mit uns zur Front abgehen; denn endlich waren wir bereit, aufzubrechen.

Als ich eben im Begriff war, mein Quartier zu verlassen, kam Professor Busch und sagte mir, daß mein Mann gefallen sei. Er war am 18. tödtlich verwundet worden und starb nach drei Stunden. Der arme, junge Prinz Florentin war auch todt!

Ich will es nicht versuchen, meine Gefühle zu beschreiben, denn Worte genügen nicht. Alles, was ich sagen kann, ist: ich wünschte gleichfalls todt zu sein; denn ich fühlte mich gänzlich vereinsamt und verlassen und das Leben war mir eine Last. Ich hatte indessen eine heilige Pflicht zu erfüllen, ein Versprechen, welches ich meinem Manne schon lange vorher in Amerika gemacht und ihm beim Abschied feierlichst wiederholt hatte. Er wünschte, daß ich im Fall seines Todes seinen Körper nach Anholt bringen und ihn neben seinen Eltern begraben sollte.

In Saarbrücken fand ich den schwer verwundeten Lieutenant von Arnim II. und auch den Fahnenträger von Felix' Bataillon. Von ihnen und später von Anderen hörte ich die Details seines Heldentodes. Er konnte keinen andern sterben, und trotz meines Elends war ich stolz darauf.

Als die preußischen Garden, welche in der Schlacht bei Gravelotte auf dem linken Flügel der Armee standen, die feste Stellung der Franzosen bei St. Privat angriffen, blieb mein Mann an der Spitze seines Bataillons zu Pferde, wodurch er eine bequeme Zielscheibe wurde. Sein durch einen Schuß wild gemachtes Pferd ging mit ihm durch und rannte gerade auf die Franzosen zu. Es gelang meinem Mann jedoch, abzusteigen und zu Fuß zu seinen Truppen zurückzukommen, worauf er einen Schuß in den rechten Arm erhielt. Trotz des großen Schmerzes wollte er das Schlachtfeld nicht verlassen; er nahm seinen Degen in die linke Hand; allein nach etwa zwanzig Minuten erhielt er einen zweiten Schuß in den Leib und einen dritten in den untern Theil des Beins.

Der arme Florentin war schon bei der ersten Salve der Franzosen gefallen; eine Kugel hatte ihn in den Kopf getroffen und er war sogleich todt. Graf Waldersee wurde etwa hundert Schritte von Felix und fast in demselben Augenblick wie dieser durch einen Schuß in den Leib verwundet. Als man ihn wegtrug und er hörte, daß Felix auch verwundet auf dem Schlachtfelde liege, gab er Befehl, ihn hinter die Front zu bringen. Als zu diesem Zweck Freiwillige verlangt wurden, traten zuerst ein Mann, dann mehrere vor und diese trugen ihn, in seinen Gummimantel gewickelt, hinweg. Als die Träger ihn,

um einen Augenblick auszuruhen, niederlegten, wurde der Mann, der sich zuerst als Freiwilliger gemeldet hatte, durch eine Kugel getroffen. Felix befahl den Trägern, ihm seinen Gummimantel abzunehmen und ihn über den Verwundeten zu decken, was geschah.

Salm's letzte Augenblicke wurden mir in einem Briefe beschrieben, den ich von dem Geistlichen erhielt, welcher ihm beistand. Ich will den betreffenden Theil dieses Briefes mittheilen.

Domcourt, den 21. August 1870.

Am Nachmittag des 18. trat die zweite Garde-Infanterie-Division, der ich als katholischer Divisionspfarrer anzugehören die Ehre habe, in den Kampf gegen das stark befestigte Sainte Marie aux Chênes und Saint Privat la Montagne. Gegen sieben Uhr Abends wurde Ihr Herr Gemahl schwer verwundet auf den Verbandplatz getragen. Eine Kugel hatte die Brust durchbohrt und war am Rücken wieder herausgetreten; eine zweite hatte den Arm durchbohrt, eine Prellkugel das Bein kontusionirt. Er wimmerte vor unerträglichstem Schmerz und mich bei der Hand ergreifend, bat er um die letzten Tröstungen unsrer heiligen Religion. Vorher reichte ihm der Arzt eine Dosis Opiumtropfen. Dann ertheilte ich ihm die Absolution und die heilige Oelung; er bat, in ein Bett gebracht zu werden; sein Bursche stand weinend an seiner Tragbahre;

in dem von den Einwohnern verlassenen Dorfe Saint-Ail waren alle Wohnungen verschlossen; mit Aexten und Brecheisen wurden sie geöffnet; ich machte ein Bett ausfindig und wir trugen den Schwerverwundeten hin, der noch im Sterben die Bekleidung seiner Fahne fest an sich drückte. Er bat mich, ihn nicht zu verlassen; ich sagte es freudig zu; — wir schnitten ihm die Uniform vom Leibe, um den Verband besser anbringen zu können; er bat um Chloroform, weil die Schmerzen unerträglich waren — der Arzt glaubte es verweigern zu müssen, und auf mein Zureden verbiß er die Schmerzen. Er klagte über brennenden Durst — es war kein Wasser in dem Dorfe; ich gab ihm meine Feldflasche mit Rothwein, er leerte sie begierig. Seinem treuen Burschen übergab er Geld und Uhr, um es Euer Durchlaucht zu überbringen. Ein Arzt kam, — es war dunkel, wir hatten kein Licht. Ich durchsuchte alle Wohnungen und erhielt endlich von einem Soldaten ein Stümpchen Kerze. Die Wunde ward untersucht, neu gekühlt, das Opium fing an zu wirken, und er bekam etwas Ruhe. Er fragte mich, wie sein Neffe gestorben sei — derselbe hatte eine Kugel in den Kopf erhalten. Dann faßte er fest meine Hände und bat mich, an Euer Durchlaucht zu schreiben und ihm auch in der Todesstunde beizustehen. Ich wurde während seines Schlummers wieder zum Verbandplatz gerufen, Sterbende

erwarteten meine Hülfe; als ich schleunigst zurückkehrte, war er eine Leiche! Sein Portefeuille übergab ich seinem Diener und machte denselben ausdrücklich darauf aufmerksam, daß in demselben ein Revers eines Bankiers vorhanden sei, der da besage, daß der Prinz etwa 9000 Thaler bei ihm deponirt habe. Ein Soldat brachte mir den Revolver Ihres Gemahls in mein Nachtlager, einen Pferdestall, — denselben, ein Andenken an Maximilian von Mexiko, übergab ich am 19. ebenfalls seinem Burschen, sowie seinen Säbel — irre ich nicht, ohne Scheide. (Der Säbel des jungen Prinzen ist durch die Division an das Augusta-Regiment zur Aufhebung übergeben.) Gleichfalls befahl ich dem Burschen, der Leiche die Ringe abzuziehen und selbige Euer Durchlaucht zu übergeben, — ich meine, es waren ihrer drei.

Er starb als Christ, versöhnt mit Gott, — als Held auf dem Felde der Ehre, — seine letzte Frage an mich war die nach dem Stande der Schlacht. Als ich ihm erwiederte: der Feind weiche langsam zurück, erheiterten sich seine Züge und er dankte Gott. ‚Ich werde sterben und ich will gern sterben, nur verschaffen Sie mir Chloroform und trösten Sie meine Frau.‘ — Das sind die letzten Worte, die ich von den bleichen Lippen las.

Parmet,

Divisionspfarrer der Königl. zweiten Garde-Infanterie-Division.

Meines Mannes treuer Diener schrieb mir wie folgt:

„— Mit betrübtem Herzen muß ich daran denken, daß mein Herr, der Prinz, so früh gestorben ist. Als wir am 18., Nachmittags nach 4 Uhr, ins gefecht kahmen, da feiften uns die Kugeln um den Kopf, daß man glaubte, es kähme niehmand mehr heraus. Wir waren kaum im Feuer, da viel Prinz Flohrentin, der 2.—3. Mann, von einer Kugel durch den Mund getroffen, gleich Todt, ohne schmerzen. Eine halbe Stund später viel auch mein guter Kammrad Klein, unser andere Bursche ebenfalls gleich Todt. Gleich darauf bekahm ich einen schampfschuß an die Lende, welche mir aber nicht geschadet, nur etwas schmerzt. Und wo wir ungefähr $^5/_4$ Stund im Feuer wahren, da rief mann mir auf einmahl zu, Seine Durchlauch ist verwundet; da eilte ich schnell mit dem einem Pferde, welches ich noch hate, darauf zu, da mußt ich laut weinen, als ich meinen guten Herren so schwer verwundet sa, ich gab mein Pferd einem andern, der leicht verwundet war und half Ihn heraustragen, und trieb die andern, das wir erst aus dem Feuer kahmen, wo wir da heraus waren, haben wir Ihn auf einen Wagen auf den verbinde Platz gefahren, da binn ich voraus gelaufen und habe den Doktor bestelt, und wo Ihn der verbunden, habs ich dem Pastor gesagt, der hat Ihm die Nothwendigsten Sakramente geschenkt. Da haben

wir Ihn ins Dorf getragen, und in ein Bett gelegt. Da habe ich Ihn verpflegt so gut ich konnte und glaubte, er würde wieder gut, den der Doktor sagte, aber Ihm warscheinlich zum trost, die Kugel wehre dicht unter den Rippen durchgegangen und wehre nicht Tödtlich, er aber sagte, über 2 muß ich sterben, da war ich dann allein bei Ihm, da hat er mir erzählt, daß er den Schuß durch den Arm 20 Minuten früher gekrigt hatte als den durch die Brust, aber um den Schuß hatte er daß Batalion nicht verlassen wollen, und den Degen und den zerfesten Rock solte ich seinem Bruder zu andenken geben, aber ich habe noch nicht gekönnt, die Sachen werden hier aufbewart, wie ich gehört habe, sollen sie bald zurück geschickt werden, und er hat mehrere mahl gefragt, ob unsere Siegten, das habe ich Ihm noch sagen können, das unsere gesiegt hatten, und die Offiziere von unserem Regimente grüßten, und auch vielmahl anbefohlen und seine Gemahlin; und alle Anverwante, und mehrere mahl hat er nach dem kleinen Prinz Flohrentin gefragt, viel sprechen konnte er nicht, weil er viel schmerzen hatte, und dann solte ich ihm ein Sarg machen lassen, und ein Kreuz darauf mit Seinen Nahmen, welches ich auch gethan habe, aber mit vieler mühe, weil keine Leute mehr im Dorfe wahren, da haben mir drei Soldaten geholfen. Da ist er den Abend kurz vor 11 Uhr ruig gestorben, Indem ich Ihm

den Nahmen Jesus Maria und Joseph vorgerufen, und für Ihn gebetet habe, und da binn ich bei Ihm geblieben bis er Beerdigt worden ist, wo auch Seine Durchlaucht Prinz Leopolt zugegen war. Ich bitte einen schönen Gruß an Sämmtliche Prinzessin zu bestellen. — — —

Jos. Köster."

Als dieser Diener später in Bezug auf das in des Prinzen Brieftasche enthaltene Papier befragt wurde, welches der Geistliche gelesen hatte, schrieb Köster Folgendes: „Beim Begräbniß Seiner Durchlaucht, welchem der Erbprinz Leopolt beigewohnt, übergab ich demselben Portemonnaie und Portefeuille mit der Bemerkung, daß in Letzterem ein Schein sei, der mir dringend anempfohlen worden, weil er von großer Wichtigkeit sei. Er übernahm die Gegenstände und gab mir noch ein Trinkgeld.

„Prinz Leopold wird sich dieser Uebergabe auch gewiß noch erinnern, denn er hat sich den Revers noch angesehen, und jedenfals doch auch durchgelesen."

Prinz Leopold hat keine Erinnerung an ein solches Papier, und dasselbe ist und bleibt spurlos verschwunden. Diese ganze Angelegenheit ist mir ein Räthsel, da ich in der That nicht weiß, von wem der arme Salm eine für unsere Verhältnisse so beträchtliche Summe sollte empfangen haben.

Die heilige Pflicht, die ich zu erfüllen hatte, hielt

mich aufrecht und verhinderte, daß ich mich meinem Schmerz hingab, indem es zugleich dessen Schärfe milderte, weil meine ganze Energie in Anspruch genommen wurde. Die Johanniter, die Offiziere und mein Schwager Fürst Alfred, Alle gaben sich Mühe, mich von meinem Vorhaben abzubringen, indem sie versicherten, daß es unmöglich sei, dasselbe in jenem Augenblick auszuführen, und riethen mir, wenigstens noch einige Zeit und am besten bis Ende des Krieges zu warten. Alle ihre Vorstellungen waren indessen vergebens; ich würde, wenn es sich nicht anders hätte thun lassen, zu Fuß zum Grabe meines armen Felix gegangen sein.

Wir brachen um Mitternacht auf. Bei mir waren Fräulein Runkel und Frau von Berenhorst, die noch nicht wußte, daß ihr Sohn nicht nur verwundet, sondern ebenfalls todt war.

In Forbach stiegen wir in einen vortrefflich eingerichteten, von Württemberg geschickten Hospitalzug und schliefen in den Betten, von denen zweihundert für Schwerverwundete in dem Zuge waren, außer Einrichtungen für fünfzig Leichtverwundete.

Fürst Alfred, der mich in Saarbrücken verfehlt hatte, kam in Forbach kurz vor unserer Abfahrt an, und da es ihm nicht gelang, mich zurückzuhalten, so beschloß er, mich zu begleiten und mir behülflich zu sein.

Am 23. kamen wir in Remilly an, welches mit Truppen und Verwundeten so überfüllt war, daß wir für die Nacht keine andere Unterkunft finden konnten als in einem Eisenbahnwaggon, in welchem man nicht nur Schlachtvieh, sondern auch an der Dysenterie leidende Soldaten transportirt hatte, und der in einem ganz unbeschreiblichen Zustande war. Es gelang uns indessen, Matratzen aufzutreiben, welche wir auf den Boden legten, aber der Geruch war ganz entsetzlich. In diesem scheußlichen Kasten brachten Fürst Alfred, Professor Busch, Dr. von Kühlewetter, Frau von Berenhorst, Fräulein Runkel, ich und der alte Kammerdiener des Fürsten eine ganz schreckliche Nacht zu.

In der folgenden Nacht waren wir in einem kleinen Schlosse bei Corny, welches einer Madame de Wendel gehörte, und kamen am 25. in Ars sur Moselle an, wo ich ein Zimmer in der Apotheke erhielt und sogleich Zinksärge bestellte. Der Mann, welcher, durch den gebotenen Preis verführt, die Bestellung angenommen hatte, bekam indessen Angst und weigerte sich, dieselbe auszuführen, da er fürchtete, daß ihn die Franzosen, wenn sie, wie allgemein geglaubt wurde, zurückkämen, aufhängen würden, weil er Särge für preußische Offiziere gemacht habe. Ich hatte daher Zwangsmittel anzuwenden und in seiner Werkstatt zu bleiben, während er mit großem Wider=

willen den Sarg für meinen armen Felix machte, was in der That eine sehr traurige Aufgabe für mich war.

Professor Busch war in einem schönen großen Hause einquartiert worden, welches in einem herrlichen Garten in Jouy aux Arches steht, welches auf der andern Seite der Mosel, Ars gegenüber liegt. Wir gingen Abends hinüber und es gelang uns, in demselben Hause ein Zimmer zu finden.

Als ich am nächsten Morgen mit Professor Busch nach Ars ging, begegneten wir Oberst von Berenhorst mit seiner Schwiegertochter, die eben erst gehört hatte, daß auch sie Wittwe geworden war, denn der arme junge Berenhorst war ebenfalls am 18. August nicht weit von St. Privat gefallen, da die sächsischen Truppen, bei denen er stand, zunächst den preußischen Garden gewesen waren.

Am Abend des 27. kamen mehrere Mitglieder unserer Familie in Jouy zusammen, die alle bei der Armee vor Metz waren. Es waren da Fürst Alfred, seine Söhne Leopold und Florentin, welcher Letztere bei einem Jägerbataillon stand, die Grafen Alfred und Otto von Salm-Hoogstraaten und Prinz Georg Croy, ein Malthheser-Ritter.

Sonntag den 28. waren endlich die Zinksärge fertig, und ich fuhr mit ihnen nach Sainte Marie aux Chênes.

Es war ein regnerischer, kalter Tag, ein Wetter, welches zu meinem traurigen Geschäfte paßte.

Als ich in einer Art von Schuppen Unterkunft fand, den die Johanniter-Ritter gebaut hatten und der ihnen dort als Hauptquartier diente, sah ich in einem anstoßenden Raum eine ziemlich starke Frau von mittleren Jahren in einem einfachen schwarzen Anzug emsig mit der Küche beschäftigt. Es war die allgemein geachtete Madame Simon, eine Sächsin, die sich in jenem Kriege einen wohlverdienten Namen erworben hat durch den praktischen, gesunden Menschenverstand und die Energie, welche sie zum Besten der Soldaten mit großem Erfolg geltend machte. Alle nicht geringen Schwierigkeiten überwindend, gelang es ihr, die Erlaubniß zu erhalten, stets in der Front zu sein mit einem wohlgeschulten Personal von Krankenpflegerinnen, und versehen mit Allem, was die Verwundeten auf dem Schlachtfelde nöthig hatten, wo Hülfe in der That am dringendsten noth war.

Die Thätigkeit der „Mutter Simon", wie sie von den dankbaren Soldaten genannt wurde, die alle ihres Lobes voll waren, kann nicht genugsam anerkannt werden. Sie lieferte den überzeugendsten Beweis, daß die leitenden Johanniter einen großen Fehler begingen, indem sie den Krankenpflegern und freiwilligen Sanitätskorps, die auf dem Schlachtfelde selbst thätig sein und sich

nicht mehrere Meilen hinter der Front von Snobs anschreien und verächtlich behandeln lassen wollten, Hindernisse in den Weg legten. Dieser Fehler verursachte überall große Unzufriedenheit und er war der Grund vieler unnützer, schwerer Leiden, die man den Verwundeten hätte ersparen können. Diejenigen Soldaten, deren Verwundung es erlaubte, daß sie in die weiter zurückliegenden Depots gebracht werden konnten, waren noch so ziemlich gut daran; allein die Schwerverwundeten, welche auf dem Schlachtfeld gelassen werden mußten, waren in traurigster Weise vernachlässigt. Sie hatten in Höfen oder auf dem bloßen Boden, oft ohne Stroh, der schmutzigsten Bauernhäuser zu liegen, ohne Essen und nicht selten ohne genügendes Wasser. Es war daher nicht zu verwundern, wenn von Denen, die auf dem Schlachtfeld amputirt wurden, so viele in den Hospitälern starben; denn da sie weder Nahrung noch irgend ein Stimulans hatten, so wurde das bischen Kraft, welche bei der Amputation schon auf das Aeußerste auf die Probe gestellt war, durch den grausamen und rohen Transport in gewöhnlichen Ackerwagen, wo sie oft stundenlang wie zum Markt geführte Kälber übereinander lagen, gänzlich erschöpft. Ich bin überzeugt, daß sehr Viele der „Mutter Simon" ihr Leben danken, die zu richtiger Zeit auf der richtigen Stelle war. Ich hoffe, die von ihr gegebene

Lehre wird nicht vergessen sein, wenn wir wieder einen Krieg haben sollten.

Wir fanden bald das Grab auf, in welchem die Offiziere des Augusta-Regiments begraben waren. Ganz oben stand der rohe Brettersarg, in welchen man meinen Felix zusammen mit Florentin gelegt hatte; er war nur leicht mit Erde bedeckt, und eine Ecke des Sarges ragte sogar hervor.

Als die Leute den Sarg freigemacht hatten, bestand ich darauf, daß sie den Deckel abnahmen, trotz der Vorstellungen meines Schwagers und Anderer. Ich wollte noch einmal das Gesicht meines theuren, geliebten Gatten sehen. Ich hatte indessen meine Kräfte überschätzt. Als die Leute meinen Wunsch erfüllten, und ich anstatt des theuren Gesichtes nur eine unförmliche schwarze Masse sah, fiel ich in Ohnmacht.

Ich darf bei diesen Momenten nicht zu lange verweilen; jeder fühlende Leser wird ihre Qual begreifen. Ich ließ die beiden Särge mit den Körpern auf einen Bauernkarren legen, da kein anderer, besserer zu haben war. Wir kehrten zurück in dem Wagen eines Johanniter-Ritters, der uns denselben angeboten und uns nach Marie aux Chênes begleitet hatte.

Ich hatte noch einen Tag länger in Ars auf die

hölzernen Särge zu warten, in welche die Zinksärge nach den Sanitätsvorschriften gestellt werden mußten.

Unterdessen war durch königliche Ordre ein Extrazug zu meiner Disposition gestellt worden, und mit diesem reisten wir mit unseren theuren Todten ab, begleitet von Frau von Berenhorst und Fräulein Runkel; mein Schwager blieb zurück, da er in der Nähe seiner Söhne zu sein wünschte, im Fall ihnen etwas zustoßen sollte.

Die Nacht des 30. brachten wir in einem kleinen Hotel in Luneville, die nächste im Eisenbahnwagen zu, und kamen am 1. September in Mainz und am 2. in Anholt an, wo die beiden Särge vorläufig in die kleine Kapelle gestellt wurden.

Am 3. September fanden die Obsequien mit allem Leichengepränge statt, wie es sich für die Familie schickte. Die beiden Särge wurden in die ganz schwarz ausgeschlagene Kirche gebracht, wo ein Hochamt abgehalten wurde. Prinzessin Minna, die Mutter Florentin's, war ebenfalls angekommen. Alle Töchter meines Schwagers waren anwesend und auch Prinz Alfred, der zweite Sohn, der erst kürzlich die österreichische Armee verlassen hatte und, da er den Krieg nicht wohl mitmachen konnte, mit seiner Frau, Prinzeß Rosa, zu Hause geblieben war. Ich übergehe Details. Es ist mir zu schmerzlich, zu lange bei dieser traurigen Zeit zu verweilen.

Als Alles vorüber und Felix neben seinen Eltern mit Florentin in der Familiengruft beigesetzt war, schien eine große Last von meiner Seele genommen. Ich hatte redlich meine Pflicht gethan und mein Gelübde getreulich erfüllt. Ich fühlte, daß der Geist meines Mannes nun ruhig war, und Frieden kam über den meinigen ebenfalls. Aber ich fühlte auch, daß ich demselben nicht trauen durfte; daß es gefährlich für mich war, über mein Wehe zu brüten. Wäre ich, wie mein Schwager wollte, bis zum Ende des Krieges in Anholt geblieben, ich wäre verrückt geworden. Ich fühlte, daß ich mich gewaltsam losreißen und gegen die Neigung, meinem Schmerz mich hinzugeben, kämpfen mußte, und daß ich denselben nur mit Hülfe großer Thätigkeit überwinden konnte. Ich hatte daher beschlossen, sogleich zur Armee zurückzukehren und noch emsiger wie bisher meine Pflicht zu erfüllen.

Das letzte Zeichen der Liebe, welches ich von meinem theuren Gatten erhielt, war folgende, unmittelbar vor der Schlacht bei Gravelotte geschriebene Korrespondenzkarte:

„In einer Stunde beginnt die große Schlacht. Will's Gott, so werden wir wieder vereinigt werden; sollte ich aber getödtet werden, geliebte Herzens-Agnes, dann bitte ich Dich, mir allen Kummer zu vergeben, den ich Dir gemacht habe, und zu glauben, daß ich Dich stets liebte und daß ich *diese einzige* Liebe mit in's Grab nehme.

Mein Bruder wird für Dich sorgen. Behalte mich in freundlichem Andenken.

Von ganzem Herzen

Dein Dich von Herzen liebender Mann

Felix.

(Küsse den kleinen Jimmy.)

Im Feld bei Metz, den 18. August 1870.

Liebe! Gott segne Dich; Dank für all' Deine Liebe und Alles, was Du für mich gethan hast."

VI.

Fürst Alfred, meines Mannes Bruder, war, wie ich früher erwähnte, Maltheser-Ritter. Die ihm besonders zugewiesene Pflicht war es, die barmherzigen Schwestern und freiwilligen Krankenpflegerinnen an die verschiedenen Plätze zu bringen, wo ihre Dienste nöthig waren. Als ich mich entschloß, in's Feld zurückzukehren, machte er sich von dieser Verbindlichkeit los, um in meiner Nähe zu sein und mich unter seinen Schutz nehmen zu können.

Ich ging zunächst nach Köln, wo ich mir die nöthigen Legitimationen und Billets für den freien Transport meiner Wagen, Pferde und Begleitung verschaffte. Als das besorgt war, verließ ich Anholt mit einem Wagen, zwei schönen Wagenpferden, meines Schwagers Lieblingsstute, Fräulein Runkel, Mr. Frank, des Fürsten englischem Kutscher, und meiner Ordonnanz August. Der Letztere war ein schon in Saarbrücken zu meiner Bedienung kommandirter Soldat, der den ganzen Feldzug über bei mir blieb. Er war ein Schneider aus Königsberg in Preußen,

und da er ziemlich schwächlich war, so konnte ihn die Armee entbehren.

Ich blieb zwei Tage in Köln, wo ich die Hospitäler besuchte, die unter der trefflichen Leitung des Geheimeraths Dr. Fischer standen, und bewunderte ebenfalls alle sanitären und anderen Einrichtungen, welche der Oberpräsident von Bernuth gemacht hatte, der Vorsitzender des Central-Komites in Köln war. Alles dort war vollkommen. Die ungeheuren Magazine waren wohlgefüllt und frische Vorräthe kamen beständig an, sie so zu erhalten. Die von verschiedenen Seiten gemachten Anforderungen wurden sorgfältig und reichlich befriedigt und mit besonders lobenswerther und heilbringender Schnelligkeit befördert. Herren, besonders dem Handelsstande angehörige Mitglieder des Vereins, begleiteten solche Sendungen: Leute mit Geschäftsroutine, welche es verstanden, die Sachen mit Ordnung und in angemessener Weise zu vertheilen, und worin ihnen die Malthesér und Johanniter weit nachstanden.

Diese Ritter hat man vielfach getadelt und lächerlich gemacht, und wenn es auch nicht geleugnet werden kann, daß sie manche schwache Seiten darboten und reichliches Material für Tadel und Spott lieferten, so ist es doch nur gerecht, zu erwähnen, was zu ihrer Vertheidigung gesagt werden kann.

Sie waren sämmtlich Edelleute und meistens wohlhabend, wenn nicht reich, Besitzer großer Güter, Fürsten, Grafen und Barone mit einem langen Stammbaum, die meistens auf ihren Schlössern lebten. Die Bewirthschaftung ihrer Güter und ihres Hauswesens meistens ihren Verwaltern überlassend, lebten sie ein bequemes Leben, waren stets gewöhnt, als Herren zu befehlen, — mit einem Wort: sie waren durch und durch Aristokraten. Es ist zwar wahr, daß Alle Soldaten gewesen waren, allein das war meistens lange her, und wenn sie aus ihrem Soldatenleben noch etwas beibehielten, so waren es nicht die Eigenschaften eines Gemeinen oder Unteroffiziers oder armen, sich plagenden Subalternoffiziers, der jeden Thaler sechsmal umwenden muß, ehe er ihn ausgibt.

Der Krieg von 1866 war so kurz, daß die Ritter, die ihn als solche mitmachten, nicht viel Erfahrung darin erwerben konnten. Nun verlangte man von ihnen, daß sie die traditionellen Pflichten ihres Ordens erfüllen sollten, von denen wohl nur Wenige unter ihnen einen bestimmten Begriff hatten. Von ihnen Dienste zu erwarten, wie sie vor Jahrhunderten von den Ordensbrüdern geleistet wurden, fiel Niemand ein. Wenn sie sich herbeiließen, eine Stelle anzunehmen, so konnte es nur eine sein, die sich mit ihrer gesellschaftlichen Stellung vertrug. Sie waren ja nun

große Herren und christliche Demuth nicht die hervorragendste ihrer Tugenden.

Viele sagen, daß es ein Fehler war, sie zu stellen, wie sie gestellt waren, und daß sie mehr Schaden als Nutzen stifteten; eine Ansicht, der vorzüglich die Aerzte beipflichteten, welche ihr Geschäft gründlich verstanden und genau wußten, was Verwundeten und Kranken nöthig war, worin sie genugsame Erfahrung in den Hospitälern gesammelt hatten, die sie jahraus jahrein besuchten, was natürlich bei den Rittern keineswegs der Fall war.

Unter diesen gab es Viele, denen es Ernst damit war, gute Dienste zu leisten, und Einzelne, die von ihren Stelzen herabstiegen und ihre Hände und Füße wie andere Leute gebrauchten, machten sich sogar sehr nützlich; aber bei den Meisten war der Wille mehr werth als ihre Leistungsfähigkeit, und je geschäftiger sie waren, desto mehr Schaden und Verwirrung richteten sie an.

Die meisten Magazine und Depots waren unter die Aufsicht eines dieser Ordensritter gestellt. Eine ungeheure Menge von allerlei Dingen wurde gesandt und es wurde erwartet, daß sie verständig vertheilt würden. Solche Magazine in Ordnung zu halten, Vorräthe zu empfangen und wegzusenden, erforderte eine gewisse Geschäftsroutine und Anstrengung, von denen die meisten dieser Edelleute auch keinen Begriff hatten, und irgend

ein Magazincommis eines Handelshauses würde sie in dieser Hinsicht übertroffen haben.

Viele begnügten sich damit, ihre Magazine stets gefüllt zu erhalten; sie wagten nichts herzugeben, ehe nicht frische Vorräthe angekommen waren, und kümmerten sich nicht darum, ob etwas dringend nöthig war oder nicht. Da sie daran gewöhnt waren, zu patronisiren, so wurden die Sachen nicht selten mehr nach Gunst als nach dem Maßstabe der Nothwendigkeit vertheilt, und Klagen über Parteilichkeit und unzweckmäßige Vertheilung hörte man so häufig, daß es Unzufriedenheit unter den verschiedenen Vereinen erregte, die es endlich zweckmäßiger fanden, praktische Leute mit ihren Sendungen abzuschicken, die selbst beurtheilen konnten, wo Hülfe nöthig war, anstatt ihre Sachen in die Depots der Johanniter zu liefern und diesen die Vertheilung zu überlassen.

Die Damen, die ich in den verschiedenen Hospitälern und Etablissements vorfand, die in Köln zur Unterstützung der Soldaten im Feld errichtet waren, wetteiferten erfolgreich mit den männlichen Mitgliedern des Vereins. Sie hielten überall treffliche Ordnung, und da sie gute Haushälterinnen waren, so wandten sie ihre häuslichen Regeln auf ihre Etablissements an. Alle, die ich dort beschäftigt sah, trugen denselben einfachen Anzug, was nur dazu beitrug, das unbehagliche Gefühl zu entfernen, welches

durch die Mischung von Personen entsteht, welche verschiedenen Klassen der Gesellschaft angehören.

Baron und Baronin von Oppenheim und andere zum Komite gehörende Damen gaben mir eine ungeheure Menge von Dingen, von denen ich wußte, daß sie vorzugsweise in den Hospitälern vor Metz nöthig waren, und ich verließ Köln mit drei Eisenbahnwaggons, einen beladen mit Wagen und Fourage, den zweiten mit den Pferden und Mr. Frank und August, und der dritte enthielt Fräulein Runkel und mich und die willkommenen Gaben von dem Centralkomite.

Ich hatte das Glück, nirgends lange aufgehalten zu werden, und nach acht Tagen kamen wir in Jouy an, während Andere zu einer solchen Reise ebensoviele Wochen brauchten, denn alle Stationen waren überfüllt und die Bahn durch Züge mit Verwundeten oder Provisionen für die Armee versperrt. Wer nie Geduld gekannt hatte, lernte sie, wenn er zu jener Zeit zur Armee reisen mußte.

Da ich zunächst Quartiere für Leute und Pferde haben mußte, wofür mein Schwager so gütig war, mir die Sorge zu überlassen, da ich sie mitgebracht hatte, so besuchte ich am Morgen nach meiner Ankunft den Geheimerath Sulzer, der an der Spitze des Quartiermeisteramtes stand. Er war ein außerordentlich fähiger

und praktischer Mann, dessen Dienste die Regierung auch sehr anerkannte. Er erfüllte meine Bitte mit großer Bereitwilligkeit. Ich wurde mit Fräulein Runkel, Mr. Frank, August und vier Pferden in das große Haus des Herrn Valette einquartiert. Fürst Alfred fand gleichfalls dort Zimmer, und mein Jimmy, den ich mitgebracht hatte, war auch bei mir. Der arme Hund hatte so sehr um mich und seinen Herrn getrauert, daß er ganz mager und beinahe blind geworden war. Als er mich jedoch wieder hatte, erholte er sich bald, und auch das Häutchen, welches seine Augen überzog, verschwand.

Ich stellte Dr. Busch vor, daß Arbeit mir durchaus nöthig sei, und fragte ihn, was er zu thun habe und was am dringendsten sei. „Wir haben hier fünf Hospitäler,“ sagte er, „die mit Schwerverwundeten überfüllt sind, und Alles fehlt.“

Die armen Verwundeten hatten keine ordentlich gekochte Nahrung, und es war daher meine erste Sorge, Küchen für sie einzurichten.

Es war schwierig, geeignete weibliche Kräfte zu finden, denn wenn es dort auch eine Menge freiwilliger Krankenpflegerinnen gab, so waren sie mit ihren Krinolinen, Federhüten und gezierten Manieren mehr freiwillige Uebelstände. Sie waren gewissermaßen weibliche Johanniter, denn was ich von diesen sagte, paßte noch besser auf die

meisten dieser weiblichen Schlachtenbummler, die nie vergaßen, daß sie freiwillig waren und alle Regeln der Ordnung und vor Allem Disziplin und Pünktlichkeit verachteten. Anstatt um sieben Uhr Morgens zu kommen, kamen sie um Zehn oder Elf, oder blieben weg, wie es ihnen gefiel, und ernsthafte Aerzte wünschten, daß sie ganz zu Hause geblieben sein möchten, während Andere ihnen die Cour machten und sie überall in Schutz nahmen.

Diese feinen Damen, unter denen sich viele Adelige befanden, waren ganz empört darüber, daß ich ihnen zumuthete, in der Küche zu helfen, zu kochen, oder andere Dienste zu verrichten, durch welche sie sich für herabgewürdigt hielten. Sie zankten sich fortwährend untereinander, und die Hospitäler, in welchen sie waren, stachen auffallend von dem einen ab, in welchem vier Schwestern aus Koblenz Krankenpflegerinnen waren.

Ich sagte Professor Busch, daß ich ordentliche barmherzige Schwestern haben müsse statt dieser freiwilligen Krankenpflegerinnen, und es wurde beschlossen, welche zu verschaffen. Ich wandte mich zu diesem Ende an einen Malteser, Graf Hompesch, der in Corny stationirt war und der meine Bitte gleich erfüllte. Schwestern vom Orden St. Vincenz de Paula kamen bald an, ersetzten die freiwilligen Uebelthäterinnen und Alles verbesserte sich

in wunderbarer Weise. Diese Schwestern kokettirten nicht und guckten sich nicht nach einem Manne um, denn sie waren mit der Welt fertig; sie schämten sich nicht, Handarbeit zu thun, und zankten sich nicht. Ruhig und gehorsam thaten sie, was von ihnen von ihren Oberen verlangt wurde, und selbst diejenigen Doktoren, welche geneigt gewesen waren, die Partei der freiwilligen Krankenpflegerinnen zu nehmen, mußten zugeben, daß sie selbst und die Verwundeten durch den Wechsel sehr gewonnen hatten.

Nun richtete ich in jedem Hospital eine besondere Küche und eine besondere Vorrathskammer ein, aus der die Bedürfnisse der Kranken sogleich befriedigt werden konnten, während früher die Pflegerinnen sich immer erst an einen Johanniter wenden mußten, was Aufenthalt und andere Unannehmlichkeiten mit sich brachte.

Nicht lange nach meiner Rückkehr nach Jouy und Ars sur Moselle kam Baron Eduard Oppenheim von Köln mit einem großen Omnibus voll Sachen an, die ich ihm als besonders nöthig bezeichnet hatte. Er zeigte sich sehr eifrig, besuchte alle Hospitäler, selbst das Typhushospital, und überzeugte sich selbst von den Mängeln und Bedürfnissen und der Art, in welcher die freiwilligen Gaben des Volkes gebraucht und vertheilt wurden. Der jüngste Bruder des Barons war Lieutenant im Stab des

Generals von Kummer, dessen Truppen Metz sehr nahe standen, und der Baron, der neugierig war, Alles zu sehen, ging mit seinem Bruder umher und setzte sich mehr aus, als klug war.

Die Sachen, die er mitbrachte, waren nicht aus den Vorräthen des kölner Komites genommen, sondern von ihm gekauft und aus seiner Tasche bezahlt worden. Da ihm meine Art der Vertheilung besser gefiel wie die der Johanniter, so vertraute er mir alle Sachen an, und sie waren die erste Grundlage zu dem Magazin, welches ich etablirte, denn das von Baron Oppenheim gegebene Beispiel fand Nachahmer. Deputirte von Elberfeld, Barmen, Hamburg, Bremen, Crefeld und anderen Orten kamen mit einem Ueberfluß von Vorräthen an. Sie brachten eine ungeheure Zahl Flaschen mit feinen Weinen, Fässer mit Spirituosen, Ballen Tabak, Cigarren, wollene Kleider und Wäsche jeder Art u. s. w.

Die Johanniter wurden eifersüchtig und verdrießlich, wenn diese Herren mit dem bestimmten Befehl ankamen, ihre Gaben nur in die Hände der Prinzessin Salm zu liefern und unter keinen Umständen in die der Johanniter, die sich durch die hochmüthige Art und Weise unpopulär gemacht hatten, in welcher sie nicht selten die braven Männer behandelten, die sich freiwillig erboten hatten, diese willkommenen Gaben zur Armee zu bringen, was

keineswegs eine leichte Aufgabe oder ein Vergnügen war.

Meine Vorrathshäuser waren daher stets mit guten Dingen vollgestopft, während die Depots der Johanniter erbärmlich leer blieben. Manche von ihnen machten es mir zum Vorwurf, daß ich diese Vorräthe annahm, anstatt sie in ihre Depots zu senden, die doch zu dem Zweck, sie aufzunehmen, eingerichtet wären; da jedoch die Abgesandten vieler Städte erklärten, daß sie lieber ihre Gaben wieder mit zurücknehmen wollten, wenn ich die Annahme verweigerte, so wäre es doch wirklich thöricht gewesen, es zu thun.

Manche der Johanniter ließen sich herab, mir von meinem Ueberfluß abzuborgen, da sie sich der Leerheit ihrer Magazine schämten, und ich lieh ihnen; allein nicht ein Einziger von ihnen beging die Gemeinheit, sich solcher Schulden zu erinnern.

Es war natürlich, wenn manchmal die Geber freiwilliger Gaben wünschten, daß sie hauptsächlich Soldaten aus ihrer Stadt oder ihrem Regierungsbezirk zu gut kommen möchten, und so kam es, daß Diejenigen, deren Heimat nahe dem Rhein lag, gut versehen waren, während die Soldaten von Pommern, Ost- und Westpreußen oder Schlesien wegen der großen Entfernung in dieser Hinsicht vernachlässigt waren. Ich sorgte daher dafür, diesen

Nachtheil auszugleichen, wenn ich irgend welche Güter zu meiner Verfügung ohne Beschränkung hatte. Wie gut meine Magazine gefüllt waren, kann man daraus abnehmen, daß ich zweimal eine ganze Brigade des zweiten Armeekorps — General von Fransecky's Pommern — mit Tabak, Cigarren und Branntwein versah.

Man muß sagen, die Deutschen sorgten für ihre Armee; da ihre Gaben jedoch freiwillige waren, so glaubten sie ein Recht zu haben, sich um die Art zu bekümmern, wie dieselben verwendet würden, was den Stolz der Johanniter verletzte, die sogar nicht immer das Verdienst Derer zugeben wollten, die gaben, besonders wenn diese Leute reich waren.

„Es ist ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, zu geben," sagten sie, „denn die Soldaten beschützen ihre Geldkasten." Waren diese reichen Leute vollends Juden, so holten sie sich noch weniger Dank, denn diese christlichen Edelleute hassen Juden, obgleich sie nicht zu stolz waren, von ihnen Geld zu borgen, oder ihren guten Bordeaux oder Champagner zu trinken.

Obgleich ich hin und wieder die Hospitäler besuchte und bei Operationen half, machte ich doch das Organisiren und Anschaffen von Provisionen zu meiner Hauptbeschäftigung. Der Erfolg, den ich darin hatte, blieb nicht unbemerkt, wodurch mein Einfluß und meine Fähig-

keit, Gutes zu thun, vermehrt wurden. Ich wurde sehr gut durch Fürst Alfred unterstützt, obgleich derselbe sich hauptsächlich mit der Pflege der Verwundeten und Kranken beschäftigte und sich dazu das gefährliche Typhushospital ausgesucht hatte. Ich darf auch nicht unterlassen, Fräulein Runkel zu erwähnen, die durchaus die Empfehlung der Fürstin Wied rechtfertigte. Sie unterstützte mich auf das Bereitwilligste und Geschickteste und war in den Hospitälern sehr nützlich, wo sie zusammen mit den guten Nonnen arbeitete, obgleich das eigentlich gegen die Regel war. Ihre Gutmüthigkeit und ihre gute Laune machten sie jedoch überall beliebt.

Dr. Busch klagte, daß die Verwundeten in den Hospitälern keine Bettstellen hätten, sondern auf dem Boden auf Matratzen lägen, was es für die Aerzte außerordentlich ermüdend und schwierig machte, die Wunden zu verbinden und auch die Schmerzen der Verwundeten vermehrte. Da er nur Generalarzt des achten Armeekorps war, so war er nicht die höchste medizinische Autorität, sondern über ihm stand der Generalarzt der ganzen ersten Armee; es lag daher nicht in seiner Macht, Alles zu thun, was er wollte. Ich sah mich daher veranlaßt, einzuschreiten und meinen Einfluß bei dem alten General von Steinmetz zu versuchen. Ich machte ihm einen Besuch, lenkte seine Aufmerksamkeit auf die große Unbequem-

lichkeit und schlug Mittel zur Abänderung vor. Ich rieth ihm, mich mit gehöriger Autorität nach Nancy zu senden, wo ich bald Bettstellen schaffen würde, oder zu befehlen, daß jedes Haus in Ars eine liefern solle, oder endlich, daß Bretter angeschafft und Bettstellen gemacht würden. Der General war ziemlich ungehalten, und nachdem er seine Unzufriedenheit mit dieser Nachlässigkeit ausgesprochen hatte, befahl er sogleich Maßregeln, wodurch die Sache geändert wurde.

Ich hatte keine Ursache, mich darüber zu beklagen, daß meine Dienste nicht anerkannt worden wären; im Gegentheil, ich konnte mich über die Art, wie es geschah, nur freuen. General von Fransecky gab mir ein Diner, welches ich nicht ablehnen konnte, obwohl ich in tiefer Trauer war und keineswegs in der Stimmung, einem Feste beizuwohnen. Ungewöhnliche Zustände entschuldigen indessen Ausnahmen und machen sie oft nothwendig. Ich mußte auch eine andere Einladung zu einem Diner annehmen, welches im Hauptquartier der ersten Armee gegeben wurde und dem ich gleichfalls in Begleitung meines Schwagers beiwohnte.

Meine Wirksamkeit erstreckte sich nicht allein auf Jouy und Ars; ich ging auch hin und wieder nach Sainte Marie aux Chênes und andere Orte um Metz, um in

den verschiedenen Hospitälern, wo es nöthig war, Lebensmittel auszutheilen.

Gefechte fanden unterdessen beständig um Metz herum statt und wir waren in Ars keineswegs sicher, welches dazu dem Fort St. Quentin viel zu nahe war. Eines der Hospitäler war gerade in der Schußlinie; da es aber ziemlich tief lag, so gingen alle Kugeln darüber hinweg. Die Verwundeten in ihren Betten, welche durch die Krankheit schwach und ängstlich gemacht waren, wurden durch den Lärm der Bomben dermaßen erschreckt und aufgeregt, daß es hin und wieder den Tod zur Folge hatte. Verschiedene Bomben trafen Gebäude, die zur Eisenbahn gehörten, und eine nahm sogar den Schornstein einer Lokomotive weg.

Als ich einst im Garten des Hauses war, in welchem ich meine Vorräthe hatte, und ein Adjutant des Generals von Fransecky bei mir war, der Lebensmittel holte, schlug eine Bombe einige Schritte von uns ein, allein glücklicherweise in einen Graben oder Wasserpfuhl. Mein Schneidersoldat August tauchte sogleich in das Haus hinein und schämte sich sehr, als wir ihn aus seinem Versteck hervorholten. Als jedoch kurz darauf abermals eine Bombe in der Nähe einschlug, hielten es Alle für klug, zu „skedaddeln“, bis der Schauer vorüber war.

Endlich wurde Metz übergeben, und trotz des schlechten

Wetters und obgleich wir Alle bis auf die Haut durchnäßt wurden, sahen wir doch die Franzosen ausmarschiren. Es war ein glorreicher, aber doch trauriger Anblick. Ich will ihn nicht beschreiben, da es so oft geschehen ist, sondern nur erwähnen, wie es in der Armee allgemein geglaubt wurde, daß Bazaine nicht nöthig gehabt hätte, sich zu ergeben, daß er Metz verkaufte und gegen sein Vaterland als Verräther handelte.

Da mich die Prinzessin Croy ersucht hatte, Erkundigungen über drei ihr verwandte Offiziere einzuziehen, die in Metz gewesen waren, und nachdem ich General von Fransecky davon unterrichtet hatte, fuhr ich am 30. Oktober mit Dr. Busch und Dr. von Kühlewetter in die Stadt. Nach großer Mühe fand ich einen dieser Offiziere, einen Grafen Man, der mir sagte, daß die beiden Anderen gesund und wohl wären. Er gab mir Telegramme an seine Frau und Familie, die ich per Post an Prinzessin Croy sandte.

Als ich auf meinem Retourwege nach Jouy durch das Thor von Metz fuhr, sah ich einen ganzen Haufen Chassepots liegen, welche die französischen Soldaten weggeworfen hatten, und zwei Preußen als Wache dabei. Ich hielt daher und bat die Wachen, die mich kannten, in meinem schlechten Deutsch, mir den Rücken zu kehren, da ich ein Chassepot stehlen wolle. Die Art, in der ich mich aus-

drückte, muß sehr drollig gewesen sein, denn sie lachten wie närrisch, drehten sich aber um, während Frank, der Kutscher, zwei Chassepots nahm und in den Wagen legte.

Als wir am folgenden Abend bei Tische saßen, trat eine vollständig bewaffnete Ordonnanz mit einem Gewehr in's Zimmer und blieb vor mir stehen. Ich war ganz bestürzt, denn ich glaubte, mein Diebstahl sei entdeckt und der Mann komme, mich zu arretiren. Aber so schlimm war es nicht; General Fransecky, der sich erinnerte, daß ich ein Chassepot gewünscht hatte und der nicht wußte, daß ich mir schon selbst dazu geholfen hatte, sandte mir mit seiner Empfehlung den gewünschten Gegenstand, den ich dem Fürsten Alfred schenkte.

Die Uebergabe von Metz machte natürlich eine große Veränderung in unseren Arrangements. Die Hospitäler wurden so schnell als möglich geleert und ich vertheilte unter die nach Hause gehenden Leute Kleidungsstücke. Als die armen guten Leute mir Adieu sagten, hatten sie Thränen in den Augen und dankten mir für das, was ich an ihnen gethan hatte, in einfachen, herzlichen Worten.

Während ich in Jouy war, erhielt ich Beileidschreiben von Ihrer Majestät der Königin, der Großherzogin von Baden, Prinzessin Wilhelm von Baden und vielen anderen Personen. Ich beantwortete das der Königin natürlich

sogleich, allein die meisten anderen konnte ich aus Mangel an Zeit und aus anderen Ursachen nicht beantworten.

Am 1. November fuhr ich mit meinem Schwager nach Metz, um Graf May, den Verwandten der Prinzessin Croy, zu sehen, allein ich fand, daß er die Festung bereits mit seinem General verlassen hatte. Als ich in dem Hotel in Metz frühstückte, hatte ich ein kleines Abenteuer, welches ich erwähne, weil es der einzige Fall ist, in welchem ich während des ganzen Krieges durch Unart belästigt wurde. Obwohl ich in den Lagern und Hospitälern fortwährend mit Soldaten und allerlei Leuten zu verkehren hatte, so hatte ich doch niemals Ursache, mich zu beklagen, denn ich wurde überall mit Achtung behandelt.

Fürst Alfred und ich frühstückten in einem Zimmer, welches von dem Speisesaal durch eine Glasthür getrennt war, in welchem sich viele Offiziere befanden, die mich kannten, und unter ihnen ein General. Als der Fürst einige Minuten hinausging und ich allein im Zimmer zurückblieb, kam ein Doktor des achten Armeekorps an die Glasthür und machte mir allerlei Zeichen und Mienen. Ich sah weg und gab mir Mühe, es nicht zu bemerken, allein der Doktor schien etwas angetrunken, trat in das Zimmer und redete mich an. Ich antwortete ihm ungeduldig und gab ihm zu verstehen, daß ich nicht, wie er

annahm, eine Französin sei. Während dieses Gesprächs kam der Fürst zurück und der lästige Doktor ging wieder in den Speisesaal; aber der Fürst hatte bemerkt, daß mich etwas verdrossen hatte, und ich erzählte ihm den Vorfall. Er wurde sehr ärgerlich, folgte sogleich dem Doktor und fragte ihn vor allen Offizieren, ob er wisse, wer die Dame sei, die er in solcher Weise angeredet habe; und als der Doktor unverschämt genug war, zu erwiedern, daß er sich den Teufel darum scheere, gab ihm der Fürst eine derbe Ohrfeige, und als der General und die anderen Offiziere hörten, um was es sich handle, sagten Alle, daß er die Züchtigung reichlich verdient habe. Der Vorfall hatte keine Folgen, denn der Doktor hatte seine Ohrfeige einzustecken und noch um Verzeihung zu bitten.

VII.

Am 3. November erhielten wir Marschordre, das heißt Befehl, uns fertig zu halten. Am 4. sah ich das achte Armeekorps durch Metz passiren und sprach viele meiner koblenzer Freunde, namentlich General von S., der mir sagte, daß Graf Waldersee vor Paris gefallen sei, wenige Tage nach seiner Rückkehr zum Regiment.

Einen oder zwei Tage vor unserem Abmarsch kam ein Herr von Crefeld mit Vorräthen, die er mir übergab, und ich beschloß, dieselben mitzunehmen, um für Nothfälle versehen zu sein. Geheimerath Sulzer bewilligte mir neun Wagen und achtzehn Pferde, und als wir Jouy am 7. verließen, bildeten wir eine ganz respektable Karawane. Wir blieben die erste Nacht in Jarny und die folgende in Etain. Das Wetter war wieder schön geworden, und nach dem geschäftigen, aber doch einförmigen Leben vor Metz war der Wechsel der Szenen für uns Alle angenehm und auffrischend.

Als wir am Morgen Etain verließen, fanden wir die

Straße mit Truppen und Wagen überfüllt, so daß wir nur sehr langsam vorwärts kommen konnten. Fürst Alfred, der zu Pferde war, schlug einen Seitenweg vor, auf dem wir uns verirrten, so daß wir erst bei Dunkelwerden in's Hauptquartier kamen, wo wir schon um zwei Uhr hätten eintreffen sollen. Dort erhielten wir die ziemlich betrübende Nachricht, daß unsere ganze Gesellschaft in einem andern Dorf, Brabant, einquartiert wäre, welches wir erst um acht Uhr erreichten. In dem ganzen Dorf war nur ein einziges respektables Haus, das Schloß, welches uns zum Quartier angewiesen war, welches wir aber von General von Kummer mit seinem Stab besetzt fanden, da man wegen unseres Ausbleibens geglaubt hatte, daß wir beim Hauptquartier geblieben seien.

Da wir nicht wohl auf unserem Recht bestehen und den General depossediren konnten, so sahen wir uns nach einem andern Nachtquartier um. Als wir schon daran verzweifelten, eines zu finden, und dachten, die Nacht im Wagen zuzubringen, entdeckten wir endlich die Wohnung eines Schäfers, der mit seiner Frau in zwei schrecklich schmutzigen Zimmern ebener Erde wohnte, mit denen wir zufrieden sein mußten, aber unsere Pferde beneideten, welche vortreffliche Stallung in dem Raum fanden, in welchem einst Schafe gewesen waren, die durch den natürlichen Prozeß der Verspeisung längst in Fleisch und Blut von

zweibeinigen Löwen verwandelt waren, die man dort gewöhnlich „les sacrés Prussiens“ nannte.

Das Frontzimmer, in welchem ein kleiner Kochofen stand, sah so schauderhaft und unwohnlich aus, daß wir uns Alle in dem Hinterzimmer zusammendrängten, welches mit einem ungeheuren Himmelbett in einer Ecke verziert war.

Der Schäfer und seine Frau waren ganz aus dem Häuschen, allein ich gewann schnell die Gunst der Letztern, die im letzten Stadium der Schwangerschaft war, durch das Geschenk einiger Flaschen Wein, eines Schinkens und anderer Eßwaaren, und als ich wünschte, daß der Kochofen im andern Zimmer sein möchte, hob sie ihn, glühend heiß wie er war, auf und trug ihn hinein.

Nachdem Fräulein Runkel und ich unsern Zufluchtsort oberflächlich gereinigt hatten, machte sie einen guten Kaffee, während ich gebratenen Speck mit Eiern bereitete und der Fürst einen heißen Whisky=Punsch braute. Amüsirt über unsere seltsame Lage setzten wir uns irgendwie um den Tisch und aßen und tranken mit dem allerbesten Appetit.

Nun kam die wichtige Frage an die Reihe, wie wir die Nacht zubringen sollten, und es wurde beschlossen, daß wir sämmtlich in dem warmen Zimmer bleiben sollten, die Herren auf einer Streu an der Erde, und Fräulein Runkel, ich und Jimmy in dem Himmelbett.

A la guerre comme à la guerre! Die Streu war bald gemacht; die drei Herren, nämlich Fürst Alfred, Professor Busch und Dr. von Kühlewetter, legten sich darauf nieder, während Fräulein Runkel und ich das Himmelbett erkletterten.

In einem anstoßenden Raume hatte der Schäfer eine Ziege mit ihrem Lamm untergebracht, welche über ihren Quartierwechsel sehr betrübt schienen, denn das Zickelchen blöckte die ganze Nacht ganz jammervoll, während seine Mutter ihm hin und wieder Trost zumeckerte, was Jimmy gründlich mißfiel, der beständig brummte und knurrte.

Solche Kleinigkeiten genirten uns nicht. Die drei Herren gaben bereits unverkennbare Zeichen des Schlafes, als die Schäferin in's Zimmer stürzte — Dr. Busch fuhr entsetzt in die Höhe, denn er dachte, sie brauche selbst seine ärztliche Hülfe — um eine große Nachlässigkeit gut zu machen, das heißt, mir und Fräulein Runkel zwei ihrer Nachtmützen zu bringen, denn ohne Nachtkappe zu Bette zu gehen, scheint einer Französin eine ungeheuerliche Idee. Das arme Geschöpf wurde beinahe zur Salzsäule über das laute Gelächter, welches ihre freundliche Aufmerksamkeit hervorrief.

Als die Wirkung dieses Intermezzos erstarb, rüstete sich Alles wieder zum Schlaf. Fürst Alfred stimmte eine Hymne zu Ehren des Morpheus an im schönsten Bariton,

und Dr. von Kühlewetter schnarchte zu seiner Begleitung in einem sentimentalen, jugendlichen Diskant, während Professor Busch in gleichmäßigen, tiefen Baßkadenzen schnarchte, die von einem ruhigen, gleichmüthigen Geist zeugten und die mit der Würde seiner Stellung harmonirten. Es war ein wunderbares Snoratorium, welches noch durch das Blöcken des Lammes, das Meckern der Ziege und das Knurren Jimmy's kunstvoll unterstützt wurde.

Fräulein Runkel und ich versuchten, dem Beispiel der drei Herren zu folgen, und wir glaubten bereits, daß es uns gelingen würde, als ein überraschtes O! von Fräulein Runkel mich davon überzeugte, daß sie noch wachte. Ich brauchte nicht nach der Ursache ihres Ausrufs zu fragen, denn ich fühlte sie in demselben Augenblick, und außerdem offenbarten Jimmy's ungeduldige Bewegungen, welche das ganze Himmelbett erschütterten, die allarmirende Gewißheit, daß wir uns im Lager einer blutdürstigen Armee befanden. Ob die französischen Flöhe eine Ahnung davon hatten, daß wir Preußen waren, weiß ich nicht, allein die rasendsten Franktireurs hätten uns nicht grausamer behandeln können.

Nun, selbst eine Nacht wie diese hat ein Ende, und daran denkend, was die armen Verwundeten für ihr Vaterland zu leiden hatten, ergaben wir uns geduldig

in unser Schicksal, waren aber doch froh, als der Morgen anbrach. Es war indessen ein sehr schlechter Morgen, denn es regnete in Strömen.

Die nächste Nacht brachten wir in Varennes zu und die darauf folgende in Vienne le Chateau, wo wir bei Zeiten im Hause eines Pfarrers eintrafen, der uns gute Zimmer und ein gutes Mittagessen gab. Wir hatten einen Braten; das Fleisch schmeckte ungefähr wie Hühnerfleisch und wir vermutheten, daß es ein französisches Kaninchen sei, waren aber einigermaßen erstaunt, zu vernehmen, daß es eine französische Katze war! Es war die erste, die ich meines Wissens jemals aß, und ich hoffe, daß es die letzte war, indessen war sie gar nicht so übel. Ein solcher Streich von einem Pfarrer schmerzte mich indessen.

Nachdem wir durch Suippe passirt waren, wo wir in einer schönen Villa gute Quartiere hatten und sehr höflich behandelt worden waren, kamen wir am 12. November in Rheims an. Wir blieben bis zum 17. in dieser alten Stadt und hatten Zeit genug, die schöne Kathedrale und den Triumphbogen zu bewundern, wie auch die Erfahrung zu machen, daß wir zu Hause weit bessern Champagner haben als den, welchen man uns sehr theuer in der Heimat dieses Weines verkaufte.

Am 17. November kamen wir in Ville aux Bois Jouchery an, wo wir in einem stattlichen Schloß ein=

quartiert wurden, welches in einem geschmackvoll angelegten und wohlgepflegten Park lag und „Monsieur le Baron de Sachs" gehörte. Ein prachtvoll ausstaffirter Bediente riß die Thür des Salons weit auf und kündigte mit großer Emphase Madame la Princesse! an. Als wir eintraten, sahen wir eine sehr fette, alte Dame, „Madame la Baronne de Sachs", aufgetakelt wie eine englische Fregatte am Geburtstage der Königin, jeden ihrer fetten Finger bis zum dritten Glied hinauf mit funkelnden Ringen bedeckt, die ein ziemlich verblüfftes Gesicht machte, als sie zwei unbedeutende Personen in schwarzwollenen Kleidern ohne Falbeln, eine weiße Binde mit rothem Kreuz am Arm, hereintreten sah, und welche sie wahrscheinlich für zwei Kammerfrauen hielt, die sie auf die Ankunft Ihrer Hoheit vorbereiten sollten.

Ich bin versichert, das Vergnügen dieser pompösen Leute wurde durch unsere Einfachheit sehr verdorben, und als sie meinen Schwager Alfred in seinem Jagdrock sahen, wurden ihre Ansichten über deutsche Prinzen gewiß nicht verbessert. Wir hatten ein vortreffliches Frühstück; da ich aber von dem französischen Benehmen und Reden dieser deutschen Renegaten förmlich angeekelt war, so machte es mir Vergnügen, sie dadurch anzuführen, daß ich unter dem Vorwande von Unwohlsein in meinem Bette blieb.

Am 18. November blieben wir in Braison und kamen

am 19. nach Soissons, bereits um zwölf Uhr, und wurden im Hause eines wirklichen französischen Barons, de Sahume, einquartiert. Die feinen Manieren der Baronin und der Styl ihrer Gastlichkeit bildeten einen merkwürdigen Kontrast gegen die der Baronne de Sachs.

Soissons trug noch viele Spuren der kürzlichen Belagerung. Eine der Vorstädte lag gänzlich in Trümmern; die Franzosen hatten sie selbst zerstört.

Sonntag den 20. kamen wir in Attichy an. Wir wurden in einem Hause einquartiert, welches einem Handwerker gehörte, der sich, nachdem er etwas Geld gemacht, als „Particulier" zurückgezogen hatte. In dieser Hinsicht sind die Franzosen ein sehr vernünftiges Volk: sie leben nicht, um zu arbeiten, sondern arbeiten, um zu leben. Ihr größter Ehrgeiz und Wunsch ist es, genug zu verdienen, um unabhängig, und ohne zum Arbeiten gezwungen zu sein, leben zu können. So lange sie ein Geschäft haben, sind sie sehr fleißig; sie arbeiten Tag und Nacht, bis sie genug Geld verdient haben, sich zurückzuziehen und „Particulier" werden zu können. Da die Bedürfnisse und Gewohnheiten der mittleren und unteren Klassen in Frankreich sehr einfach und ökonomisch sind, so ist es für tüchtige Leute nicht schwer, einige tausend Franken zu erwerben, was zu einem so einfachen und frugalen Leben hinreicht, wie es sie zufrieden und glücklich macht.

Unser Wirth war von der Ehre, eine Prinzessin als Gast in seinem Hause zu haben, so überwältigt, daß er zitterte und weinte, wenn ich ihn ansah oder ihn ansprach. Wir hatten gute, bequeme Zimmer, und der Besitzer und seine Frau bedienten uns selbst, da sie keine Dienstboten hielten.

Um sechs Uhr dinirten wir; wir waren Fünf bei Tisch: der „Particulier“, die „Particulière“, ihr alter Vater, Fräulein Runkel und ich. Die Particulière schnitt das Brod und gab es uns, im ganzen Gesicht lächelnd, mit ihrer Hand. Unser einfaches Mahl wurde durch ein einsames Talglicht erleuchtet, welches jede paar Minuten mit denselben Fingern geputzt wurde, welche uns das Brod reichten. Mir gefiel dieß Mittagessen jedoch besser als viele sehr gute, die ich in französischen Schlössern gehabt habe, deren Besitzer gemein genug waren, deutsche Sympathieen zu heucheln, während dieser arme, ehrliche Mann und Patriot offen sagte, daß er lieber sterben wollte, als einen Quadratfuß französischen Landes in preußischen Händen sehen.

Durch prachtvolle Wälder bei schönstem Wetter kamen wir am folgenden Morgen nach Compiegne, wo wir in der Villa eines Herrn Louvage herrlich einquartiert waren, der glücklicherweise nicht dort, sondern in Paris war und zu jener Zeit wahrscheinlich Pferdekoteletten und gebratene

Ratten aß, während wir an seinem trefflich versehenen Tisch saßen und im besten französischen Champagner preußische Gesundheiten tranken.

Wir blieben vier Tage in Compiegne und besuchten natürlich den Palast und die einst prachtvollen, aber nun etwas verdorbenen Zimmer der Kaiserin Eugenie, wo wir über die luxuriösen und suggestiven Einrichtungen ihres Schlaf- und Badezimmers einigermaßen erstaunt waren. In dem letztern, welches an ihr Toilettenzimmer stieß, waren Spiegel in solcher Weise angebracht, daß sie sich in denselben in sechzehn verschiedenen Stellungen betrachten konnte. Im Schlafzimmer nahmen Spiegel auch Hauptstellen ein; sie waren eigentlich überall, und sogar die innere Seite des Betthimmels war ein Spiegel.

Am 25. verließen wir Compiegne mit dem Stabe des Generals von Göben und holten auf dem Wege General von Manteuffel mit seinem Stabe ein, mit denen wir in Montdidier einrückten. Wir hatten sehr schöne Zimmer im Hause eines Herrn, der sehr gerührt war, als er uns aus dem Fenster die Stelle zeigte, wo fünf „schreckliche“ preußische Geschütze gestanden, welche fünf „schreckliche“ Schüsse abgefeuert und einen „schrecklichen“ Anblick gewährt hatten, und in Folge welchen schrecklichen Ereignisses der Platz übergeben worden war.

Sonnabend den 26. blieben wir in Plessier-Rozain-

villers und marschirten Sonntag den 27. nach Moreuil zu. Das Wetter war neblig und der Nebel wurde bald so dicht, daß wir nur wenige Schritte um uns sehen konnten. Als wir an den Platz kamen, wo eine Straße nach dem Ort zwischen Amiens und Moreuil abbog, wo wir einquartiert werden sollten, hörten wir plötzlich in unserer Nähe Kleingewehrfeuer. Adjutanten sprengten wie wahnsinnig umher und ihre Pferde sahen im Nebel so groß wie Dromedare aus. Die ganze Kolonne machte Halt. Alle Wagen und Fuhrwerke wurden nach hinten beordert. Ich wollte meinen Wagen nicht hergeben und setzte meinen Willen wie gewöhnlich durch, da die Adjutanten keine Zeit hatten, mich zu überreden.

Die Franzosen hatten den Nebel benützt und uns angegriffen. Endlich war mein Wunsch erfüllt; ich war in einer Schlacht; aber ach, ich sah nichts davon, ich hörte nur den Schlachtenlärm und das seltsame Geräusch der Granaten und den malitiösen, kurzen Pfiff der Chassepotkugeln. Unser Freund vom Stab, Major von Strantz, kam in heißer Eile und schrie: „Prinzessin, um Gottes willen, fort, fort, oder Sie sind verloren!“ Ich konnte das nicht einsehen und blieb, allein wir erhielten Befehl, uns in der Nähe hinter einem Gebüsch in einer Vertiefung aufzustellen, wo wir verhältnißmäßig sicher waren, aber noch weniger als nichts sahen.

Meines Schwagers Blut war indessen erregt. Er wollte die Schlacht sehen und galoppirte nach der Front zu ab, gelockt durch das Knattern des Gewehrfeuers. Würde er erschossen oder verwundet, so wußte ich, daß man mir zu Hause das Unglück aufbürden würde, und da seine Neugierde in diesem Nebel thöricht war, so sandte ich ihm eine Ordonnanz nach, ihn zu bitten, umzukehren; allein er war ganz entrüstet, daß man es ihm verwehren wollte, nach sich scheibenschießen zu lassen, und ritt weiter.

Unterdessen war der arme Jimmy ein Bild der Verzweiflung. Daß er nicht vor Angst starb, war ein Wunder; er zog den Schwanz so dicht an wie er konnte und flüchtete sich zwischen meine Füße.

Meine Taube fing an in ihrem Korb zu flattern und ich nahm sie heraus und setzte sie auf meinen Finger; als sie aber all' den seltsamen Lärm hörte, schlug sie mit den Flügeln und sah geängstigt aus, so daß ich sie lieber wieder in ihren Reisebehälter steckte.

Ich habe noch nicht von meiner Taube gesprochen, die ein neuer Liebling von mir war, obwohl Manche sie wegen ihrer harpyischen Gewohnheiten ein neues Unglück nannten. Ich bekam sie auf erzählenswerthe Weise. Ein Offizier aus Dresden, Lieutenant von Lavière, war gefährlich verwundet und ihm unter meiner Beihülfe der

Arm abgenommen worden. Fräulein Runkel und ich pflegten den armen Jungen; sie schrieb für ihn Briefe nach Hause u. s. w. Er war von unserer Art, ihn zu behandeln, sehr ergriffen, und drückte gegen Fräulein Runkel den Wunsch aus, mir auf irgend welche Art seine Dankbarkeit beweisen zu wollen.

Sein Wirth hatte ihm eine junge Taube verehrt, und da er weiter nichts hatte, so schickte er sie mir zum Frühstück. Wäre sie todt gewesen, so würde ich dieß Liebesopfer in göttergleicher Weise genossen haben; aber sie war lebendig und ich hätte sie nicht schlachten lassen können, obwohl ich in jener Zeit vielleicht im Stande gewesen wäre, auf einen Franzosen zu schießen. Ich beschloß daher, die Taube zu behalten, und Professor Busch lehrte mich, sie mit aufgequellten Erbsen zu füttern, die ich in den Mund nahm. Alfred, der in Bezug auf die Taube ein unbehagliches Vorgefühl hatte, bat den Professor, das kleine Ungeheuer zum Platzen zu füttern; aber der Professor that es nicht, ich auch nicht, und endlich fütterte sie der gutmüthige Fürst selbst aus seinem Munde. Es war ein intelligentes Thierchen. Jeden Morgen flog es auf mein Bett, und wenn ich noch schlief, pickte es leise an meine Augenlider oder sonst wo im Gesicht, mich zu erwecken.

Doch zur Schlacht zurückzukehren! Professor Busch,

die übrigen Aerzte und ich gaben uns alle Mühe, Erlaubniß zu erhalten, nach dem Verbandplatz zu gehen; man sagte uns jedoch, daß das nicht möglich sei, da wir ein Kreuzfeuer zu passiren haben würden. Ueberdieß befahl man uns, uns ganz stille zu verhalten und sogleich und genau die Weisungen zu befolgen, wenn man uns einige Schritte rechts oder links, vorwärts oder rückwärts gehen hieß.

Als wir vor dem Gebüsch in der Vertiefung standen, sahen wir in einiger Entfernung vor uns General von Manteuffel mit seinem Stab auf einer Erhöhung. Als der General sich umwandte und durch den Nebel nach uns hinsah, erheiterte sich sein Gesicht und er sagte zu seinen Offizieren: „Ja, meine Herren, ich bin sehr zufrieden, daß meine Reserveartillerie gekommen ist; dort steht schon ein Geschütz, ich kann selbst den Protzkasten erkennen.“

Nun, der weise Ritter von La Mancha beging schlimmere Irrthümer als der General, welcher einfach in diesem Nebel meinen Wagen für ein Geschütz und unsere dahinter haltenden berittenen Diener für die Bedienung hielt; daß er aber Fräulein Runkel, die auf dem Sitz im Wagen geblieben war, für einen Protzkasten erkennen konnte, war unverzeihlich, und meine Freundin hat davon noch bis zum heutigen Tag zu leiden.

Die Schlacht dauerte von elf Uhr bis sechs Uhr und Alle hatten einen Wolfshunger, denn seit dem Kaffee um sechs Uhr Morgens hatten wir nichts genossen. Da unser Marsch so kurz war, so hatten wir auch nichts in unsern Wagen genommen. Durch besondere Gunst erhielten wir endlich etwas schwarzes Brod und ein Stückchen rohen Speck, welches ich mit ungeheurem Behagen verzehrte.

Endlich war das Gefecht zu Ende; ich glaube, wir waren genöthigt gewesen, eine retrograde Bewegung zu machen, aber ich hatte mein Quartier in Moreuil in dem Laden eines Mützenmachers, der „Zum guten Teufel" genannt wurde.

Nach einer Schlacht hatten wir natürlich stets viel zu thun. Nächsten Morgen acht Uhr ging ich in das im Schulhause eingerichtete Hospital, wo ich einige alte Nonnen fand, die mir im Verbinden von einem Offizier und zehn Soldaten beistanden, worauf ich mit Fürst Alfred, Professor Busch und Dr. von Kühlewetter nach Saiens in ein anderes Hospital fuhr, wo wir eine Menge Verwundete aus der Schlacht fanden, die seit gestern Morgen keinen Bissen genossen hatten. Ich ging daher zu General von Kummer, der mir sogleich eine Anweisung auf Fleisch, Fleischextrakt und andere nöthige Dinge gab; allein um die Bedürfnisse des Augenblicks zu befriedigen, beraubte ich mit Erlaubniß des gutherzigen Generals seine

eigene Küche. Er sagte, sein Stab könne sich einmal einen Tag mit halben Rationen begnügen, und ich antwortete, daß es ihm und seinen Offizieren recht geschehe und ich mich freue, sie dafür büßen zu lassen, daß sie mich vor zwei Tagen um mein Quartier gebracht und den Angriffen eines ganzen Armeekorps wüthender kleiner französischer brauner Husaren ausgesetzt hätten.

Nachdem ich am 29. November die Verwundeten in Moreuil besorgt hatte, ging ich nach Amiens, dessen Citadelle noch nicht in unseren Händen war; sie ergab sich indessen am folgenden Tage, nachdem ihr tapferer Kommandant den gesuchten Tod gefunden hatte, indem er sich oben auf den Wall stellte und so eine bequeme Zielscheibe für unsere Scharfschützen abgab.

Ich wurde im Hause eines berühmten Advokaten einquartiert, wo wir sehr gute Zimmer hatten und vortrefflich versorgt wurden.

Am 1. Dezember fuhren Dr. Busch und ich nach Boves, wo wir nur zwölf von unseren Verwundeten, aber zweihundert französische fanden, die von französischen Aerzten versorgt wurden, welche sehr freundlich und artig gegen uns waren. Wir frühstückten im Schloß Boves, welches einer Baronin von Vaubert gehörte, die sehr viel für die Verwundeten that.

In Boves besuchten wir den englischen Obersten Cox

und seine Frau, die dort ein Depot der internationalen Gesellschaft für die Hülfe der Verwundeten hatten. Obwohl es hieß, daß die Sympathie dieser Engländer mehr bei den Franzosen als bei uns sei, kann ich doch nicht darüber klagen, daß sie irgend welche Parteilichkeit gezeigt hätten, sondern kann nur ihre Bereitwilligkeit, uns zu unterstützen, anerkennen, was sie nicht knauserig, sondern in der freigebigsten Weise thaten. Ich erhielt von ihnen unter anderen Dingen verschiedene schöne chirurgische Instrumente und einen wunderschönen Amputationskasten, welchen ich Dr. Kühlewetter, dem geschickten Assistenten des Professors Busch, gab.

Oberst Cox war ein langer, dünner, ganz besonders englisch aussehender Engländer, und Mrs. Cox eine sehr thätige, gute Engländerin. Ich werde sie noch bei einer andern Gelegenheit zu erwähnen haben, wo sie uns in großer Noth die wichtigsten Dienste leisteten. Jetzt gaben sie uns einen ganzen Wagen voll trefflicher Dinge, wobei selbst Delikatessen waren und eine gute Menge sehr werthvoller, kondensirter Milch, was ich Alles in's Hospital nach Saiens schickte, wo noch immer hundertundachtzig Schwerverwundete waren.

General von Manteuffel besuchte alle Hospitäler und redete freundlich mit den Verwundeten, wobei er sich davon überzeugte, ob sie gut verpflegt wurden. Vierhundert

Verwundete waren im Museum in Amiens untergebracht, einem sehr schönen Gebäude, welches Napoleon III. gebaut hat und welches sehr werthvolle Gemälde und Statuen enthält, von denen viele Geschenke des Kaisers und der Kaiserin waren. Die Bibliothek war auch als ein Hospital eingerichtet worden. Mit diesen Verwundeten in Amiens, Moreuil und Saiens hatten wir stets Ueberfluß an Arbeit.

Am 7. Dezember brachen wir Alle nach Rouen auf und kamen während eines Schneesturms nach Granvillers, so daß uns gute Quartiere in einem Hotel sehr angenehm waren, denn wir brauchten Erholung. Wir trafen hier einen Geistlichen, den Herrn Divisionsprediger Clausius aus Koblenz, der ein trefflicher Gesellschafter und kein Verächter guten Champagners war, was sich um so eher mit seinem Rock vertrug, als er ihn nicht gern allein trank.

Am nächsten Tage kamen wir nach La Feuille, wo wir in dem Schlosse einquartiert wurden, welches dem Baron Gaston de Joybert gehörte und einen traurigen Anblick bot, indem es wie eine gerupfte Henne aussah. Alle Schlösser waren aufgebrochen, und über den Boden lagen zerstreut eine große Menge von Dingen, wie Kleider, Hüte, Shawls, Pantoffeln, Kinderspielzeug, Bücher und hundert andere Gegenstände.

Ein alter Diener des Hauses war sehr betrübt um seine Herrschaft. Mit Thränen in den Augen holte er aus einer Ecke ein Gemälde, welches eine sehr schöne Dame darstellte, und sagte: „Sehen Sie, das ist meine süße Herrin, und Gott weiß, was sie thun wird, wenn sie zurückkommt und ihr Haus in dieser Weise verwüstet findet.“ Ich weiß nicht, was für Truppen diesen Akt der Barbarei begingen, und auch nicht den Grund derselben.

Der Maire schickte uns ein Abendessen und Bettzeug, aber wir fühlten uns sehr kalt und unbehaglich, denn in dem Zimmer, in welchem ich mit Fräulein Runkel schlief, war ein Ofen, der schlimmer war als kein Ofen, denn er rauchte, und wir konnten kein Feuer anmachen.

Am 9. Dezember kamen wir spät Abends in Rouen an, wo wir drei Offiziere ausquartieren mußten, die unser Logis in Besitz genommen hatten. Als wir am nächsten Tage ausgingen, um die Kathedrale anzusehen, fiel uns der Anblick der Leute auf, die uns mit solch' brennendem Haß in den Augen ansahen, daß es Einem ordentlich wehe that. Die Straßen waren mit Hunderten von Bettlern angefüllt, die mehr wie Räuber aussahen. Die Meisten von ihnen waren Arbeiter ohne Arbeit, und die Bürger fürchteten sehr, daß sie die Stadt plündern würden, wenn wir sie verließen.

Im Museum fanden wir das Porträt eines Prinzen Croy, der Erzbischof von Rouen gewesen war und dessen Grab und schönes Monument sich in der Kathedrale be-befindet.

Sonntag den 11. machten Fräulein Runkel und ich dem General von Manteuffel einen Besuch, um von ihm eine Anweisung auf wollene Unterkleider zu erbitten, welche die Verwundeten nöthig hatten, da es außerordentlich kalt war. Obwohl ich den General oftmals gesehen hatte, so war dieß doch das erste Mal, daß ich mit ihm sprach. Da ich von ihm hörte, daß der Mangel an Cigarren von den Offizieren sehr unangenehm empfunden wurde und ich noch ungefähr siebenhundert übrig hatte, so schlug ich vor, sie gegen wollene Sachen umzutauschen, die man in Rouen leicht haben konnte, da sie dort fabrizirt wurden; er nahm den Vorschlag an, sehr amüsirt über mein Handelstalent, und gab mir eine Anweisung für die Dinge, die ich nöthig hatte.

Unser Aufenthalt in Rouen war keineswegs angenehm, denn die Leute dort haßten uns grimmig, und hätten sie eine Idee davon gehabt, wie schwach wir waren, so hätten sie uns leicht gefangen nehmen können, denn außer den zum Stab gehörigen Personen und den Verwundeten waren keine Soldaten in der Stadt.

Wir waren froh, als wir Rouen im Rücken hatten,

ohne daß man uns Kugeln nachschickte, denn man fürchtete, daß man uns nicht zum Thor hinauslassen würde.

Wir marschirten am 17. aus und wurden in Le Heron im Hause des Herrn August Renard, des Maire, einquartiert, ein alter Mann von zweiundsiebenzig Jahren, den die Truppen gefangen genommen hatten und der standrechtlich zum Erschießen verurtheilt wurde, da man ihn für einen Spion hielt; allein General von Göben ließ die Sache nochmals untersuchen, und er kam mit der Angst davon.

Am 18. waren wir in Marseille le Petit und den folgenden Tag in Breteuil, von wo wir am 20. nach Amiens zurückkehren wollten, um es wieder zu besetzen. Die Citadelle war von unseren Truppen nicht verlassen worden.

Am 23. erhielten wir vom Hauptquartier die Weisung, uns auf eine Schlacht vorzubereiten. Die Franzosen versperrten unsere Straße und hatten eine recht günstige Stellung in dem Dorfe Querrière und auf den dahinter liegenden Höhen eingenommen. Wir rückten auf der nach diesem Orte führenden Straße vor, aber als wir an ein Haus kamen, welches etwa $1^1/_4$ Meile davon entfernt war, erhielten wir Befehl, dort bis auf Weiteres zu bleiben. Es war gegen elf Uhr, als wir wieder vorrücken mußten, bis wir das Dorf Querrière etwa einen Flinten=

schuß weit vor uns liegen und unsere Truppen sich zum Angriff formiren sahen. Es war ein so wunderbar klarer Wintertag, wie ich ihn kaum jemals gesehen habe. Die Sonne schien hell, aber es war kalt und der Schnee glitzerte wie funkelndes Silber. Die Kolonnen unserer Infanterie avancirten in so regelmäßiger und ruhiger Weise, wie ich das oft bei den Manövern bei Koblenz und Köln gesehen hatte.

Professor Busch sah sich nach einem Fleck um, der zum Verbandplatz geeignet wäre. An der Straße stand ein kleines Haus, ein Schuhmacher=Laden, welches dazu passend schien; es war wenigstens ein besserer Platz als einer auf dem Felde, da er Schutz gegen die Kälte gewährte, welche irgendwelche Operationen beinahe unmöglich gemacht haben würde. Das Haus hatte bereits die Aufmerksamkeit einer andern Ambulanzpartie erregt gehabt, war aber nach langer Ueberlegung, die durch einige Kugeln beschleunigt wurde, als zu nahe der Front aufgegeben worden. Professor Busch jedoch, der keinen andern Platz in der Nähe sah, beschloß, sich hier zu etabliren und dem Zufall und unserm guten Glück zu vertrauen.

Einige Leichtverwundete waren bereits dort, und da der Platz sehr enge war und sie außerhalb des Hauses in Gefahr waren, auf's Neue verwundet zu werden, so

wünschte der Professor, daß sie mehr rückwärts, nach dem Hause gebracht werden könnten, wo wir zuerst auf weitere Befehle gewartet hatten. Da keine anderen Transportmittel bei der Hand waren, so bot ich meinen leichten Wagen an, und Frank, der Kutscher, fuhr mehrmals nach jenem Hause an der Straße und später selbst auf das Schlachtfeld hinter unseren vorrückenden Truppen her, einige Verwundete aufzunehmen.

Unser Häuschen war sehr enge und bestand nur aus zwei kleinen Zimmern. Wir hatten natürlich alle nöthigen Dinge bei uns und richteten die Zimmer als Verbandplatz ein. Der Boden des einen wurde mit Stroh bedeckt und ausschließlich für Diejenigen bestimmt, die rettungslos verwundet waren und sterben mußten. In dem andern Zimmer wurde der Amputationstisch aufgestellt.

Die Verwundeten wurden in großer Menge hereingebracht und unter ihnen waren sechzehn tödtlich Verwundete, die, um zu sterben, in das oben erwähnte Zimmer gelegt wurden. Es waren das meistens Solche, die Schüsse in den Leib erhalten hatten und sich inwendig verbluteten. Sie litten nicht so viel wie Diejenigen, deren Glieder zerschmettert waren, und hatten daher keine Idee von der Gefahr ihrer Lage.

Unter diesen Todwunden war ein junger Soldat

den ein Granatstück in den Leib getroffen hatte. Seine Eingeweide waren zerrissen, und Professor Busch sah sogleich, daß keine Hülfe möglich war; er stopfte daher so viel Charpie als hineinging in die gräßliche Wunde und ließ ihn nebenan auf das Stroh legen. Der arme Mensch, der keine großen Schmerzen hatte, hielt sich für vernachlässigt, und als ich kam, nach ihm zu sehen, schalt er mich aus und beschwerte sich darüber, daß die Wunden der nach ihm Gekommenen verbunden würden und die seinige nicht; er wollte auch verbunden sein und in das Hospital nach Amiens geschickt werden u. s. w. Der arme Mensch! Es würde zu grausam gewesen sein, ihm zu sagen, daß er sterben müßte, und der Professor wies mich an, ihm Morphium und zu trinken zu geben, was er nur wolle.

Leider hatten wir nichts zu trinken, weder Wein noch Branntwein, und doch waren dieselben den Verwundeten und auch Anderen so nöthig, denn es war, wie gesagt, sehr kalt. Da kam Hülfe im richtigen Augenblick; ein englischer Kapitän, den Oberst Cox schickte, brachte uns einen ganzen Wagen voll guter Dinge, wie Portwein, Sherry, Cognac, Whisky, Biscuits, kondensirte Milch u. s. w., warme, wollene Decken und Kleidungsstücke nicht zu vergessen. Diese internationale Gesellschaft war ein wahrer Segen für uns und ihre Agenten waren überall an den verschiedenen Verbandplätzen. Es thut mir leid, daß ich

nicht die Namen der Herren behalten habe, die uns solche gute Dienste leisteten; aber ich war in der That stets zu sehr beschäftigt, zu fragen, und ich wußte nicht einmal die Namen derjenigen Leute, mit denen ich wochenlang zusammen gearbeitet hatte. Ich erinnere mich jedoch des Namens eines Amerikaners, der Goodenough hieß und gleichfalls zur internationalen Gesellschaft gehörte, und der Person, wenn auch nicht des Namens, eines jungen Engländers aus einer adeligen Familie, der sich sehr nützlich machte.

Der englische Kapitän brachte nicht nur Provisionen für die Verwundeten, es war nicht vergessen worden, zu erwägen, daß andere Leute auch Erfrischungen bedürfen würden, und es war genug dazu da.

Wir hatten alle Hände voll zu thun, denn Professor Busch selbst machte neun Amputationen, und im andern Zimmer auf dem Stroh lagen sechzehn tödtlich Verwundete, die alle starben. Ich assistirte bei allen Amputationen, indem ich die Leute chloroformirte, machte heißes Wasser, wusch die Schwämme aus, reinigte die Messer und andere Instrumente 2c., während einige Soldaten die Verwundeten hereinbrachten und Wasser, und was sonst erforderlich war, von draußen holten.

Wir waren zu sehr beschäftigt, um viel auf das Geräusch der Granaten zu hören, die über unser Haus

gingen, denn Professor Busch sagte, daß es Zeit genug sei, an unsere Sicherheit zu denken, wenn eine Granate in's Dach schlüge, was glücklicherweise nicht geschah. Was draußen vorging, war indessen interessant genug, meine Neugierde zu erregen, und wenn ich einen Augenblick übrig hatte, frische Luft zu schöpfen, denn der Geruch des Blutes u. s. w. war keineswegs angenehm, so ging ich hinaus und sah, welchen Fortgang die Schlacht nahm. Diese Neugierde war indessen ziemlich gefährlich, und der Pfarrer Groß von Koblenz hatte dafür zu büßen. Er hatte seine barmherzige Pflicht bei einigen Sterbenden erfüllt und ging an die Ecke des Hauses, Luft zu schöpfen, als er von einer Kugel ziemlich schwer verwundet wurde.

Die Szene war eine sehr lebendige, denn jeden Augenblick kamen Verwundete an, oder Offiziere vom Stabe, die Befehle hin und her trugen und einen Augenblick bei uns hielten und eine nöthige Erfrischung dankbar annahmen.

Unser Haus wurde bald voll, und viele arme Verwundete hatten stundenlang draußen in der bittern Kälte zu liegen, bis rohe Bauerkarren kamen, sie in das Hospital nach Amiens zu bringen, wo Fräulein Runkel zurückgeblieben war. Professor Busch und wir Alle fühlten das größte Mitleid und waren ganz unglücklich, als wir sahen, wie die armen Amputirten wie Hämmel in diese rohen

Karren geladen wurden, in denen sie auf ihrem langen Wege nach Amiens schrecklich litten, denn dasselbe war gewiß gute zwei Meilen entfernt.

Ich bedauerte sehr den Mangel von Ambulanzwagen, wie wir sie in Amerika hatten und die so wohlthätig waren. An einer andern Stelle dieses Buches habe ich bereits über sie und andere amerikanische Sanitätseinrichtungen geredet, und ich erlaube mir, darauf hinzuweisen.

Querrière wurde von unseren Truppen genommen, und Dunkelheit endete die Schlacht, aber nicht unsere Arbeit, obwohl nicht viel gethan werden konnte, selbst bei den Kerzen, die wir unter den Vorräthen fanden, welche diese guten vorsorglichen Engländer gebracht hatten. Wir waren indessen völlig erschöpft, denn ganz in unsere Arbeit vertieft, hatten wir weder Hunger noch Durst gefühlt, allein nun wollte die Natur ihr Recht haben. Ein müder und hungriger Doktor von einem andern Verbandplatz kam und so andere Offiziere; wir waren ungefähr ein Dutzend Personen in dem kleinen Zimmer.

Ich schwenkte den Kessel aus, den ich gebraucht hatte, und machte mit kondensirter Milch eine vortreffliche Chokolade. Der Amputationstisch wurde oberflächlich mit Stroh abgewischt, und um ihn herumstehend und sitzend genossen wir unsere Chokolade und englische Biscuits, während im Nebenzimmer sechzehn Todte oder Sterbende

waren, und in einer Ecke des unserigen ein Haufen abgeschnittener Arme und Beine lag.

Es war acht Uhr, als wir müde wie Jagdpferde in Amiens ankamen, aber nicht um schlafen zu gehen oder zu ruhen, denn im Museum wartete viel Arbeit auf uns. Auf dem Schlachtfeld waren die Verwundeten natürlich nur in der Eile behandelt worden und mußten nun ordentlich verbunden werden. Der arme Generalarzt Wagner vom zweiten Armeekorps, der später am Typhus starb, Professor Busch, einige andere Doktoren, Fräulein Runkel und ich arbeiteten bis drei Uhr Morgens, wo wir zur wohlverdienten Ruhe gingen, die jedoch nur drei Stunden dauerte. Um sechs Uhr mußten wir wieder auf sein, denn es wurde eine Fortsetzung der Schlacht erwartet; da jedoch bloß leichtes Tirailleurgefecht stattfand und Doktoren genug auf dem Gefechtsfelde waren, so hielt Professor Busch seine Anwesenheit in den Hospitälern für nothwendiger.

Unter den vielen Verwundeten war ein Artillerist, dessen Gesicht eine schwarze Masse war; eine Kruste von verbranntem Blut bedeckte es wie eine Maske. Eine Hand war gleichfalls verbrannt, und in seinem Fuß steckte ein langer eiserner Stab, der von dem Protzkasten abgerissen worden war, als derselbe, durch einen Schuß entzündet, explodirte. Da der Professor befürchtete, daß er beide

Augen verlieren würde, so übergab er den Mann Fräulein Runkel, welche mit der größten Geduld seine armen Augen mit einem Schwamm betupfte, um die Kruste zu erweichen, und nach vielen Stunden gelang es ihr endlich, dieselbe zu entfernen. Indem sie mit etwas Charpie die stark geschwollenen Augenlider aufhob, hatte Fräulein Runkel die Freude, ihn rufen zu hören: „Ich kann sehen!“ Durch sorgfältige Pflege wurden seine Augen wirklich gerettet und auch die anderen Wunden geheilt.

Am 25. war meines armen Felix und mein Geburtstag; es war der erste, den ich ohne ihn zubrachte, und ich war sehr traurig. Um meine trüben Gedanken zu übertäuben, arbeitete ich den ganzen Tag im Hospital. Es hatte Jemand unserer freundlichen Wirthin gesagt, daß mein Geburtstag sei, und sie hatte alle meine dortigen Freunde zu einem Festdiner um sieben Uhr eingeladen, aber ich konnte nicht Theil daran nehmen, obwohl mein Schwager ganz ärgerlich darüber war, da mein Nichterscheinen die gütige Wirthin kränkte. Am folgenden Tage indessen, als der Geburtstag des Fürsten Alfred gefeiert wurde, konnte ich nicht fehlen.

Ich hatte mir in Amiens eine Art von Privathospital eingerichtet, besonders für Offiziere, die am Typhus krank waren, die indessen nach der Schlacht durch einige Verwundete vermehrt wurden. Unter den Letzteren, jedoch

im Petit-Lycée-Hospital, war ein junger Offizier aus Koblenz, einer unserer Freunde, Graf Lüttichau, und auch ein Hauptmann Völkel. Beide hatten junge Frauen und alle ihre Gedanken waren bei diesen; immer und immer wieder wünschten sie dieselben an ihre Seite. Ich versprach daher, an die Frauen zu telegraphiren, fand es indessen sehr schwierig, mein Versprechen zu halten, denn ich hatte zu vielen Leuten zu gehen und endlich vom kommandirenden General der Armee selbst die Erlaubniß einzuholen.

Die Verwundeten waren glücklich, als ich ihnen sagte, daß ich telegraphirt habe, und sie zählten die Stunden. Wenn der arme Lüttichau mich hörte, öffnete er seine großen blauen Augen und fragte mit so sehnsüchtiger Stimme, ob seine liebe Frau noch nicht gekommen sei. Reisen war aber damals eine schwierige Sache, die vom Zufall abhing und die Geduld auf das Aeußerste auf die Probe stellte. Sowohl Gräfin Lüttichau als Frau Hauptmann Völkel wohnten in Koblenz. Die Letztere wurde durch irgend einen Umstand etwas aufgehalten, allein die Gräfin reiste allein ab und kam an demselben Morgen an, an welchem der arme Völkel in meinem Arm starb. Zwölf Stunden später, mitten in der Nacht, als ich schon im Bette war, klopfte es an an meine Thür: es war Frau Hauptmann Völkel. Die arme junge Frau

that mir außerordentlich leid. Sie war ganz steif vor Kälte, denn das Wetter war sehr rauh, und ich trat ihr mein warmes Bett ab.

Die junge Wittwe wollte den Körper ihres Mannes mit nach Hause nehmen, und ich hatte auf die Präfektur und in's Hauptquartier zu laufen, hatte den Sarg zu bestellen u. s. w., und alle in dieser traurigen Geschichte betheiligten Leute kamen zu mir. Gräfin Lüttichau war glücklicher. Sie hatte die Freude, ihren Mann zu pflegen und gesund werden zu sehen.

Anfang Januar 1871 erhielten wir Weisung, eine passende Unterkunft für General von Blankensee anzuordnen, der erkrankt an einem Typhusfieber ankommen würde. Der General, der schon längere Zeit am Fieber gelitten hatte, wollte nicht zugeben, daß er krank sei; als er aber anfing zu phantasiren, mußte er nach Amiens gehen. Als er bei seiner Ankunft aus dem Wagen stieg, wollten ihn zwei Soldaten unterstützen, allein er schob sie ungeduldig zur Seite und sagte, daß er nicht so krank und schwach sei und allein gehen könnte, und alle seine Kraft zusammennehmend, that er das wirklich; allein er war so abgezehrt und blaß, daß es ein mitleidenswerther Anblick war.

Da er sich in dem engen Hospitalbett unbehaglich fühlte und ein breiteres wünschte, so versuchte ich es,

seinen Wunsch zu erfüllen, was ich jedoch nicht anders thun konnte als dadurch, daß ich mit ein paar Soldaten in ein Hotel ging und mir ein bequemes Bett hinaustragen ließ. Der Wirth verschwendete eine Flut französischer Ausrufe und beschwerte sich bei dem Präfekten, allein der Präfekt, Graf Lehndorf, behandelte mich nicht zu strenge; der General behielt wenigstens sein Bett. Er war wirklich sehr krank, und ich pflegte ihn mit äußerster Sorgfalt und kochte selbst für ihn. Er wollte jedoch seine gute Frau bei sich haben, und der Gedanke an sie verließ ihn nicht einen Augenblick. Da er so gefährlich krank war, so telegraphirte ich ihr; aber sie wohnte weit weg in Deutschland, und ein Tag nach dem andern verging, wovon jeder dem armen General eine Woche zu sein schien. Endlich nach acht Tagen kam sie an, und die Freude ihres Mannes war groß, der einmal über das andere ausrief: „Ich wußte es ja, daß sie kommen würde, ich wußte es!" Ich richtete ein Zimmerchen neben dem seinigen für sie ein, und er hatte wenigstens den Trost, einige Tage nachher in den Armen seiner geliebten Frau zu sterben. Das Herz der armen Generalin brach fast, und ihre Leiden öffneten wieder alle Wunden des meinigen; es überstieg fast meine Kräfte.

Alle drei Damen schrieben mir später freundliche Briefe und dankten mir für die Sorgfalt, mit welcher ich ihre

Männer behandelt und die kleinen Dienste, die ich ihnen selbst geleistet hatte. Obwohl ich nicht in's Feld ging, um meine Eitelkeit zu befriedigen oder Lob einzuernten, so thaten mir doch solche Briefe wohl, deren ich eine ganze Menge erhielt, selbst von gemeinen Soldaten, die zu Hause im Kreise ihrer Familien sich daran erinnerten, daß ich ihre Wunden verbunden, für ihre Bequemlichkeit gesorgt und freundliche Worte zu ihnen gesprochen hatte.

In der Nacht des 4. Januar erhielten wir Befehl, nach Albert zu gehen, in dessen Nähe ein Gefecht stattgefunden hatte, in welchem das achte, deutzer Kürassier-Regiment engagirt gewesen war. Es war schauderhaft kalt, als Professor Busch, Dr. von Kühlewetter, Fürst Alfred und ich dorthin fuhren.

In Albert fanden wir Rittmeister von Marien vom achten Kürassier-Regiment in einem Privathause liegend. Er war sehr schwer verwundet, und Professor Busch entschied, daß er amputirt werden müsse. Während der Professor sein Bein abschnitt, chloroformirte ich ihn. Der Rittmeister bat mich nachher, seiner Frau nach Deutz zu telegraphiren, was von Amiens aus geschah, wohin ich aber nicht selbst gehen konnte, da wir in Bapaume nöthig waren. Ein Gefecht hatte dort am 2. und 3. stattgefunden, und als die Franzosen den Platz räumten, hatten sie alle Verwundeten mitgenommen.

Gerade als wir in Bapaume ankamen, wurde Alarm geblasen, denn es hieß, daß die Franzosen anrückten. Wer solche Szene nicht gesehen hat, kann sie sich gar nicht vorstellen. Der Ort war nur durch Kavallerie besetzt, die von dem General Graf Gröben befehligt wurde. Als wir in seinem Hauptquartier ankamen, hatte er es bereits verlassen, aber wir fanden in der Küche seinen verzweifelten Koch, den Braten am Spieß und eine gute Mahlzeit auf dem Feuer. Als ich ihn das halb gekochte Fleisch und Alles, was er in der Eile fassen konnte, einpacken sah, gebot ich ihm Halt und ersuchte ihn, seinem General nachzulaufen, wenn er wolle, uns aber die Lebensmittel zu lassen, da Bapaume aussah, als wenn nichts darin zu haben sei. Der Koch vertheidigte seines Generals Mittagessen tapfer, allein er gab doch meiner Ueberredung und Beharrlichkeit so weit nach, daß wir wenigstens genügenden Vorrath für uns in Sicherheit brachten. Die Franzosen kamen indessen dießmal nicht, und Graf Gröben hatte sich den ganzen Tag umsonst gelüftet. Wir hörten, daß die Franzosen unsere Verwundeten in ein nicht fernes Dorf geschleppt und bei ihrer Räumung zurückgelassen hätten. Diese Verwundeten, etwa hundert, fanden wir im elendesten Zustande. Sie waren von Bapaume zu Pferde fortgeschleppt oder durcheinander in Karren geworfen worden, und trotzdem daß Viele von ihnen schwer

verwundet waren, hatte man sie mehrere Tage lang unverbunden gelassen. Unter ihnen war ein Hauptmann von Butler, der einen Schuß durch die Lunge hatte. Nachdem ihn Professor Busch untersucht hatte, sagte er mir, daß keine Hülfe möglich sei, und ersuchte mich, ihm eine Dosis Morphium zu geben, ihn zu trösten und zu thun, was möglich sei, allein er müsse sterben, und so geschah es auch.

Die Verwundeten wurden alle in ein Kloster gebracht, welches einen Theil eines als Kaserne gebrauchten Gebäudes einnahm, und mit welchem es in Verbindung stand. Nachdem die Verwundeten verbunden waren, war es meine erste Sorge, ihnen etwas zu essen zu verschaffen. Ich fand in der Küche einen Mann, Namens Heinrich, den ich oftmals als Oberkellner bei Perron, einem feinen Restaurateur in Bonn, gesehen hatte, und der als freiwilliger Koch mit in den Krieg gegangen war. Ich kannte ihn als einen praktischen Mann, denn ich war schon früher mit ihm im Kriege zusammen getroffen und hatte die Sorgfalt bewundert, mit welcher er die Verwundeten in dem Hospital behandelte, dem er attachirt war. Er leistete mir nun treffliche Dienste; er kochte für die Verwundeten und stand mir überall bei. Ich freute mich jedesmal, wenn ich ihn nach dem Kriege bei Perron sah, wo er seine Stelle als Oberkellner wieder einnahm.

Als ich mich in dem Kloster umsah, trat ich in ein finsteres Zimmer, wo ich ein Bett mit Jemand darin fand. Als ich den Kranken untersuchte, fuhr ich ziemlich erschrocken zurück, als ich in das schwarze Gesicht eines Franzosen blickte, den man dort mit den schwarzen Pocken zurückgelassen hatte!

Wir blieben eine Nacht und einen Tag in Bapaume, als wieder die Nachricht kam, daß die Franzosen vorrückten, und General Gröben mit seinen Truppen ausrückte. Wir brachen mehrere Stunden später auf, und die Franzosen kamen erst lange nach uns, und nachdem sie sich versichert hatten, daß der Platz von unseren Truppen geräumt war.

Nach Amiens zurückgekehrt, fand ich im Museum genug zu thun, denn wir hatten dort fünfhundert Verwundete, die von verschiedenen Seiten und meistens gänzlich erschöpft gebracht worden waren. Der Professor verlangte dringend, daß sie gut ernährt werden und zwischen ihren regelmäßigen Mahlzeiten Butterbrod mit Fleisch und ein Glas Wein haben sollten, was mir und Fräulein Runkel viel Arbeit machte.

Der arme General von Blankensee war, wie ich früher erzählte, gestorben, und seine Frau wollte den Körper mitnehmen. Frau von Marien war auch in Begleitung von Frau von L., ihrer Freundin, und einer Nonne angekommen und hatte mir einen Brief von Oberst von

Wedell, dem Etappenkommandanten in Köln, gebracht, einem alten Bekannten von mir, der mir Jedermann zuschickte. Obwohl ich kaum eine Minute übrig hatte und meine gewöhnlichen Pflichten meine Kräfte bis zum Aeußersten in Anspruch nahmen, hatte ich doch diese armen, traurigen Frauen zu trösten und selbst ihre unbedeutendsten Geschäfte zu besorgen, da sie unter uns hülflos wie „die Kinder im Walde“ waren.

Frau von Marien, die sehr schwächlich und nervös war, wollte natürlich zu ihrem in Albert verwundet liegenden Mann, allein als sie hörte, daß der Platz wieder von den Franzosen besetzt sei, bekam sie Angst und wurde schwankend, stieg mehrmals aus dem Wagen und wieder hinein, bis doch endlich die Liebe siegte und sie mit der Nonne dorthin abreiste. Ihre Freundin, Frau von L., deren Mann auch Rittmeister war, blieb zurück, und Graf Lehndorf war so gütig, ihr Quartier in der Mairie zu geben, wo sie die Freude hatte, ihren Mann wieder zu sehen, während ihre Freundin Rittmeister von Marien pflegte und tröstete, der indessen starb.

Als ich eines Tages in Geschäften zu Graf Lehndorf, dem Präfekten, kam und derselbe mein Gesicht sah, rief er ganz entsetzt: „Um Gottes willen, Prinzessin, was ist Ihnen? Haben Sie Ihr Gesicht nicht angesehen? Gehen Sie nach Hause und zu Bett, Sie sind sehr krank.“

Da ich mein Haar und meine Toilette ohne Spiegel machen konnte, so hatte ich am Morgen mein Gesicht noch nicht gesehen; es war über und über roth und entzündet, und als ich in mein Quartier kam, schickte ich sogleich zu Professor Busch. Als derselbe mich sah, machte er ein ziemlich langes, ernstes Gesicht, denn ich hatte die Pocken; der Franzose, den man in Bapaume zurückgelassen, hatte mich angesteckt.

Fürst Alfred war ganz außer sich. Der Professor gab mir keine Arznei, sondern nur so viel heiße Milch, als ich trinken konnte, und ich freue mich, sagen zu können, daß die Geschichte besser abging als irgend Jemand erwartete, was, wie der Doktor sagte, ich meinem gesunden Blut und meiner guten Konstitution verdanke. Ich bekam nicht die schwarzen Pocken, sondern eine weniger gefährliche Art, die nur drei kleine Flecken auf meinem Gesichte zurückließen.

Als wir am 16. Januar Marschordre nach Perronne erhielten, wo ein Scharmützel stattgefunden hatte und man eine Schlacht erwartete, war ich nur vier Tage im Bette gewesen, und Professor Busch sagte mir, daß, wenn ich aufstünde und mich erkälte, ich sterben würde. Es war mir aber gleichgültig, ob ich starb oder nicht, und ich reiste mit nach Perronne ab, wo wir in einem Privathause General von Mamerty schwer verwundet fanden.

Er hatte einen Schuß gerade an derselben Stelle, wie der war, an welchem Rittmeister von Marien starb, und als Professor Busch den Zustand der Wunde untersucht hatte, sagte er, daß es zu spät zur Amputation sei und bestimmte, daß ein Gipsverband angelegt werden sollte, den ich zurecht machte. Als es geschehen war, fragte mich Dr. von Kühlewetter leise: „Was meinen Sie, Prinzessin, wird er sterben?" Ich schüttelte den Kopf und sagte zuversichtlich: „Er wird leben bleiben." Der Doktor glaubte nämlich an meine Fähigkeit, Leben oder Tod im Gesicht der Patienten zu lesen, da meine Prophezeiungen dieser Art stets eingetroffen waren. Ich sprach dem General Muth ein, der begierig mir in die Augen sah, und sagte ihm, daß Alles mit ihm gut gehen werde. Er äußerte später, daß der Ausdruck meiner Augen ihm großen Trost gegeben habe, und fügte einige Komplimente über diese Augen hinzu, die mir natürlich gefielen, weil sie ehrlich gemeint waren.

Wir fanden in Perronne gegen dreihundert Verwundete, alle in sehr schlechtem Zustande. Professor Busch sagte, daß sie alle nach Amiens gebracht werden, aber etwas Ordentliches zu essen haben oder unterwegs sterben müßten. In dem gänzlich verwüsteten Ort war gar nichts zu haben, und wir waren in Verzweiflung, als unsere guten Freunde, die Engländer, uns wieder zu

Hülfe kamen. Sie brachten uns eine große Menge guter Dinge, besonders Fleisch in Blechbüchsen, welches höchlich willkommen und sehr nöthig war.

In der Küche der Kaserne fand ich drei große Kessel, die ich mit Wasser füllen ließ, in welches ich das Fleisch und jede Kruste Brod that, die zu finden war, und so machte ich eine Suppe, mit welcher der gute Fürst Alfred und Fräulein Runkel die Verwundeten fütterten.

Fürst Alfred war unermüdlich in seinen Pflichten als Malthéser-Ritter; er war stets auf dem Fleck, Tag und Nacht, und scheute sich nicht vor den niedrigsten Arbeiten, indem er die Verwundeten pflegte, und hauptsächlich die Typhus- und Pockenkranken, deren Zahl unter den Franzosen groß war. Alle diese Patienten, die wir in Perronne fanden, wurden in Wagen gepackt und nach Amiens geschickt.

Leute, die zu Hause in den Zeitungen von Schlachten lesen und von der Menge der Todten und Verwundeten, können sich nicht leicht vorstellen, was wir sahen, oder die herzzerreißenden Szenen, die wir durchmachen mußten, und ebensowenig die ungeheure Arbeit und Mühe, die wir hatten. Als Fürst Alfred eines Abends spät rein zufällig über einen Hof ging, sah er auf dem Schnee eine menschliche Gestalt liegen, und als er hinzutrat, fand er Fräulein Runkel besinnungslos auf der Erde. Nach-

dem sie den ganzen Tag gearbeitet hatte, saß sie am Bette eines Amputirten, als der Geruch, in Verbindung mit ihrem erschöpften Zustand, zu viel für sie wurde; sie ging hinaus, um frische Luft zu athmen, und fiel in Ohnmacht.

Jimmy, obwohl ein Hund, hatte ein besseres Leben als wir. In Amiens hörte er nicht schießen und war glücklich; allein ich vermuthe, er schämte sich seines faulen Lebens, oder daß das Kriegsfieber, welches ringsum herrschte, ihn auch ansteckte, kurz, er wollte seinerseits auch mit den Franzosen kämpfen.

Als er eines Tages mit mir aus dem Hospital kam, begegnete ihm ein großer französischer Hund, ein Neufundländer, welcher einen Korb im Maule trug. Jimmy sah ihn kaum, als er ihn auch schon angriff. Der große Franzose setzte behutsam seinen Korb nieder und faßte den armen Jimmy an einem Ohr, und als er ein gutes Stück aus demselben gerissen hatte, nahm er seinen Korb wieder auf und trabte davon, den starkblutenden Jimmy in meinem Arme lassend. Obwohl ich sehr mit meines Lieblings Niederlage sympathisirte, mußte ich doch seinen großen Feind bewundern, welcher der würdevollste Franzose war, den ich je gesehen habe.

Am 19. Januar 1871 schlug General von Göben die Franzosen in der entschiedensten und glorreichsten

Weise bei St. Quentin. Sie wurden von General Faidherbe befehligt, der den General Bourbaki abgelöst hatte, welcher fortgegangen war, um sich wo anders schlagen zu lassen.

Auf unserem Wege nach St. Quentin kamen wir über das Schlachtfeld, welches noch mit Todten und allen möglichen Waffen besät war. Der vom Regen aufgeweichte Boden machte es den Franzosen ebenso schwer, davonzulaufen, wie es den Preußen schwer wurde, ihnen nachzulaufen. Den Beweis davon und von ihrer Eile lieferten die vielen Stiefeln und selbst Strümpfe, die wir im Schmutze stecken sahen.

Als wir in St. Quentin eintrafen, fanden wir General von Göben nicht, da derselbe den leichtfüßigen Feind verfolgte. Wir quartierten uns in einem kleinen Hotel ein und begannen unsere Arbeit. Ein Hospital war im kleinen Lyceum errichtet worden, wo wir gegen fünfhundert Verwundete hatten.

Als General von Göben nach St. Quentin zurückkehrte, brauchte er das kleine Hotel als Hauptquartier, und wir mußten uns nach einem andern Quartier umsehen. Fürst Alfred fand ein solches für uns in einem herrlichen Hause, welches die Johanniter entdeckt und in welchem sie ihr Depot errichtet hatten und wo noch Platz genug für Professor Busch und Alle, die zu ihm gehörten, war.

Dieses Haus gehörte der Familie Cambronne und war seit dem Tode seines letzten Besitzers verschlossen gewesen. Es war sehr geräumig und mit einem sehr gut gefüllten Weinkeller und anderen Vorräthen versehen. Unter anderen Dingen entdeckte ich hinter einer sorgfältig verschlossenen Thür, die meine Aufmerksamkeit erregte, eine außerordentlich große Menge eingemachter Früchte, Gelées 2c., welche ich in regulärer Weise für meine Kranken requirirte, und dasselbe geschah in Bezug auf den Weinkeller, aus dem eine gute Menge Flaschen in die Hospitäler wanderten.

Ich habe bereits früher bemerkt, daß zwischen den Johannitern und Doktoren nicht viel Liebe vorhanden war. Die Ersteren maßten sich eine Autorität an, welcher sich die Doktoren nicht unterwerfen wollten, da sie in der That manchmal sehr lästig und hinderlich war, und die Johanniter, empört über diesen Mangel an Respekt, konnten es sich nicht versagen, ihr Mißvergnügen zu zeigen und die Doktoren zu ennuyiren, wenn sich irgendwelche Gelegenheit dazu darbot.

Herr von Brinken, welcher das Depot im Hause Cambronne unter sich hatte, beschloß zu zeigen, daß die Johanniter in Bezug auf Hospitaleinrichtungen nicht so unwissend und unpraktisch wären, und wollte zu diesem Ende ein ganz unter ihm stehendes Hospital errichten,

welches eine Art von Musterhospital werden sollte. Da es indessen schade war, die Verwundeten in den prachtvollen Räumen des Hauses selbst unterzubringen, so wurde das Hospital in einem traurig aussehenden Hintergebäude eingerichtet, welches einst als Fabrik oder dergleichen gedient haben mochte. Da jedoch Professor Busch und Andere fanden, daß die Lage dieses Hintergebäudes keineswegs gesund sei, so hatte Herr von Brinken sich zu entschließen, die Verwundeten, welche meistens Sachsen waren, in zwei prachtvollen Sälen des Hauses selbst, die dazu eingerichtet wurden, unterzubringen.

Herr von Brinken hatte indessen die Rechnung ohne den Wirth gemacht, wie er bald entdeckte, denn die Doktoren, die im großen Hospital des Lyceums alle Hände voll zu thun hatten, weigerten sich, das Privathospital im Hause zu Cambronne zu bedienen. Obwohl Professor Busch in diesem Hause wohnte und hin und wieder die dort liegenden Kranken besuchte, so hatte er doch dringende Geschäfte, die ihn fast den ganzen Tag fernhielten, und Herr von Brinken hatte keine andere Hülfe als Fräulein Runkel, die sich länger als eine Woche beinahe todt arbeitete. Sie wusch selbst sogar die Füße ihrer sechsundzwanzig Patienten, die meistens im allerschmutzigsten Zustande ankamen, ehe sie dieselben in die reinen Betten legte, und verband ihre Wunden so gut sie konnte. Sie

mußte auch für Alle kochen und sogar selbst das Wasser schleppen. Erst viel später verschaffte sie sich eine Französin, welche die gemeinen Arbeiten verrichten half. Ich konnte ihr nur wenig beistehen, da ich mit meinen fünfhundert Verwundeten und dem Offiziershospital alle Hände voll zu thun hatte.

Das Ende vom Liede war, daß der Johanniter nachgeben und sein doktorloses Hospital aufgeben und die Kranken in das Lyceum schaffen mußte, wo Fräulein Runkel darauf das Offiziershospital unter ihre besondere Pflege nahm.

An der Spitze des Johanniterdepots im Hause Cambronne stand, wie gesagt, Herr von Brinken, der durch Graf Sierstorpff abgelöst wurde, und außerdem waren zeitweise noch andere Johanniter im Hause, wie Graf Schaffgotsch, der mit seiner Frau kam, Graf Finkenstein und Andere, mit denen wir nach vollbrachtem Tagewerk angenehme Stunden zubrachten.

Mein Tagewerk war kein kleines. Ich überließ das Verbinden der Wunden den Doktoren und Pflegerinnen und machte es mir wieder zur besondern Pflicht, für die Ernährung meiner fünfhundert Menschen zu sorgen. Ich schuf Ordnung in der großen Küche und sorgte dafür, daß die Vorrathskammer stets gut versehen war.

Ehe ich Abends wegging, gab ich heraus, was zum

ersten Frühstück erforderlich war, und bestimmte, was am nächsten Tage zum Mittagessen gegeben werden sollte. Früh am Morgen holte uns ein vom Präfekten gesandter Wagen ab. Nachdem ich mich zunächst davon überzeugt hatte, daß alle meine Befehle ausgeführt waren, machte ich selbst das zweite Frühstück zurecht. Mit zwei Gehülfen schnitt ich Brod für Alle, bestrich es mit Butter und mit Eingemachtem, oder legte Fleisch darauf. Ehe ich selbst zum Essen ging, sah ich in der Küche nach, beaufsichtigte das Kochen und probirte das Mittagessen für meine Verwundeten, wobei ich Anordnungen für Ausnahmsfälle traf.

Nach Tisch, wenn die Verwundeten ihren Kaffee tranken, nahm ich einen guten Vorrath von Cigarren von dem Depot der Johanniter mit und ging durch die verschiedenen Räume. Dort vertheilte ich die Cigarren eigenhändig, da ich diesen sehr begehrten und selten werdenden Artikel nicht immer den Dienern anvertrauen wollte, und fragte dabei die Leute aus, was sie zum Frühstück gehabt hätten und zum Mittagessen, wodurch ich die Gewißheit erhielt, daß meine Befehle ausgeführt wurden.

Darauf machte ich Vorbereitungen zum Abendessen, und wenn ich dann meine Anordnungen für den nächsten Tag getroffen hatte, ging ich todmüde nach Hause. Wenn ich auch viele Mühe hatte, so hatte ich doch wenigstens

die Genugthuung, daß die Verpflegung in dem Hospital vortrefflich war, und Alles wie ein Uhrwerk ging.

Fräulein Runkel hatte, wie bemerkt, das Offiziershospital übernommen. Wenn sie von mir gehört hatte, was Alles am nächsten Tage zum Mittagessen zu haben sei, ging sie mit dem Menu zu den Offizieren herum, zu erfahren, was Jeder am liebsten möchte, und theilte es mir mit.

In dieser Weise wurde das Hospital vom 20. Januar bis zum 10. Februar geführt, wo ich nach Deutschland abreiste. Zu jener Zeit war der Waffenstillstand geschlossen und mein Schwager wollte nach Hause gehen, um nach seiner Familie und seinen Privatgeschäften zu sehen, und sein ältester Sohn Leopold nahm auch Urlaub. Sie waren der Ansicht, daß ich nicht wohl allein zurückbleiben könne. Die Doktoren wollten wenigstens Fräulein Runkel behalten und versprachen, sie nach dem Frieden sicher nach Hause zu bringen; da sie sich jedoch sehr an mich attachirt hatte, und ihre Familie auch nicht wünschte, sie allein bei der Armee zu lassen, so willigte sie ein, als Freundin und Gesellschafterin bei mir zu bleiben.

Damit endete meine Thätigkeit in diesem Kriege. Ich habe nach besten Kräften meine Schuldigkeit gethan, und wenn ich dem Ausdruck des Dankes in vielen

erhaltenen Briefen glauben darf, so kann ich wohl annehmen, daß meine Dienste von Nutzen gewesen sind.

Der Oberbefehlshaber der Armee, der ich attachirt war, General von Manteuffel, welcher meine Wirksamkeit sowohl in den Hospitälern als auch namentlich in den Schlachten von Moreuil am 27. November und am 23. Dezember bei Querrière beobachtet hatte, befahl dem Generalarzt seiner Armee, Dr. Westpfahl, Erkundigungen über mein Benehmen und meine Wirksamkeit als Krankenpflegerin einzuziehen. Derselbe wandte sich daher dienstlich an den Generalarzt des achten Armeekorps, Professor Dr. Busch, und als er von demselben einen dienstlichen Bericht erhalten und diesen General von Manteuffel vorgelegt hatte, verlangte derselbe von Seiner Majestät für mich das eiserne Kreuz, welches Gesuch durch einen besondern Kurier nach Versailles gesandt wurde. Er erhielt indessen zur Antwort, daß dieser Orden nur Männern gegeben werden könne, daß jedoch den Frauen, die sich im Kriege ausgezeichnet hätten, eine Dekoration ertheilt werden würde, welche ich erhalten sollte. Diese Dekoration wurde an Tausende von Frauen durch ganz Deutschland vertheilt, gleichviel ob sie auf dem Schlachtfeld oder Hunderte von Meilen davon in Deutschland gearbeitet hatten, und da der Orden nur nach den Berichten vertheilt werden konnte, welche von den Lokal-Autoritäten

eingereicht wurden, so kam es wohl hie und da vor, daß Personen denselben erhielten, die einen Lokaleinfluß besaßen und deren Bemühungen für die Armee sehr unbedeutend gewesen waren.

Nachdem General von Manteuffel nach dem Süden gegangen war, befehligte General von Göben die erste Armee, und ich hatte das Vergnügen, von ihm folgendes Schreiben zu erhalten:

Amiens, den 5. März 1871.

Euer Durchlaucht

fühle ich mich in ergebener Erwiederung Ihres geehrten Schreibens gedrungen, bei Ihrem Scheiden von hier dem Danke, welchen Ihnen die erste Armee schuldet, im Namen dieser Armee Ausdruck zu geben. Euer Durchlaucht haben das schwere Werk, das Sie sich beim Beginn des Krieges selbst gestellt, während der ganzen Dauer desselben in größter Aufopferung ununterbrochen bis zum Frieden im Auge behalten und den Verwundeten und Kranken zum Heil Ihre höchst erfolgreiche Wirksamkeit entgegengebracht. Es dankt Ihnen die Armee für diese edelmüthige Hingebung aus tausend Herzen, und gestatten es Euer Durchlaucht mir, der ich jetzt die Ehre habe, die erste Armee zu kommandiren, diesen herzlichsten Dank im Namen Aller und speziell Derjenigen auszusprechen, welche die segnende Hand Euer Durchlaucht

in den schweren Tagen der Leiden gepflegt und erquickt hat.

Genehmigen Euer Durchlaucht die Versicherung der größten Hochachtung, mit der ich zu verharren die Ehre habe als

Euer Durchlaucht ganz ergebenster
von Göben,
General der Infanterie.

Auf meine Bitte an den tapfern Kommandeur des zweiten Armeekorps, General von Fransecky, um seine Photographie für mein Kriegsalbum erhielt ich von demselben folgenden Brief, den ich mehr wegen des ausgezeichneten, liebenswürdigen Verfassers als zu meiner eigenen Genugthuung veröffentliche:

Durchlauchtigste, gnädigste Frau!

Das gütige Schreiben, womit Euer Durchlaucht mich haben erfreuen wollen, ist mir vorgestern hier in Straßburg, wo ich mich seit einigen Tagen in meiner neuen Stellung als kommandirender General des neuformirten fünfzehnten Armeekorps befinde, richtig zugegangen. Indem ich Ihnen dafür meinen ganz besonders herzlichen Dank sage, brauche ich kaum hinzuzufügen, daß mich der Besitz desselben, als eines sichtbaren Zeichens Ihrer fortdauernden Huld und Gnade, sehr glücklich macht. Ich habe der Zeit, wo ich Euer Durchlaucht mit so hingeben-

der und aufopfernder, so wirksamer und ersprießlicher Thätigkeit für unsere Kranken und Verwundeten in den Lazarethen und Depots zu Ars sur Moselle schalten und walten sah, oft gedacht und nicht aufgehört, Ihnen dafür meine ganze Bewunderung und Verehrung zu zollen, und ich denke, daß in der Heimat viele, viele dankbare Herzen für Sie noch lange schlagen und Ihr Lob dankend und ehrend verkündigen werden. Keine von den vielen edeln Frauen, die gleich Ihnen sich die Sorge und Pflege in den Feldlazarethen zur Aufgabe machten, hat es Ihnen an Eifer gleichthun, an Erfolgen Sie übertreffen können, dessen bin ich Zeuge gewesen! Der Lohn des Himmels wird und kann Ihnen nicht ausbleiben, und wird der liebe, gnädige Gott, der Ihnen den Gemahl nahm, dafür fortan auch Ihnen um so reichern Segen aus jenen Werken christlicher Barmherzigkeit erwachsen lassen! Er wird auch Ihr Schutz und Tröster sein, wenn und wo Sie sich allein fühlen!!

Es war sehr liebenswürdig und gnädig von Ihnen, daß Euer Durchlaucht in Gedanken mir und dem pommer'schen Armeekorps auf den Wegen folgten, welche das Schicksal uns nach dem Scheiden von Metz zuerst bis vor Paris und dann bis an die Schweizergrenze führte, und daß Sie den Waffenthaten unserer Soldaten, die vom Glück so schön begünstigt und gekrönt wurden, Ihre

Sympathie und Ihren Beifall schenkten. Nehmen Sie auch dafür meinen herzlichen Dank hin. Es ist ein theurer Lohn für einen Soldaten, aus dem Mund einer schönen und edeln Frau das Lob zu hören, seine Schuldigkeit gethan zu haben. Und die haben wir Alle gethan, mehr aber nicht!

An der Betrübniß, welche Euer Durchlaucht jetzt haben, wo Sie im Begriff stehen, Ihr Haus in Koblenz aufzulösen, nehme ich, dieselbe in der Tiefe meines Herzens verstehend, innigen Antheil. Im Kreise der fürstlichen Verwandten zu Anholt werden Sie hoffentlich die Ruhe und den Trost finden, deren Sie nach der schweren Zeit bedürfen, welche Sie seit dem Sommer vorigen Jahres zu durchleben hatten. Auch wird Ihr Schmerz sich dort lindern, wo derselbe allseitig so lebhaft mitempfunden wird!

Da Euer Durchlaucht an meinem Ergehen während des Krieges so freundlichen Antheil genommen haben, so darf ich glauben, daß Ihnen meine Versetzung vom zweiten zum fünfzehnten Korps und die Bedeutung derselben nicht entgangen sein wird. Seine Majestät der Kaiser und König haben mir, indem Allerhöchstdieselben mich an die Spitze dieses neuen Armeekorps und dieser neuerworbenen Länder stellten, einen Beweis „besonderen Vertrauens“ geben wollen, und ich finde in diesem Ausdruck einen

neuen Sporn, Alles daran zu setzen, um mich dieses Vertrauens würdig zu zeigen. Die Aufgabe, die ich hier vorgefunden, ist aber sehr schwer — und noch sehe ich nichts Anderes um mich her als ein Chaos! Ich fühle mich aber stark im guten Willen und habe Zuversicht und Vertrauen zu mir selbst — und, was doch die Hauptsache, auch zum lieben Gott. Und mit dessen Hülfe hoffe ich auch durchzukommen!

Euer Durchlaucht überreiche ich hierüber die befohlene Photographie; hoffentlich werde ich sie baldigst durch eine bessere ersetzen können. Es ist in der Welt Usus geworden, Photographie gegen Photographie einzutauschen. Wollen Euer Durchlaucht mir die Ihrige nicht als einen Beweis Ihrer Huld schenken, so folgen Sie mindestens gnädigst dem Usus!

Es ist der Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung und Verehrung, mit welchem ich zu zeichnen die Ehre habe als

Euer Durchlaucht allergehorsamster
von Fransecky,
General der Infanterie.

Straßburg, am 7. April 1871.

VIII.

Eskortirt von meinem Neffen, dem Erbprinzen Leopold und in Begleitung von Fräulein Runkel, mit Jimmy und meiner Taube, die ich als Geschenk für meine jüngste Nichte, Prinzessin Flaminia in Anholt, bestimmt hatte, verließ ich Amiens. Ehe ich zu meinem so lange verlassenen, einst glücklichen Heim in Koblenz zurückkehrte, hatte ich beschlossen, einen Besuch in Anholt zu machen, um mit meinem Schwager in Bezug auf meine Zukunft zu berathen. Mein Mann hatte mich in seinem Briefe der Sorge des Fürsten Alfred empfohlen und dieser mir wiederholt die Versicherung gegeben, daß er mir als ein Bruder beistehen wolle.

Als der Krieg so plötzlich ausbrach und wir Koblenz verlassen mußten, war es unmöglich, irgendwelche Arrangements zu machen. Ich fürchtete mich, dorthin unvorbereitet zurückzukehren, da ich wohl wußte, was mich dort erwartete. Nothwendigkeit hatte mich gezwungen, auf die Erbschaft meines Mannes zu verzichten, was ich dem

Rath meines Schwagers zufolge that, da ich nicht im Stande war, alle Schulden zu bezahlen, wovon mein Mann den größten Theil vor unserer Heirath gemacht hatte. Es waren da aber Schulden, die während unseres Lebens in Koblenz entstanden und unter ihnen eine große Anzahl unbezahlter Haushaltungs-Rechnungen, die wir Dienstboten und Geschäftsleuten schuldeten, die ich mich ehrenhalber zu zahlen verpflichtet fühlte und sollte ich zu dem Ende die größten Opfer zu bringen haben.

Ich wußte sehr wohl, daß ich gesetzlich nicht dazu verpflichtet war, allein es gibt noch höhere Gesetze als die, welche von den Gerichten und Advokaten gehandhabt werden. Diese Schulden waren vergleichsweise unbedeutend; sie betrugen im Ganzen nur einige tausend Thaler, und ich erwartete von Fürst Alfred, daß er meine Ansichten theilen und mir beistehen würde, sie auszuführen.

Fürst Alfred hatte seinem Bruder oft geholfen. Obwohl er dazu nicht durch die Gesetze gezwungen war, so machten doch andere Gesetze, worauf ich eben anspielte, diese Hülfe zu einer Pflicht. Die unbedeutende Apanage, zu welcher Felix als jüngerer Bruder berechtigt war (achtzig Thaler monatlich), war mit Beschlag belegt worden zur Bezahlung der Schulden, die er gemacht, als er in österreichischen Diensten war. Bei seiner Rückkehr von Mexiko gab ihm Fürst Alfred aus seiner Tasche zwölfhundert Thaler jähr-

lich und bezahlte einen Theil seiner Schulden, wofür ihm eine Lebensversicherungspolice als Sicherheit diente. Dieß Geld wurde dem Fürsten Alfred ausgezahlt, und auf diese Weise wurden seine Geldopfer sehr vermindert. Ueberdieß erloschen mit Felix' Tode die regelmäßige Apanage wie auch die Extrarente von zwölfhundert Thalern.

Ich bin weit entfernt, Fürst Alfred deßhalb zu tadeln, daß er vorsichtig handelte, denn er hatte selbst eine zahlreiche Familie und außerdem das Gesetz auf seiner Seite.

Der Fürst hielt es für die Ehre seiner Familie nicht für nöthig, Wucherer zu bezahlen, welche von dem Leichtsinn des jungen Prinzen Nutzen gezogen hatten, und seine Ansichten in dieser Beziehung wurden von anderen Männern gebilligt, welche über solche Dinge besser urtheilen konnten als ich, und diese Ansichten verletzten mein Gefühl auch nicht. Ganz anders war das jedoch in Bezug auf die ehrlichen, unbestreitbaren Forderungen von Handwerkern und Kaufleuten, welche uns die nöthigsten Lebensbedürfnisse geliefert hatten, welche von ihrem ehrlichen Handel lebten, wie Materialisten, Fleischer, Bäcker, Schneider, Schuhmacher u. s. w., gar nicht von den Hausdienstboten zu reden, deren Forderungen zu bezahlen vor dem Kriege unmöglich gewesen war. In Bezug auf diese Schulden wichen meine Ansichten von denen meines Schwagers ab, der behauptete, daß ich sie nicht zu be=

zahlen brauche, und es verweigerte, mir Geld zu diesem Zweck zu leihen.

Während meines kurzen Aufenthaltes in Anholt gelang es mir nicht, seine Meinung zu ändern, was mich sehr betrübte und wunderte. Durch sein tapferes Benehmen in Mexiko und seinen glorreichen Tod hatte mein armer Mann mehr für die Ehre der Familie gethan als irgend eines ihrer Mitglieder seit einigen hundert Jahren, und ich bildete mir ein, daß das Oberhaupt der Familie sein Andenken durch Aufopfern einiger unbedeutender Tausende ehren würde, umsomehr, da er ja die Lebensversicherungssumme erhalten und nicht länger ein Jahrgeld zu zahlen hatte.

Der Fürst bot mir Zimmer und freie Station in seinem Schlosse an, wo ich bis zu meinem Tode von seiner Gnade hätte leben können; da ich jedoch meine Pension von Seiner Majestät dem Kaiser von Oesterreich, die ich nicht der Familie Salm, sondern mir selbst verdankte, und überdieß eine kleine Pension als Frau eines auf dem Schlachtfelde gestorbenen preußischen Majors hatte, — und aus anderen Ursachen, — so nahm ich dieses Anerbieten nicht an und kehrte mit einiger Bitterkeit im Herzen und nur gegen zweihundert Thalern in meiner Tasche nach Koblenz zurück.

Als ich in mein altes Heim trat, das erste, welches

ich seit meiner Heirath gehabt hatte und wo ich glücklich gewesen war, fühlte ich, wie eine Mutter fühlen mag, die ihr Kind verloren hat und zum ersten Mal in die leere Kinderstube tritt, wo noch die Spielsachen umherliegen, mit welchen ihr Liebling einst spielte. Als ich meines Mannes Schreibtisch öffnete und in seinen Zimmern umhersah, erinnerte mich jede Kleinigkeit an irgend einen Vorfall oder an Worte, die er gesagt hatte, und mein Schmerz, zu dem ich gewissermaßen während der Pflichten des Krieges keine Muße hatte, brach mit neuer Kraft aus.

Die mir von den Damen und meinen Freunden in Koblenz bewiesene Theilnahme war allerdings ein lindernder Balsam, allein konnte mich doch nicht meinen Verlust vergessen machen und mich auch nicht verhindern, über meine isolirte und elende Lage nachzudenken, welche mir nicht einmal den melancholischen Luxus gestattete, meinem Schmerze nachzuhängen.

Rohe Realität klopfte an meine Thür in der Gestalt jammernder Gläubiger. Arme Leute! Sie waren vollkommen in ihrem Recht, wenn sie Zahlung für Dinge verlangten, die sie, und meistens auf meine eigene Bestellung, geliefert und wofür sie ihr eigenes Geld ausgelegt, welches sie durch Fleiß und Arbeit verdient hatten. Wer kann sie tadeln, daß sie meine traurige und trost=

lose Lage nicht begriffen! Gewohnt, auf Fürsten mit einer gewissen Achtung zu sehen, konnten sie es sich nicht vorstellen, daß eine Prinzessin nicht im Stande sein sollte, ihre paar Thaler zu bezahlen, oder dieselben von der Familie ihres Mannes zu bekommen und sein Andenken vor der Schande zu bewahren, ehrliche Handwerker betrogen zu haben. Ich kann sie nicht tadeln, wenn sie meiner Unwilligkeit oder Gemeinheit zuschrieben, was einzig das Resultat der gänzlichen Unfähigkeit, sie zu bezahlen, war. Möglich, daß eine gewisse Klasse von Leuten über diese unfürstliche Schwachheit die Achseln zucken, allein Thatsache ist, daß ich mich sehr unglücklich und elend fühlte; denn solchen Demüthigungen war ich noch niemals ausgesetzt gewesen. Ich war in einem beständigen Fieber, denn stets, wenn die Klingel gezogen wurde, erwartete ich einen andern Gläubiger, oder wenn ich zum Fenster hinaussah, erblickte ich demselben gegenüber einen, der das Haus mit ärgerlicher Miene ablauerte. Frau von Corvin, obgleich selbst betrübt, da sie eben ihre Mutter verloren hatte, kam von Frankfurt nach Koblenz, um mich zu trösten; sie war Zeuge meiner Demüthigung und meiner Angst, und so war es Fräulein Runkel, die Alles that, diese aufgeregten Gläubiger mir ferne zu halten, vor welchen ich mich um so mehr fürchtete, je mehr ich von der Gerechtigkeit ihrer Forderungen überzeugt war.

Dieser Zustand wurde unerträglich, und ich fühlte die Nothwendigkeit, irgendwie zu einer Abmachung zu kommen. Ehe ich jedoch einen Entschluß ausführte, den ich im Sinne hatte, hielt ich es für recht, noch einmal an den Bruder meines Mannes zu appelliren, und hatte ihn gebeten, nach Koblenz zu kommen, oder, wenn er dieß nicht wolle, mir an irgend einem andern Ort eine Zusammenkunft zu gewähren.

Als er mir das abschlug, schrieb ich unterm 7. März nochmals an ihn und erhielt von ihm eine vom 9. März datirte Antwort, aus welcher ich nur einige Stellen anführen will:

Anholt, den 9. März 1871.

Recht leid thut es mir, liebe Agnes, aus Deinem vorgestrigen Brief zu ersehen, daß Du, weil ich jetzt nicht zu Dir kommen wollte und Dir auch das Rendezvous abgeschlagen habe, glaubst, ich wollte mein Wort, Dir immer wie ein Bruder zur Seite zu stehen, nicht halten. Das ist, darauf kannst Du Dich verlassen, nicht der Fall; ich schlug Dir die Bitte lediglich aus dem Grunde ab, weil ich vermuthete, daß Du Deine Geldangelegenheiten mit mir besprechen wolltest, und darauf konnte und werde ich mich, wie ich Dir bereits oft erklärt habe, nicht einlassen. Ich will Dir gerne, wenn Du Dich danach be=

nimmst, fortan eine jährliche Zulage zusichern, aber sonstige Opfer, zum Schaden meiner Kinder, kann und werde ich nicht mehr bringen.

Daß Du Dich beim König und der Königin über mich und meine Familie beklagen willst, überlasse ich ganz Deinem eigenen Ermessen; doch möchte ich mir noch erlauben, Dir bei dieser Gelegenheit einen freundschaftlichen und gewiß auch wohlmeinenden Rath zu geben, nämlich den: den König nicht wieder um Geld zu bitten, es wäre, nach meiner Ueberzeugung, nachdem er bereits so viel für Dich und Felix gethan hat, nicht Deiner würdig, aufrichtig gesagt, eine große Indelikatesse und Taktlosigkeit Deinerseits, an der ich mich jedenfalls in keiner Weise zu betheiligen wünsche. Ich habe Dir das früher schon, wie Du Dich dessen wohl erinnern wirst, mehrere Male gesagt, indessen umsonst, Du bleibst bei diesem Vorhaben, und ich habe es alsdann damals und muß ich es auch jetzt noch Deinem eigenen Zartgefühl überlassen, ob Du dieses Projekt dennoch ausführen willst.— Lebe nun wohl, liebe Agnes, und sei fest davon überzeugt, daß ich Dir, wie ich es bisher unter allen Umständen bewiesen habe, auch ferner noch, in treuer, verwandtschaftlicher Liebe, zur Seite stehen werde.

Dein Schwager

Alfred.

Es ist wohl verzeihlich, wenn ich in meiner Noth solche Versicherungen nicht gehörig würdigte, da sie mit der Verweigerung eines Darlehens von ein paar tausend Thalern verbunden waren, für welche ich bereit war, einen Theil meiner Pension zu opfern, von der ich nur so viel zurückbehalten wollte, als zu einem sehr sparsamen Leben nöthig war, oder nöthigenfalls meine ganze Einnahme und mich in ein Kloster zurückzuziehen. Ich bin versichert, daß billigdenkende Personen mich nicht tadeln werden, daß ich ebenso die jährliche „Zulage" ablehnte, wie ich es mit dem Anerbieten gethan habe, als ein Kostgänger im Schlosse Anholt zu leben.

Es widerstrebte mir allerdings sehr, mich an Seine Majestät zu wenden, der bereits so viel für meinen Mann gethan hatte; allein andererseits hatte ich in diesem Lande keine andere Hülfe, und überdieß hoffte ich, daß unser gütiger und edelherziger Kaiser meinen Mangel an „Delikatesse und Takt" übersehen würde, in Betracht daß derselbe das Resultat eines edlern „Taktes" war, der mich nicht für mich selbst, sondern für die Ehre und das Andenken meines Mannes besorgt machte, der die Schuld an seinen gnädigsten Monarchen damit bezahlt hatte, daß er für ihn und sein Vaterland auf dem Schlachtfelde gestorben war, und daß seine eigene Familie dieses Andenken mißachtete.

Der Kaiser war jedoch noch in Frankreich und die jammernden Gläubiger waren an meiner Thür. Promptes Handeln war nothwendig. Unter diesen Umständen erinnerte ich mich eines Mannes, mit dem ich im Kriege bekannt geworden war und der auf mich den Eindruck eines guten und edeldenkenden Mannes gemacht hatte, — Baron Eduard Oppenheim, der große Bankier in Köln. Indem ich ihm die Lage auseinandersetzte, in welcher ich mich befand, ersuchte ich ihn um ein Darlehen von zweitausend Thalern, welche hinreichten, die allerdringendsten Schulden zu bezahlen. Der Baron entsprach meinem Vertrauen in der liebenswürdigsten Weise.

Als der Kaiser nach Berlin zurückgekehrt war, ging ich dorthin in Begleitung von Fräulein Runkel. Oberst von Corvin war noch nicht aus Frankreich zurückgekehrt und Frau von Corvin hatte noch keine andere Wohnung genommen, sondern wohnte Chambre garni, wo sie keinen Platz für mich und Fräulein Runkel hatte; ich mußte daher in einem Hotel absteigen.

Auf meinen Wunsch kam Graf Lehndorf, der Adjutant Seiner Majestät, zu mir; ich machte ihn mit dem Zweck meines Besuches bekannt und ersuchte ihn, mir eine Privataudienz bei dem Kaiser zu erwirken.

Diese Audienz wurde gnädigst bewilligt, und ich werde dieselbe stets als eine der liebsten Erinnerungen meines

Lebens im Herzen behalten, nicht sowohl wegen deren materiellem Erfolg, sondern weit mehr, weil sie mich unsern gütigen Kaiser noch mehr lieben und verehren lehrte, und weil ich in dieser Audienz, die beinahe eine Stunde dauerte, die Genugthuung hatte, zu sehen, daß meine Ansichten über Ehre und was ich dem Andenken meines Mannes schuldete, nicht beachselzuckt, sondern als richtig und passend völlig gebilligt wurden von der höchsten Autorität, dem ersten Fürsten und Gentleman der Welt, dem großen Kaiser von Deutschland.

Seine Majestät waren außerordentlich gütig und gnädig und hörten meine lange Auseinandersetzung und Bitte mit großer Aufmerksamkeit und Geduld an. Als ich geradezu fragte, ob ich recht oder unrecht in meinem Gefühl sei, daß ich die Verpflichtung habe, diejenigen Schulden meines Mannes zu bezahlen, die gemacht wurden als ich mit ihm in Koblenz lebte, wenn ich auch die Erbschaft abgelehnt hätte, und erklärte, genau der Entscheidung Seiner Majestät folgen zu wollen, erwiederte der Kaiser mit einer gewissen Emphase und dem Ausdruck ehrlicher Entrüstung auf seinem edeln Gesicht, daß ich sicherlich recht handle, wenn ich die armen Handwerker bezahle, wenn ich auch die Wohlthat des Gesetzes in Bezug auf die alten Schulden Salm's annehmen könne, die bei Wucherern gemacht worden seien.

Ich sagte dem Kaiser, daß ich von Baron Oppenheim zweitausend Thaler geborgt habe, welche ich zunächst wieder bezahlen möchte, daß ich aber noch weitere viertausend bedürfe, um mit den übrigen Gläubigern, die ich bezahlen wolle, ein Arrangement zu treffen. Seine Majestät wiesen mich an General von Treskow, Ihren Generaladjutanten, welcher die Angelegenheit mit mir arrangiren werde. Ich erklärte diesem wohlmeinenden, trefflichen Herrn, daß ich das Geld nur als ein Anlehen annehmen könne, welches ich durch Anweisung meiner ganzen Wittwenpension abzahlen wolle. Der Kaiser, der vollständig das Gefühl würdigte, aus dem dieser Vorschlag hervorging, war so gnädig, ihn zu billigen und anzunehmen, jedoch mit der Modifikation, daß ich nur viertausend Thaler zurückzahlen sollte, und zwar durch Einbehalten von nur der Hälfte meiner Pension.

General von Treskow schlug vor, den Feldmarschall von Herwarth zu bitten, das Arrangement meiner Angelegenheit zu übernehmen, da ich selbst das Geld nicht empfangen wollte; allein da ich fürchtete, daß es dem alten General zu viel Mühe machen würde, und dachte, daß ein Geschäftsmann mehr an dergleichen Abmachungen gewöhnt sei, so bestand ich darauf, Baron Oppenheim zu bitten, die Sache zu übernehmen, welchen Wunsch er auch freundlichst erfüllte.

Es versteht sich von selbst, daß ich nach meiner Ankunft in Berlin zuerst Ihrer Majestät der Kaiserin meine Ehrfurcht bezeugte, welche ich nun zum ersten Mal nach dem Tode meines Mannes sah. Ihre Majestät erkundigten sich gütigst nach meiner Lage und meinen Absichten für die Zukunft, und als Höchstdieselben von mir hörten, daß ich beabsichtigte, ein Hospital zu übernehmen, so boten mir Ihre Majestät gnädigst ein Zimmer im Augusta-Hospital an, wo ich nicht nur große Ausgaben ersparen, sondern auch Gelegenheit haben würde, mich mit der Leitung einer solchen Anstalt bekannt zu machen. Ich nahm das natürlich mit dem größten Dank an.

Das Augusta-Hospital ist eine Schöpfung Ihrer Majestät und unter ihrer besondern Protektion und Sorge. Es liegt in einem schön angelegten Garten und besteht aus einem Hauptgebäude und zwei daranstoßenden amerikanischen Baracken. Es ist sicherlich das schönste und eleganteste Hospital, welches ich auf dem Kontinent gesehen habe, und ist nicht ein allgemeines Hospital, wie die Charité zum Beispiel in Berlin, sondern mehr dazu bestimmt, Kranke aufzunehmen, welche im Stande sind, für Pflege und Kost zu bezahlen, obwohl auch etwa ein Dutzend Betten für unbemittelte Kranke vorhanden sind.

Indem Ihre Majestät dieses Hospital errichteten, dachten Höchstdieselben auch an die vielen armen Töchter

adeliger Familien und beabsichtigten, wenigstens für einige derselben ein Feld edler Thätigkeit zu schaffen, die wohlthätig für das Allgemeine war und die zugleich ihnen einen Schutz gegen Sorge und Mangel gewährte.

An der Spitze dieses Hospitals stand damals eine Gräfin Rittberg, und vier andere adelige Damen nebst einer Zahl Krankenwärter und Dienstboten unterstützten sie. Die Damen tragen alle dieselbe sehr kleidsame, uniformartige Kleidung und sind durch eine weiße Broche mit dem rothen Kreuz ausgezeichnet. Je zwei dieser Damen haben elegant und anständig eingerichtete Zimmer und außerdem andere Räume zu ihrer Bequemlichkeit, wie Speisezimmer u. s. w. Sie haben in dem Hospital freie Station und hundert Thaler Taschengeld. Der erste Anzug wird ihnen geliefert, allein später haben sie sich selbst zu kleiden.

Das ganze Hospital macht einen sehr angenehmen Eindruck, denn alle Einrichtungen sind sehr praktisch und bequem, und wenn man durch die verschiedenen Krankenräume geht, hat man nicht das unbehagliche Gefühl, welches man in manchen öffentlichen Hospitälern empfindet, wo Oekonomie der Hauptgegenstand zu sein scheint und die Kahlheit der Zimmer und Gänge an Gefängniß oder Kaserne erinnern. Der Geist der Kranken bedarf ebensogut der Erfrischung als der Körper, und der tage- und

wochenlange Anblick kahler, weißgetünchter Wände ist keineswegs erheiternd. Ich bin daher der Ansicht, daß ein gewisser Grad von Ausschmückung und Eleganz in einem Hospital ebenso nöthig ist wie Reinlichkeit, und weder Ausschmückung noch Reinlichkeit fehlen im Augusta-Hospital.

Obwohl mir dieses Musterhospital sehr gefiel, so schien es mir doch, als ob die gütigen Absichten Ihrer Majestät nicht vollkommen erfüllt wären, und namentlich, daß die exklusive Anstellung adeliger Pflegerinnen dem praktischen Erfolg einigermaßen schadete. Obwohl das Hospital von einer adeligen Dame dirigirt sein konnte, so möchte es doch vorzuziehen sein, wenn barmherzige Schwestern statt der adeligen Damen-Pflegerinnen angestellt würden. Barmherzige Schwestern machen die Krankenpflege zu ihrem Lebensgeschäft, sie sind mit Familienbeziehungen fertig, sind zum unbedingten Gehorsam erzogen und meistens vortreffliche Pflegemaschinen, mit denen ein verständiger Direktor ein Hospital ausgezeichnet gut führen kann. Die adeligen Pflegerinnen kommen aus dem Schooße ihrer Familien, bringen Gewohnheiten, hindernde Vorurtheile und Neigungen mit, welche sich mit einem Hospital nicht immer vertragen und welche die Aufrechterhaltung einer strengen Disziplin erschweren, ohne welche eine solche Anstalt nicht prosperiren kann.

Trotz dieser Ansicht in Bezug auf adelige Pflegerinnen war ich mit meinem Aufenthalt in dem Hospital und mit den liebenswürdigen darin angestellten Damen sehr zufrieden. Ihre Majestät die Kaiserin besuchten das Hospital oft, meistens in Begleitung der Gräfin Haake. Eines Tages, als solche königliche Visite angesagt war und Alle sich in ihrem Zimmer befanden, traten die Kaiserin, gefolgt von dem Kaiser, in das, welches ich gemeinschaftlich mit Fräulein Runkel bewohnte. Gräfin Haake stellte Fräulein Runkel vor und der Kaiser sprach einige freundliche Worte mit ihr und erkundigte sich nach ihren Brüdern, die den Krieg als Offiziere mitgemacht hatten. Seine Majestät sind fast immer guter Laune und machen oftmals irgendwelche scherzhafte Bemerkungen, die stets bei Denen, an welche sie gerichtet sind, ein sehr angenehmes Gefühl zurücklassen; denn in den Scherzen des Kaisers ist niemals eine Färbung von Malice; er ist die Güte selbst.

Ich blieb etwa vierzehn Tage im Augusta-Hospital und würde länger geblieben sein und bis all' meine verwickelten Angelegenheiten geordnet waren, wenn ich nicht Briefe erhalten hätte, welche meine Anwesenheit in Koblenz nöthig machten.

Zwei Tage vor meiner Abreise traten Ihre Majestät in mein Zimmer, setzten sich auf das Sopha und nahmen ein kleines Päckchen und eine Photographie aus der Tasche.

Das Päckchen enthielt eine schwarze Onyxbroche mit einem Medaillon dahinter. Nachdem die Kaiserin mit einer Scheere die Photographie beschnitten hatte, so daß sie in das Medaillon paßte, gab sie mir die Broche und ersuchte mich, dieselbe als ein Andenken von ihr zu tragen, dabei bemerkend, daß sie selbst dieselbe in schweren Augenblicken getragen habe. Durch diese große Güte meiner allergnädigsten Herrin sehr gerührt, steckte ich die Broche an, und da ich etwas abergläubisch bin, so bildete ich mir ein, daß sie eine Art von Talisman sei, der mich gegen Unglück schützen würde und den ich wie meinen Augapfel hüten müsse. Da die Nadel mir nicht sicher genug schien, ging ich nach meiner Rückkehr in Madame Goldschmidt's Juweliergeschäft und ersuchte sie, mir eine Extrakette als größere Sicherheit zu machen; allein sie lachte darüber und sagte mir, daß die Nadel so sicher als möglich sei. Das war indessen doch nicht der Fall. Als ich eines Abends mich auskleidete, entdeckte ich mit Schrecken, daß mein vermeintlicher Talisman fort war, und ich wurde um so ängstlicher, da ich sonst niemals etwas verliere und mir fest einbildete, daß es nun mit meinem Glück auch vorbei sei. Ich erließ in verschiedenen Zeitungen Ankündigungen und bot eine Belohnung, welche den materiellen Werth der Broche weit überstieg, — allein umsonst, sie wurde nicht gefunden, mir wenigstens nicht wieder ge-

bracht. Ich fürchtete mich, Ihre Majestät wieder zu sehen, und als eine freundliche Dame mir rieth, eine ähnliche Broche zu kaufen, versichernd, daß die Kaiserin den Tausch nicht merken würde, konnte ich dem Rath nicht folgen, da er meinem Gefühl widerstrebte. Die Kaiserin bemerkte meinen Verlust nicht, allein es hat mich stets wie eine Schuld gedrückt, daß ich ihr denselben nicht beichtete.

Als ich nach Koblenz zurückkehrte, fühlte ich mich in meinem Logis sehr traurig und unbehaglich, da Alles mich an die glückliche Vergangenheit erinnerte. Ueberdieß stimmte es nie ganz mit meinem Begriff von einem Heim, und es war mir unerträglich, mit anderen Leuten in demselben Hause zusammen zu wohnen; ich wollte ein Heim haben, wo ich nicht von Anderen gestört wurde. So sehr ich doch gewünscht haben würde, in Koblenz zu bleiben, wo ich so viele liebe Freunde hatte, so konnte ich dort doch kein Häuschen finden wie ich es wollte, war aber glücklich genug, ein solches, welches mir in jeder Hinsicht zusagte, in Bonn zu finden, welche Stadt mir immer gefallen hatte, und zwar zu einem geringern Preise, als der war, den ich in Koblenz für mein Logis bezahlte.

Das Haus gehörte dem Bonner Bankier Herrn Albert Cahn, der es sehr geschmackvoll für seine kürzlich gestorbene Frau eingerichtet hatte, während er sein pracht=

volles Schloß in Plittersdorf am Rhein, „auf'm Rech“ genannt, erbaute.

Die Anstrengungen, welche ich gehabt, und die sorgenvolle Zeit, die ich durchgemacht hatte, schwächten meine sonst kräftige Gesundheit, und die Quälereien, die mir durch die Zudringlichkeit mancher Gläubiger meines Mannes verursacht wurden, machten es noch schlimmer. Da man gewahr wurde, daß ich Einige bezahlte, glaubten sie, daß ich Alle bezahlen müsse, und sie verfolgten mich in der gräßlichsten Weise. Einer von ihnen produzirte selbst einen Wechsel, der nicht nur von Salm unterzeichnet war, sondern der auch meine Unterschrift hatte. Mein Mann hatte mich in der That kurz vor Ausbruch des Krieges ersucht, mit ihm einen Wechsel zu unterschreiben, was ich mich jedoch zu thun weigerte, worüber er sehr böse wurde. Ich hatte den produzirten Wechsel nicht unterzeichnet, meine Unterschrift war eine Fälschung, allein dieser Mann glaubte in seinem Recht zu sein und klagte. Es ist freilich wahr, daß das Gericht zu meinen Gunsten entschied, da die Sachverständigen erklärten, daß die Unterschrift nicht die meinige sei, allein ich wurde mehrmals vorgeladen und zu sehr unbequemen Zeiten, denn zweimal wurde ich genöthigt, meine Reise zu unterbrechen und von weiter Ferne nach Bonn zurückzukehren.

Die Aerzte riethen mir, zu einer Luftveränderung

nach der Schweiz zu reisen, und ich ging in Begleitung von Fräulein Runkel nach Luzern. Unter meinem wirklichen Namen zu reisen, würde die Reise zu kostspielig gemacht haben, und ich trat daher in die Pension Kaufmann unter dem angenommenen Namen Baronin von Stein. Obgleich meine Gesundheit sich dort besserte, wurde ich doch immer trauriger, und mir kam immer wieder der Gedanke, ein Hospital zu übernehmen, oder wenn ich keins finden sollte, in ein Kloster zu gehen.

Nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in Luzern kehrte ich nach Bonn zurück. Meine Angelegenheiten wurden durch Baron Oppenheim arrangirt, aber er wollte und konnte nicht alle Gläubiger meines Mannes befriedigen, die sich einbildeten, daß sie, da sie bei dem Baron nicht reüssirten, ihren Zweck erreichen werden, wenn sie mir das Leben sauer machten.

Meine Absicht, mich in ein Hospital oder Kloster zurückzuziehen, wurde dadurch noch mehr bestärkt; allein alle meine Freunde waren durchaus dagegen und ich ließ mich noch einmal bewegen, auf bessere Zeiten zu hoffen.

Da mein Gesundheitszustand sich wieder verschlimmerte, sandte man mich im Oktober 1872 nach dem Genfer See, wo ich in Clarence in der Pension Ketterer lebte. Dort fand ich mehrere rekonvalescente Offiziere aus dem letzten Kriege mit ihren Frauen und andere Damen und

führte ein sehr friedliches, angenehmes Leben. Dort sah ich auch den Prinzen Albrecht von Preußen zum letzten Mal und wurde mit der Gräfin, seiner Gemahlin, und ihren zwei Söhnen bekannt.

Ich blieb in Clarence bis nach Weihnachten; als es jedoch dort kalt wurde, rieth der Arzt, nach Italien zu gehen, und ich reiste nach Pisa. In dem Hause eines Doktors Feroce fand ich eine große und sehr hübsche Wohnung, wofür ich das Vierteljahr nur fünfhundert Franken zu zahlen hatte. Alles war im Verhältniß wohlfeil. Von einem nahe gelegenen Restaurant, dem Bruder meines Wirthes, erhielten wir ganz vortreffliche Mittag- und Abendessen mit Wein so viel man wollte für drei Franken täglich für jede von uns Beiden.

Obgleich ich dort inkognito lebte, entdeckte doch der Geistliche, der mir Unterricht im Italienischen gab, meinen Namen, und so kam es, daß ich mit anderen Personen bekannt wurde, die zur Gesellschaft von Pisa gehörten, wie Gräfin Pandolfi, Gräfin Samniniatelli und andere sehr angenehme Damen und Herren, mit denen ich angenehme Stunden zubrachte. Ich machte häufig Ausflüge in die Nachbarschaft, meistens zu Pferde, und ritt besonders gern durch einen Wildpark des Königs, wo Hirsche und wilde Schweine ganz zahm waren, am Wege grasten und uns ganz dreist ansahen, wenn wir vorüber kamen.

Obwohl ich Allerlei über Pisa und andere Orte in Italien sagen könnte, so muß ich doch berücksichtigen, daß dieß ein sehr betretener Boden und daß mein Buch überdieß dicker geworden ist, als ich beabsichtigte. Ich will mich daher auf eine sehr flüchtige Skizze beschränken, um den Leser nicht zu ermüden.

Das große Tagesereigniß war zu jener Zeit der Ausbruch des Vesuvs und ich wollte dieß sehen. Ich reiste daher nach Neapel, wo die Leute in großer Angst waren, da die Asche auf die Stadt fiel und Viele das Schicksal von Pompeji und Herculanum befürchteten.

Als der Ausbruch vorüber war und die Lava aufhörte zu fließen, wollten Alle und besonders Fremde die Wirkungen des Ausbruches so nahe als möglich sehen, und ich ging denn auch mit einer großen Gesellschaft, begleitet von Fräulein Runkel und Jimmy. Die Führer wollten es nicht erlauben, daß wir weiter gingen als bis an einen bestimmten Platz, indem sie sagten, daß ein weiteres Vordringen sehr gefährlich sei. Ich bin in dieser Hinsicht etwas ungläubig gegen solche Versicherungen und neugierig, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, bewog also zwei der Führer, mit uns über die Sicherheitslinie hinaus zu gehen. Da ich indessen bald entdeckte, daß die Sache doch etwas gewagt sei, bestand ich darauf, daß Fräulein Runkel mit Jimmy an einem bestimmten

Ort zurückbleiben sollte, von wo wir sie auf dem Rückweg mitnehmen wollten.

Je weiter wir vordrangen, desto interessanter wurde das Unternehmen, obwohl wir genöthigt waren, über ziemlich weite rauchende Spalten zu springen, wobei ein falscher Tritt uns direkt in Vulkans Werkstätte gebracht haben würde. Meinem weitern Vordringen wurde indessen ein plötzliches Ende gemacht durch Jimmy, der in einem jämmerlichen Zustand ankam. Fräulein Runkel, die es müde wurde, den schweren Hund auf dem Arm zu halten, setzte ihn nieder, als wir nicht mehr zu sehen waren; allein Jimmy folgte mir, gerieth auf glühende Lava und verbrannte sich die Füße. Ich nahm den armen Kerl auf den Arm und kehrte auf demselben Wege zurück, den wir gekommen waren, ein Unternehmen, welches unerwarteterweise dadurch schwierig wurde, daß ich mit beiden Armen den schweren Hund zu tragen hatte. Wir kamen indessen ohne Unfall nach dem Ort zurück, wo die übrige Gesellschaft geblieben war, und erfrischten uns durch eine Flasche Lacrymae Christi, wobei wir sehr bedauerten, daß der Weinberg, wo der Wein gewachsen, mehrere Fuß tief mit Asche bedeckt war, so daß nur die Spitzen der Stöcke herausguckten.

An einer Stelle, wo zwei Wege abzweigten, stand ein steinernes Bild des heiligen Antonius. Die brennende

Lava, die Alles übergossen hatte, blieb gerade vor dem Heiligen stehen und ließ ihn unversehrt, was natürlich als ein Wunder betrachtet wurde. Das Faktum habe ich selbst gesehen.

Wir machten auch einen Besuch in Pompeji, wo wir sehr seltsame Dinge sahen, die den Beweis liefern, daß die Leute vor beinahe zweitausend Jahren ebenso nichtsnutzig waren, als sie es jetzt sind. Da Murray und Bädeker in Jedermanns Hand sind, so verweise ich auf sie und spare die Mühe, unvollkommen zu beschreiben, was sie mit mehr Kunst und Kenntniß beschrieben haben, als mir zu Gebot stehen; und was meine Eindrücke beim Anblick der pompejanischen Wunder anbetrifft, so waren sie wahrscheinlich dieselben, die alle Besucher haben, die dort ebenso unwissend hinkommen wie ich.

IX.

Ich hatte die Idee, in ein Kloster zu gehen, nicht aufgegeben, allein meine Freunde hatten doch bewirkt, daß ich solchen Schritt nicht übereilte. Ich hatte beschlossen, die höchste Autorität unserer Kirche, Seine Heiligkeit den Papst, zu Rathe zu ziehen und zu thun, was er mir zu thun gebieten werde. Schon von Pisa hatte ich an die Gräfin Schulenburg geschrieben und Ihre Majestät gebeten, mir eine Empfehlung zu verschaffen, welche meine Schritte erleichterte. Die gnädigste Kaiserin erfüllte meine Bitte und veranlaßte den Grafen Arnim, mir einen Empfehlungsbrief zu senden, welcher an Monsignore Merode gerichtet war.

Ich hatte auch an Baron Oppenheim geschrieben und dieser schickte mir eine Karte von einem seiner Freunde, Baron S., an den Grafen Brasier de St. Simon, den deutschen Gesandten in Rom, dessen Gesandtschaft er früher attachirt gewesen war und mit dem er auf vortrefflichem Fuße zu stehen glaubte.

Als der Graf diese Karte erhielt, sagte er zu seinem Legationssekretär: „Mag der Himmel wissen, was dieser leichtsinnige Kerl mir für ein Frauenzimmer über den Hals schickt! Ich werde mich hüten, Notiz von ihr zu nehmen," und es kostete einige Mühe, ihn zu bewegen, mir einen Besuch zu machen, was er erst drei Tage später that, da ich vergessen hatte, meine Wohnung in Rom auf meiner Karte anzugeben. Diese wurde indessen durch einen alten Italiener aufgefunden, welcher das Factotum des Grafen war.

Als derselbe zu mir kam, war sein erstes Wort, ehe er sich setzte: „Wie um des Himmels willen, Prinzessin, sind Sie mit dem Kerl, dem S., bekannt geworden?" *) Als ich ihm sagte, daß ich „den Kerl" gar nicht kenne, wurde sein Gesicht freundlicher; er setzte sich, und es gelang mir, die Gnade seiner excentrischen Excellenz in ganz ungewöhnlichem Grade zu gewinnen, welche Gunst noch erhöht wurde, als auf thierischen Magnetismus und verwandte Dinge die Rede kam, und er entdeckte, daß mich

---

*) Da der Graf ein seltsamer alter Mann war, so nahm ich an, daß er ein Vorurtheil gegen den Baron habe, mit dem ich erst viel später bekannt wurde; allein ich bedaure, daß ich die Warnung des alten Diplomaten unbeachtet ließ, denn ich entdeckte zu meinem Schaden, daß er von dem Baron eine vollkommen wohlbegründete Meinung hatte.

der Gegenstand nicht nur lebhaft interessirte, sondern daß ich selbst einige praktische Erfahrung hatte.

Graf Brasier de St. Simon war ein kleiner, vertrockneter alter Mann, mit dünnem grauem Haar und hervorstehenden Backenknochen, aber kleinen, lebhaften grauen Augen. Seine Kleider hingen um ihn wie um eine Vogelscheuche und waren stets dieselben. Ich glaube, er hatte nur den einen Anzug und der war ziemlich seltsam für einen alten Botschafter. Er war aus einem dicken englischen Stoff — denn der Graf fror beständig — grau, mit rothen sich durchkreuzenden und große Vierecke bildenden Linien. Trotz dieses Anzuges sah er nicht gewöhnlich, sondern immer wie ein Mann von Distinktion, wie ein alter Diplomat aus. Er war über Siebenzig, obwohl er das nicht zugeben wollte, und als zum Zweck des Census die Liste herumging, gab er sein Alter um zehn Jahre jünger an als er wirklich war.

Er war sehr geizig und darüber zirkulirten eine Menge Anekdoten. Seine Stellung machte es nöthig, daß er hin und wieder ein Diner gab, aber diese Diners waren wegen des schlechten Weines gefürchtet. Einst bei solchem Diner, als er zwischen dem englischen und dem russischen Gesandten saß, rieth er ihnen, nicht von dem vor ihnen stehenden Wein zu trinken, sondern aus seiner Flasche. Der andere Wein, obwohl ausgezeichnet, bekomme nicht

Jedem und ihm gar nicht; er nannte ihn „mixtum compositum“ und das war in der That ein passender Name. Er hatte von einem Gut, welches er irgendwo in Italien besaß, ein Faß Wein bekommen, welches unterwegs zerbrochen und worin der Wein schlecht geworden war, allein er verbesserte ihn, indem er ihn mit geringem florentiner Wein mischte.

In seinen jüngeren Jahren war er ziemlich locker gewesen und seine vielen magnetischen Experimente mit Frauen verdarben etwas seine diplomatische Carrière, da sie manchmal sehr erstaunliche Folgen hatten. Als er alt wurde und fühlte, daß seine magnetische Kraft nachließ, er sein Steckenpferd aber nicht ganz aufgeben wollte, so engagirte er als Gehülfen einen jungen Apotheker, der mit den Weibern operirte, während der alte Magnetiseur im Nebenzimmer eifrig eine von ihm selbst erfundene Maschine drehte, durch welche magnetische Kraft übertragen werden sollte.

Der Graf war sehr ärgerlich darüber, daß er seine schöne Wohnung in Florenz hatte aufgeben und nach Rom ziehen müssen, wovon er nichts sehen wollte, obwohl er hin und wieder es nicht vermeiden konnte, mit Personen auszugehen, die an ihn empfohlen waren. Er war sehr lebhaft und seine Unterhaltung amüsant, da er sarkastisch und witzig war.

Einst kam ein Kommerzienrath, der in einer großen Stadt Konsul war, mit seiner fetten Frau und musikalischen Tochter nach Rom und waren an den Grafen empfohlen worden. Sie waren außerordentlich begierig, bei Hofe vorgestellt zu werden, und sehr unglücklich darüber, als sie hörten, daß der König nicht empfinge, und als auch der Graf erklärte, daß er als deutscher Gesandter sie nicht in Privat-Familien einführen könne. Er besänftigte sie indessen einigermaßen dadurch, daß er sie dem türkischen Gesandten vorstellte, wo die musikalische Tochter ihr Talent leuchten lassen konnte, und daß er ihnen Billets zu ungewöhnlichen Festlichkeiten, öffentlichen Vergnügungen 2c. verschaffte.

Als das Museum im Kapitol zum ersten Mal bei Gaslicht geöffnet war, waren das ganze diplomatische Korps und die feine Gesellschaft von Rom gegenwärtig. Graf Brasier war auch dort mit der fetten Frau des Konsuls am Arm. Indem er ihr eine ganz besondere Ueberraschung versprach, führte er sie durch einen langen Gang, an dessen Ende eine Thür eine Nische verschloß. Die Thür sprang plötzlich auf und vor ihnen stand die berühmte kapitolinische Venus, welche ihre Rückseite präsentirte.

Die fette Dame war außer sich vor Entzücken und rief einmal über das andere: „Ist das nicht wunder-

schön, entzückend! — Ist es nicht so, Excellenz?“ — Der galante Graf sagte mit angenommener Verwirrung: „Ja, in der That, Madame, es ist schön, — es scheint so; allein ich weiß doch nicht — ich würde nur darüber ein richtiges Urtheil haben, wenn ich vergleichen könnte, wenn Sie sich in demselben Kostüm auf das leere Postament daneben stellen wollten?“ Sie nahm das für ein Kompliment, erröthete und schlug den entzückten alten Schelm mit dem Fächer auf den Arm.

Ich weiß nicht, durch welche Gaben ich die Gunst dieses seltsamen alten Herrn gewann; allein ich kann nicht in Zweifel darüber sein, daß ich einen Eindruck auf ihn machte, denn er zeigte es mir in einer Weise, welche für Alle, die ihn näher kannten, die überzeugendste war. Er holte mich jeden Morgen in seiner Equipage ab — im Miethwagen, denn er hielt keine Equipage — und bot mir stets seine Theaterloge an — natürlich miethete er eine für den Abend — und gab mir sogar kleine Dejeuners und Diners, zum großen Erstaunen seines Legationssekretärs, Graf W., der durch Heirath weitläufig mit der Familie Salm verwandt ist und der gewöhnlich auf unseren Ausflügen und Partieen unser Begleiter war.

Der alte Gesandte hätte mich gar zu gern mesmerisirt und versuchte es, mich zu überreden; allein ich lachte seinen

Vorschlag weg und sagte, daß ich seiner Elektrisirmaschine nicht traue.

Ich bin dem alten, guten Grafen vielen Dank schuldig, denn er begleitete mich überall hin und zeigte mir alles Sehenswerthe in Rom und Umgegend. Als er mit mir in der Engelsburg alle Zimmer durchwandert hatte, was ihn ziemlich echauffirte, veranlaßte ich ihn leider, mich auch in das Gefängniß Benvenuto Cellini's zu begleiten, denn er holte sich hier eine Erkältung, von welcher er nie genas und in Folge welcher er bald nach meiner Abreise starb.

Der Brief des Grafen Arnim verschaffte mir einen sehr freundlichen Empfang von Monsignore Merode, dem frühern Kriegsminister des Papstes und spätern Kardinal. Er gehörte einer großen belgischen Familie an und war sehr reich. Er war ein Mann in seinen besten Jahren und ein sehr stattlicher Herr, der mehr wie ein verkleideter Kürassieroffizier als wie ein Großwürdenträger der Kirche aussah, in der er indessen eine ihrer ausgezeichnetsten Zierden war.

An Herrn von Merode war nichts Mönchisches oder Ascetisches; im Gegentheil, er hatte alle Manieren eines Weltmannes und war sehr angenehm und galant gegen Damen. In seinem Purpur mit großem goldenem Kreuz sah er elegant und prächtig aus. Ich sah ihn sehr oft und

seiner Güte verdanke ich viele Begünstigungen, die sonst nicht leicht bewilligt werden.

Ich theilte ihm meinen Wunsch mit, in ein Kloster zu gehen, allein er stimmte demselben nicht bei und seine Gründe hatten mich schon halb überzeugt, als er mir eine Audienz bei dem heiligen Vater verschaffte, welche Ehre ich zweimal hatte.

Der Papst war von meiner Absicht und über meine Person unterrichtet worden. Er sagte, er glaube nicht, daß ich Beruf für das Kloster habe, und rieth mir, länger darüber nachzudenken, wenigstens noch ein Jahr in der Welt zu bleiben und abzuwarten, ob mein Entschluß Stich halten werde. Dieser Rath des heiligen Vaters war sehr gütig; sein klarer Geist sah voraus, was geschehen würde, denn ehe ein Jahr verging, dachte ich nicht mehr daran, mich in einem Kloster zu begraben.

Monsignore Merode wies mich an einen ausgezeichneten Priester, der englisch redete und dem ich beichtete. Nachdem das geschehen war, erzeigte mir Monsignore die Ehre und Auszeichnung, für mich allein in eigener Person und unterstützt durch einen andern Priester am Grabe des Apostels Petrus, das heißt in der unterirdischen Kapelle eine Messe zu lesen und mir die heilige Kommunion zu geben. Später brachte er mir als Geschenk von dem heiligen Vater ein prächtiges goldenes Agnus Dei in

römischer Mosaik mit der Inschrift Pax tibi auf der Rückseite, und eine Foliophotographie mit der eigenhändigen Unterschrift des Papstes.

Viktor Emanuel war damals ebenfalls in Rom und ich sah ihn häufig, allein es wird Jeder leicht begreifen, daß ich keinen Versuch machte oder machen konnte, an seinem Hofe eingeführt zu werden.

Auf der Promenade sah ich auch eine interessante Dame, die in näheren Beziehungen zu Viktor Emanuel gestanden hatte und nun die Frau eines bedeutenden Politikers geworden war. Sie erschien stets in einer prächtigen Karosse mit einer großen Fürstenkrone auf dem Schlag, denn sie behauptete, früher mit einem deutschen Fürsten aus einer wohlbekannten Familie verheirathet gewesen zu sein, obwohl dieser gewesene Gatte nur denselben Namen trug, ohne Prinz zu sein oder in irgend welcher Beziehung zu der fürstlichen Familie zu stehen. Es gibt zum Beispiel viele Herren von Salm und Herren Solms in Deutschland, und dasselbe ist der Fall in Beziehung auf andere fürstliche Namen.

Die Dame, welche einst großen Einfluß hatte, als sie noch schön war, ist nun passirt, aber um der Welt weiszumachen, daß sie noch jung sei, hat sie ein Kind gemiethet oder angenommen, welches sie sich stets nachtragen läßt, wenn sie aussteigt und eine Promenade macht. Ich

sah sie so aussteigen und bemerkte, was man mir schon früher erzählt hatte, daß sie sehr kurze Kleider trug, um ihre kleinen Füße zu zeigen, zu welchem Ende sie auch Schuhe mit altmodischen Kreuzbändern trug.

Von dieser Dame, ihrem Mann und dem König selbst erzählt man sich in der Gesellschaft die amüsantesten Anekdoten; da aber dergleichen Anekdoten im Druck zu viel verlieren, so darf ich sie hier nicht mittheilen. Wenn man römische Erlebnisse erzählt, ist Diskretion sehr räthlich.

Unter meinen geistlichen Bekannten darf ich nicht vergessen, einen vortrefflichen und ausgezeichneten Mann, meinen Beichtvater, zu erwähnen, den R. P. F. Joseph Mallooly, O. P. S. T. L. Prior von S. S. Sixte und Clement. Was die Buchstaben vor und hinter seinem Namen bedeuten, kann ich nicht verrathen, ich kopire sie jedoch von dem Titel eines Buches, welches er über seine Kirche geschrieben hat, welche sehr merkwürdig ist und deren Wunder er so gut war mir selbst zu zeigen und zu erklären.

Die Kirche von St. Clement ist sehr alt und der vollkommenste Typus der altkatholischen Basiliken, aber im Jahre 1857 entdeckte man unter dieser Kirche eine noch weit ältere, welche absichtlich verschüttet worden war. In diesem alten Bauwerk fand man nicht nur kostbare Marmorsäulen und Mosaike, sondern auch sehr werthvolle

Frescogemälde, die vom dritten bis neunten oder zehnten Jahrhundert datiren. Es war sehr schwierig, zu diesen kostbaren Reliquien zu gelangen, denn es mußte geschehen, ohne die Sicherheit der obern Kirche zu gefährden.

Die Frescogemälde sind sehr interessant, und da diese unterirdischen Schätze erst seit 1866 zugänglich geworden sind, so werden viele Besucher Roms noch nichts davon wissen und Künstler und Alterthumskenner werden es mir danken, daß ich sie auf St. Clement aufmerksam mache.

Ich war fünf Wochen in Rom gewesen und würde gerne länger geblieben sein, wenn der früher erwähnte Prozeß nicht abermals mein persönliches Erscheinen in Bonn nöthig gemacht hätte.

Ich war nur eine kurze Zeit in meinem Hause gewesen, als ich von meiner lieben Freundin Frau von G. die Einladung erhielt, sie zu besuchen. Ihr Mann, der Oberst, hatte seinen Vorsatz, die Armee zu verlassen, aufgegeben und kommandirte nun in Rostock in Mecklenburg.

Fräulein Runkel in meinem Hause zurücklassend, reiste ich allein nach Rostock ab. Ich war aber erst kurze Zeit dort gewesen, als Oberst von G. die Manöver mitmachen mußte, die ihn eine Zeitlang von Hause fern hielten, und seine Frau und ich beschlossen daher, die Zeit seiner Abwesenheit in dem Seebade Warnemünde an der Ostsee zuzubringen.

Schon bei meiner Ankunft in Rostock hatte ich bei der verwittweten Großherzogin von Mecklenburg, der Schwester unseres Kaisers, eine Audienz nachgesucht und auch den Ehrendamen der jungen Großherzogin meine Visite gemacht. Während ich bei der verwittweten Großherzogin in Heiligendamm bei Rostock war, traten der Großherzog und die Großherzogin, die von meinem Besuch gehört hatten, in das Zimmer und ich wurde ihnen vorgestellt.

Während meines Aufenthaltes in Warnemünde fand ein jährliches Volksfest statt, an welchem der Großherzog mit seinem Hofe stets theilnahm. Als Ihre Königlichen Hoheiten nach Warnemünde kamen und mich beim Vorübergehen am Fenster sahen, grüßten sie und luden mich ein, am Abend an der „Stromfahrt" theilzunehmen.

Mehrere hundert Boote von allen Größen, das Boot, welches die Herrschaft enthielt, an der Spitze, fuhren unter Musik die Warne hinunter. Die Boote waren alle mit Blumenguirlanden und Dächern verziert, an denen eine Menge chinesischer Laternen hingen. Es war eine reizende, lebhafte Szene, denn unter großem Vergnügen und Lachen entspann sich zwischen den Insassen der verschiedenen Boote ein originelles Gefecht. Bei dem römischen Karneval bewirft man sich mit Confetti, allein hier gebrauchte man Blumensträuße, die vorher in's Wasser getaucht waren.

Es war das ein ziemlich nasses Vergnügen und zum Schutze unserer Toiletten trugen wir Alle Waterproofs.

Es war sehr amüsant, die liebliche junge Großherzogin dabei zu beobachten, die lebhaft auf den Scherz einging und deren ganzes Gesicht von fröhlicher Aufregung strahlte, als sie unaufhörlich nach allen Richtungen hin Bouquets schleuderte und von anderen getroffen wurde. Das Fest dauerte bis zehn Uhr, wo die Herrschaften in ihre Equipagen stiegen und nach Heiligendamm zurückkehrten.

Derselbe ekelhafte Prozeß wegen meiner gefälschten Unterschrift, der mich von Rom gerufen hatte, störte mich hier auch, und in Folge eines dringenden Briefes von meinem Advokaten kehrte ich nach Bonn zurück.

Es war mir indessen noch nicht gestattet, zu Hause zu bleiben. Ich war sehr schwach und krank. Die Aerzte sagten, daß mein ganzes Nervensystem in Unordnung sei, riethen mir, wieder in ein Seebad zu gehen, und ich wählte Scheveningen. Dort wurde ich so elend, daß man mich die Treppe hinauf und hinunter tragen und in einem Rollwagen an das Seeufer führen mußte.

Ich hatte freilich viele Beschwerden und Sorgen gehabt und sie hatten sicherlich Einfluß auf meine Gesundheit; allein während des Krieges mit seinen Aufregungen und Arbeiten hatte mich meine Energie aufrecht erhalten, und ich würde vielleicht schlimmeren Folgen entgangen sein,

wenn ich Ruhe gehabt hätte, aber diese war mir bei meiner Rückkehr nach Hause versagt worden. Mehr als durch alle körperlichen Anstrengungen und geistigen Erregungen der vergangenen Jahre wurde meine Gesundheit durch die Kränkungen und Demüthigungen untergraben, welchen ich seit meiner Rückkehr in Folge meiner Geldnoth ausgesetzt war. Außerdem machte mich auch die ganze Stellung, in welche ich gebracht war, melancholisch. Mein sehr beschränktes Einkommen nöthigte mich zu Entbehrungen, welche mich von der Gesellschaft ausschlossen, an welche ich gewöhnt war, so daß ich es viel leichter hielt, in einem Kloster, als in der Welt ohne Mittel zu leben.

Diese Sorge wurde indessen in einer Weise von mir genommen, die häufiger in Romanen als in der Wirklichkeit vorkommt, die indessen glücklicherweise Wirklichkeit war und plötzlich Alles änderte und selbst mir die Gesundheit wieder gab.

Während ich mich in Scheveningen so elend fühlte, erhielt ich die Nachricht, daß ein entfernter Verwandter in Amerika mir ein Legat vermacht habe. Der genaue Betrag dieses Legats war damals nicht angegeben, allein es wurde mir eine Summe zur Verfügung gestellt, die mir zu jener Zeit sehr groß schien. Ich glaubte, diese Summe sei Alles, was ich zu erhalten hatte, und war daher begierig, das Geld in vernünftiger Weise anzulegen und

womöglich ein Haus zu kaufen. Dieß gelang mir über Erwarten. Als ich das Haus in Bonn von Herrn A. Cahn miethete, sagte derselbe im Lauf der Unterhaltung, daß, wenn ich es kaufen wolle, er es mir für eine gewisse mäßige Summe lassen wolle. Seit jener Zeit war indessen der Preis der Häuser sehr gestiegen, und ich wußte, daß einige Tausend mehr als die von Herrn Cahn genannte Summe demselben bereits geboten waren. Ich erinnerte ihn indessen an sein Versprechen, und obgleich dasselbe keineswegs in gesetzlich bindender Weise gegeben wurde, war Herr Cahn doch so gütig und ehrenhaft, sein Wort zu erfüllen, und so geschah es, daß ich das Haus mehrere tausend Thaler unter seinem wirklichen Werth kaufte.

Die mir zur Disposition gestellte Summe war indessen keineswegs die ganze Erbschaft, sondern es waren nur angehäufte Zinsen, wovon ich später unterrichtet wurde.

Ich hatte diesen alten Verwandten beinahe vergessen, da ich ihn nur, als ich noch Kind war, gesehen hatte. Ich war damals sehr lebhaft und waghalsig, und er faßte eine sehr große Zuneigung zu mir. Ob er damals schon reich war, weiß ich nicht; ich hatte jedoch von ihm seit vielen Jahren nichts gehört. Er indessen hatte aus den Zeitungen erfahren, daß ich einen Prinzen geheirathet, und Alles gelesen, was über meine Erlebnisse in Mexiko ꝛc. geschrieben

war, und da ihm das gefiel, so bestimmte er für mich die große Summe, welche er bei seinem Bankier hatte, wovon die Interessen mir nach seinem Tode so lange bezahlt werden sollten, als ich unverheirathet bleiben würde.

Ich hatte mein Haus, möblirt wie es war, an Baron Gerolt, unsern frühern Gesandten in Washington, vermiethet, da ich für längere Zeit zu reisen gedachte.

Aus diesem Grunde und weil ich mich auch vor dem nordischen Winter fürchtete, beschloß ich, ein südliches Klima aufzusuchen und nach Spanien zu reisen, wo ich auch Nachforschungen nach Verwandten meiner Mutter anstellen wollte.

Da Fräulein Runkel für einige Zeit zu ihrer Familie zurückzukehren wünschte, so nahm ich eine meiner Cousinen, Gräfin Konstantine von Salm-Hoogstraaten, mit mir.

Bei unserer Ankunft in Spanien war das Wetter schlecht und sehr ungünstig zum Reisen, und wir gingen daher direkt nach Madrid und stiegen in der Fonda de Paris ab, wo wir uns durchaus nicht behaglich befanden. Zu meinem guten Glück trafen wir aber in Madrid einen Bekannten von Rom, Graf W., der früher dort Legationssekretär, aber unterdessen als Geschäftsträger nach Spanien geschickt war. Obwohl er noch nicht lange in Madrid war, so wußte er doch mehr vom spanischen Leben als ich, und mit seiner Hülfe fanden wir ein vortreffliches

Logis in der Casa de hues Pedes de Señor José Perez, welches zufällig ganz leer und gänzlich zu meiner Disposition war.

Alles erinnerte mich hier an Cuba oder Mexiko; allein ich kann nicht sagen, daß mich die spanische Küche entzückte, und ich war froh, als wir in einer trefflichen Restauration in der Calle Alcazar pariser Küche fanden.

In Bezug auf Madrid werde ich denselben Plan befolgen wie bei Rom, das heißt nicht Murray's Handbücher plündern, besonders da das über Spanien von Richard Ford ganz vortrefflich ist. Ich bewunderte oder vielmehr wunderte mich über die Häßlichkeit der spanischen Kirchen im Vergleich zu den italienischen und über die soliden Brücken über einen imaginären Fluß, den Manzanares. Dieser Fluß war so trocken, daß die malerisch aussehenden, geschwätzigen Waschweiber kaum Wasser genug für ihre Zwecke darin finden konnten. Nach Gewittern indessen, heißt es, schwillt der Fluß innerhalb weniger Stunden zu gefährlicher Größe an, die indessen nur eine kurze Dauer hat, obwohl sie die Brücken nothwendig macht.

Von der Casa de Campo im Manzanaresthal hat man eine schöne Aussicht auf Madrid, besonders auf den Palast und die Artilleriekaserne, welche durch die dort bei der Revolte stattgehabten Ereignisse berühmt geworden ist. Neben dem Kloster St. Fernando sieht man auch von

da den Palast des Herzogs von Ossuna. Ich wollte ihn sehen, wurde aber ohne Billet nicht eingelassen. Ein solches wurde natürlich leicht verschafft, und als die Leute hörten, daß ich eine Verwandte der Herzogin sei, wurde mir Alles mit großer Bereitwilligkeit gezeigt. Der Palast ist eine prachtvolle Wohnung und ich bewunderte sehr die Ordnung, in welcher er erhalten wurde durch — die Gläubiger des Herzogs, welche ihn in Besitz genommen hatten.

Obwohl der Herzog vielleicht der reichste Mann in Spanien ist, so besteht doch sein ganzes Vermögen in Grundbesitz — ich glaube, halb Andalusien gehört ihm — und in Folge des ungeordneten Zustandes in Spanien blieben die Felder unbebaut und die Pächter zahlten nicht. So ist es leicht zu begreifen, wie der reichste Mann in Spanien in Geldnoth und in die Gewalt seiner Gläubiger kommen konnte.

Ich sah natürlich alle Merkwürdigkeiten von Madrid und namentlich seine berühmte Bildergalerie. Ein liebenswürdiger Künstler, Señor de Grau, von dem ich ein schönes Aquarell kaufte, war so gütig, den Cicerone zu machen. Ich nahm mit mir Photographieen der berühmtesten Gemälde von Titian, Velasquez, Murillo und Rubens, will sie aber nicht beschreiben, „da mein Papier zu Ende ist“ und Herr Ford es zur Genüge gethan hat.

Die Armeria (Zeughaus) besuchte ich auch und bewunderte die prächtigen Rüstungen der Könige und Helden und schüttelte den Kopf über die seltsamen Gravirungen, mit denen sie oft verziert sind, und die mich an die Schlechtigkeiten von Pompeji erinnerten. Die schönste Rüstung scheint mir die zu sein, welche die Stadt Pampeluna Philipp II. schenkte. Die wundervollste ist indessen die eines Kurfürsten von Sachsen — ich weiß nicht mehr welches — in der Platz für drei spanische Ritter ist. Erstaunen erregte mir auch die Rüstung des Christoph Columbus, den ich mir immer eher mit dem Zirkel als mit dem Schwert in der Hand gedacht hätte. Er muß auch körperlich ein großer Mann gewesen sein, von beinahe gigantischer, aber nichts weniger als schöner Form.

In den Schränken sind viele historische Kuriositäten aufbewahrt, deren Echtheit mir ebenso zweifelhaft scheint, wie die mancher heiliger Reliquien. Da ist zum Beispiel das Schwert des Cid, kurz und breit, das Schwert Roland's u. s. w.

Als sehr interessant wurden mir zwei seltsame Schießeisen bezeichnet, welche von Majorca stammen sollen, woher sie schon hundert Jahre vor Berthold Schwarz' Erfindung des Schießpulvers kamen.

Ich ging auch häufig in's Theater und sah in der italienischen Oper „Anna Bolena", welche herzlich schlecht

gegeben wurde. Vortrefflich war dagegen das spanische Theater, wo mir manches lebhaft gegebene Lustspiel viel Freude machte, denn ich verstand es, trotzdem ich nicht viel von der Sprache verstand. Noch besser gefiel mir das Teatro del Principe, wo historische Stücke vortrefflich gegeben wurden und wo man auch die große Korrektheit der Kostüme bewundern mußte.

Als wir einst auf den Anfang des Theaters warteten, hatten wir ein kleines charakteristisches Abenteuer. Wir setzten uns auf einige vor dem Theater stehende leere Stühle, als ein ziemlich wild und verdächtig aussehendes, sehr schmutziges Individuum sich ganz dicht vor mir hinstellte. Räubereien sind in Madrid keineswegs selten — meine Börse war mir in der Kirche aus dem Kleide geschnitten worden — und ich fühlte mich beunruhigt. Dasselbe war mit Graf W. der Fall, der uns begleitete. Da der Kerl auf unsere Aufforderung nicht ging, stieß ihn der Graf etwas unsanft zurück, ohne zu ahnen, welchen Sturm er dadurch erregen würde. Der beleidigte Mann machte großen Lärm; es versammelte sich sogleich eine Menge und auch einige Polizeidiener kamen herbei. Der schmutzige, räuberartig aussehende Kerl entpuppte sich als der Eigenthümer der Stühle und kam, um sein Geld einzusammeln. Nachdem die Sache erklärt war, bot der Graf als Friedensstifter eine Entschuldigung

in Gestalt eines Goldstückes an; allein der schmutzige Spanier weigerte sich, geringschätzig wie ein Caballero, es anzunehmen, erklärte sich jedoch befriedigt, wenn der Graf ihm die Hand geben wolle. Dieser würde lieber das Goldstück gegeben haben, denn die Hand war gräßlich schmutzig; allein die Messer waren damals in Madrid sehr lose in der Scheide und er erfüllte des schmutzigen Caballeros Wunsch, fühlte sich aber den ganzen Abend unbehaglich, da kein Wasser in der Nähe war.

Wir gingen natürlich oft in den Prado, wo wir die spanischen Damen in ihren gelben Atlaßkleidern, schwarzen Mantillas und großen Fächern bewunderten. Es versteht sich von selbst, daß ich sogleich solche Mantille und Fächer kaufte, und da mein Teint spanisch ist, so schmeichle ich mir, daß ich so ziemlich wie eine Spanierin aussah.

Im Prado sah ich oftmals ein sehr hübsches Coupé, in welchem eine im pariser Styl elegant gekleidete Dame saß. Es war die Herzogin de la Torres, die Frau des — Serrano. Er ist nun ein „großer Mann", aber nach meiner Meinung ist er einer der größten Schurken, die es gibt, — ein gemeiner, verabscheuungswürdiger Mensch.

Als er noch ein junger, unbedeutender Offizier war, gewann er die Gnade der Königin Christine, die ihn mitnahm, wenn sie in ihre Sommerresidenz in die Sierra de Guaderama ging. Dort kam er häufig mit der In=

fantin Isabella in Berührung, die damals ein vierzehnjähriges Mädchen war, und da er ein hübscher Mensch und ein Schurke war, so verführte er sie. Sie liebte ihn viele Jahre lang sehr, und ihr Liebhaber stieg zu hohem Range. Auf seinen Rath heirathete Isabella einen Mann, der kein Mann war, und er wählte ihn für sie, damit er seinen Einfluß behielt. Sie war unterdessen ziemlich häßlich geworden, und ihr Liebhaber wurde ihrer müde, aber nicht seiner Macht, und um diese zu erhalten, gebrauchte er die allerverächtlichsten Mittel; er verdarb sie systematisch.

Trotz ihrer skandalösen Aufführung war die Königin bei den loyalen Spaniern beliebt, die zu sagen pflegten: „Sie mag zu Hause thun, was sie will, zieht sie aber die Handschuhe an, dann ist sie jeden Zoll eine Königin." Serrano aber wurde gehaßt, weil er die Königin, der er Alles verdankte, mißhandelte. Endlich war sein Maß voll; er fiel in Ungnade. Die Königin sagte zu ihrem Verderber: „Ich habe Dich zum General gemacht; ich machte Dich zum Marquis; ich machte Dich zum Herzog; allein einen Gentleman konnte ich nie aus Dir machen."

Ein solcher ist er sicher nicht und wird nie einer werden, welches auch seine Titel und politische Stellung sein mögen. Er trat nun feindselig gegen die Königin auf, veranlaßte infame Zeitungsartikel gegen sie und er=

klärte selbst in einem öffentlichen Dekret, daß sie eine Königin sei, deren sich spanische Mütter und Töchter schämen müßten. Wer machte sie aber zu dem, was sie war?

Nach Prim's Tode wurde Serrano ein Radikaler. Er beleidigte die Königin in der allerinsultirendsten Weise, indem er seiner Frau verbot, bei keinem ihrer Kinder Pathe zu sein. — Wir haben Serrano's Ende noch nicht gesehen, hoffen aber, daß er seinem verdienten Schicksale nicht entgehen werde.

Da ich eine Frau bin, so darf ich Königin Isabella wohl nicht vertheidigen, allein ich darf es wagen, zu sagen, daß sie mehr Mitleid als die Verachtung und Lächerlichkeit verdient, mit welcher man sie überschüttet hat. Könige wie sie, wenn sie auch nicht bessere Regenten sind wie sie, beurtheilt man nachsichtig, allein Königinnen mit krankhaften Leidenschaften vergibt man nur, wenn sie auch große Herrscherinnen sind.

Ich sah auch häufig König Viktor Amadeus, entweder zu Fuß, zu Pferde oder in seinem selbst gelenkten Wagen. Er ist ein mageres, unbedeutend aussehendes Männchen, das viel zu einfach in seinen Gewohnheiten war, um die Liebe der Spanier zu gewinnen, die keine Sympathie für „Bürgerkönige" haben. Man sah ihn fast immer mit der Königin, die eine sehr tugendhafte und gute Gattin

ist und die weit populärer war, als Viktor Amadeus, der in Bezug auf das andere Geschlecht seinem Vater nachahmte. Ueber seine Abenteuer erzählt man sich in Madrid merkwürdige Geschichten und die Zeitungen erzählten sie fast ohne Schminke.

Der König war übrigens ein Mann voll Muth und er zeigte denselben bei dem gegen ihn gerichteten Attentat. Die Geschichte dieses Attentats ist immer noch ein Geheimniß. Ich sah die enge Straße, in welcher es stattfand, und es ist schwer zu begreifen, wie die Kugeln ihn verfehlen konnten. Noch schwerer ist es zu begreifen, warum die Polizei keine Maßregeln traf, es zu verhindern, da es ohne irgend welche Heimlichkeit vorbereitet und augenscheinlich erwartet wurde, denn der Gouverneur der Stadt folgte der Equipage des Königs in einem Fiaker in einer Entfernung von etwa hundert Schritt. Der Anführer der Verschwörung wurde auf dem Fleck getödtet, aber — wie es scheint, absichtlich — so entstellt, daß man ihn nicht erkennen konnte. Andere Personen, die arretirt wurden, ließ man aus dem Gefängniß entfliehen, und so erfüllte sich die Prophezeiung, daß der versuchte Königsmord nie bestraft werden würde.

Ich hatte beabsichtigt, Andalusien zu bereisen, um Verwandte meiner Mutter aufzufinden, allein die Dinge in Spanien nahmen eine Wendung, welche Reisen im

Lande nicht nur unbequem, sondern gefährlich machten, und unter diesen Umständen gab ich meine Absicht auf und kehrte nach Hause zurück.

* * *

Meine Aufgabe ist gethan; mein Buch ist zu Ende. So lange ich mich damit beschäftigte, es zu schreiben und durch meine Erinnerungen an die Vergangenheit absorbirt war, schien Alles, was ich erzählte, mir interessant; ob es das Publikum interessiren wird, oder ob ich nicht besser gethan hätte, mein Buch ungeschrieben zu lassen, ist eine Frage, die mich nun, da es zu spät ist, in unangenehmer Weise bedrückt. Ich denke, ich muß dem Glück vertrauen wie andere größere Schriftsteller und mich auf Kritiker gefaßt machen, die mit Achselzucken sagen werden: „Amerikanischer, mexikanischer und französischer Krieg! Du lieber Himmel, das ist ja schon eine alte Geschichte und wir sind derselben herzlich müde, warum hat sie nicht die Geschichte des nächsten Jahres geschrieben?“ —

Darauf erlaube ich mir in aller Bescheidenheit zu bemerken, daß es mir gar nicht in den Sinn kam, überhaupt Geschichte schreiben zu wollen, sondern daß ich nur beabsichtigte, meine persönlichen Erlebnisse während drei großer Kriege zu erzählen, an welchen ich zufällig theilnahm. Ich würde es überhaupt nicht gewagt haben, ein Buch

zu schreiben, wenn mich nicht Männer, die ich für kompetent hielt, dazu ermuthigt hätten, indem sie mir sagten, daß die Erzählungen persönlicher Erlebnisse von Augenzeugen, wenn einfach und wahrheitgetreu erzählt, sehr geschätzt würden, da sie dazu dienten, die trockenen Geschichtsskelette, welche uns so häufig von gelehrten militärischen Autoren oder Professoren der Geschichte geliefert werden, mit Fleisch zu füllen und ihnen Farbe und Leben zu geben.

Was ich während dieser zehn ereignißreichen Jahre sah, habe ich einfach und wahrhaftig beschrieben und meine Meinung darüber vielleicht manchmal zu rückhaltlos ausgesprochen; ob sie etwas werth ist, ist eine Frage, welche von Anderen entschieden werden wird, und ich habe mich nur noch darüber zu entschuldigen, daß ich vielleicht zu viel von meinen Privatangelegenheiten redete, die in der That nichts mit den großen historischen Ereignissen zu thun haben, welche den Rahmen meiner Erzählung bilden. Wenn ich in dieser Hinsicht fehlte, so habe ich keine andere Entschuldigung als die, daß ich zu meiner Vertheidigung dazu genöthigt war. Einige Personen, meine schutzlose Lage benutzend, haben sich damit unterhalten, mein Thun und Lassen zu kommentiren und Andeutungen und Vermuthungen auszustreuen, welche Personen gegen mich einnehmen mochten, an deren Meinung mir gelegen ist.

Um mich diesen gegenüber zu rechtfertigen, mußte ich einige Thatsachen anführen, die ich sonst vielleicht zurückgehalten haben würde. Sind diese Thatsachen nicht immer angenehm, so thut es mir leid, allein Jeder ist sich selbst der Nächste. Ich bin keine von den Personen, die im Stillen zu dulden geneigt sind.

Indem ich von dem freundlichen Leser Abschied nehme, den vielleicht mein Geschick interessirt, erlaube ich mir zu sagen, daß ich endlich die Ruhe gefunden habe, nach der ich mich so sehr sehnte. Ich habe ein Heim, mit dem ich vollkommen zufrieden bin, bin unabhängig in jeder Hinsicht und habe einige treue Freunde, die mich kennen und lieben; mehr wünsche ich nicht.